H. Gall.

Briefe
eines
Einwohners von Paris
an
ſeine Freunde in der Schweiz
und in England.

Ueber die Begebenheiten vom Jahre 1789, 1790,
und bis zum vierten April 1791.

Si jamais la vanité fit quelqu' heureux ſur
la terre, à coup-ſûr cet heureux là
n'étoit qu' un ſot.

I. I. ROUSSEAU.

---

aus dem Franzöſiſchen überſetzt

---

herausgegeben von
E. A. W. Zimmermann
Hofrath und Profeſſor in Braunſchweig.

Berlin 1791.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Verfaſſers.

Wer könnte jetzt noch wünſchen, ſich auf der Bühne zu zeigen? Doch was ſag ich? Wo iſt jetzt noch Bühne, oder Parterre? Alles iſt durch einander geworfen, alles iſt ſich gleich. Alle Welt ſchreibt, druckt, ſpricht und ſchreit auf einmal; und der Lärm iſt ſo groß, daß man Niemand mehr hört. Der Tolle und der Kluge haben gleiches Schickſal. Man

hört weder den einen noch den andern. Die Gleichheit der Rechte hat ſich auch auf die Produkte des Geiſtes erſtreckt. Ungleichheit nimmt man nirgend mehr wahr als in der Verſchiedenheit der Herzen, und ich weiß nicht, ob nicht in dieſem Augenblicke die Stärke des letztern eben ſo wirkſam iſt als die Stärke des Kopfes, um über das Schickſal der Menſchen und der Schriften zu entſcheiden.

Dem ſey auch wie ihm wolle; ich gebe dieſe Briefe nur gezwungen heraus. Könnte ich mich durch ein einziges Wort verſtändlich machen, ſo würde ich dieß ſagen; aber ich habe zu viele Achtung für das Publikum, um es durch eine Erklärung, die es nicht im mindeſten intereſſiren würde, zu ermüden. Dieſe Briefe ſind vor langer Zeit geſchrieben und waren, den letzten ausgenommen, gar nicht beſtimmt, öffentlich bekannt zu werden. Der Leſer wird dieß nur zu oft wahrnehmen. Sie befinden ſich in den Händen meiner Freunde, und ſind ſchon von Vie-

len in England und in der Schweiz geleſen. Es ſind vertrauliche Briefe, nachlåſſig geſchrieben. Ich beſitze gar nicht die thörichte Eigenliebe, ihnen den Titel einer Geſchichte der Revolution beilegen zu wollen. Ich gebe ſie bloß für Materialien aus, die vielleicht einmal in zwanzig Jahren ein Mann von Kopfe, der eine ſolche Geſchichte ſchreiben will, benutzen kann.

Ich bin weder Demokrat noch Ariſtokrat. Was ſind Sie denn? wird man fragen ..... — — Das unpartheiiſchſte und vielleicht einzige Weſen im Reiche, das kein anderes Intereſſe als das für Wahrheit und Freiheit kennt; ein Freund gemäßigter Meinungen, die allein der franzöſiſchen Nation den Frieden, die Einigkeit, deren ſie ſo ſehr bedarf, und das Glück, deſſen ſie ſich ſo würdig bezeigt hat, verſchaffen können. Ich weiß wohl, daß ein Mann, der der Freund der ganzen Welt bleiben will, gewöhnlich Niemandes Freund iſt. Darauf thu' ich Ver-

zicht, ich ſchmeichle keiner Partei, ich ergreiſe keine. Allen werd' ich mißfallen, oder, ich will lieber ſagen, der einen Partei werd ich ſo wenig bekannt werden als der andern —— man wird mich nicht leſen; es wird vielleicht dieſer Schreiberei eben ſo gehen, wie ſo vielen andern; ſie wird in den Schlund der unermeßlichen Menge von Schriften ſtürzen, welcher durch die Revolution geöfnet iſt, worein die Menge der abgeſchmackten Schriften, welche das Publikum ſeit zwei Jahren überſchwemmten, ſinken und ſich verlieren, um nie wieder zum Vorſchein zu kommen. Wenn dieß das Schickſal dieſer Briefe iſt, ſo will ich mich darüber zufrieden geben. Ich würde mich ſogar für glücklicher, als weiſe, halten, denn in dieſen zügelloſen, parteiſüchtigen Zeiten ſollte der Weiſe nur die Dunkelheit ſuchen, ſollte den Schatten, der ihn bedeckt, dichter machen; ſollte nur auf eine Sache eitel ſeyn, nämlich auf das Stillſchweigen.

Ein Wort über das Motto. Bis jetzt ſcheint die Eitelkeit ſelbſt die Auswahl derſelben getroffen zu haben. Sie enthalten alle einen Sinn, der ſich entweder auf den Schriftſteller ſelbſt oder auf die Natur ſeiner Werke bezieht. Das meinige hingegen hat ſeine Beziehung auf den Leſer, ſo daß er ſich wenigſtens etwas an dem Motto ſchadlos halten kann, wenn er von meinem Buche ſelbſt keinen Nutzen zöge. Sein Zweck iſt, die Menſchen von der Eitelkeit durch die Eigenliebe zurückzubringen, ſie gegen ſich ſelbſt zu rüſten, ſie mit ihren eigenen Waffen zu beſiegen, kurz, um in den Menſchen einen Abſcheu vor dem Eitelſeyn durch die Eitelkeit zu erwecken. Das heißt Gift in Gegengift verwandeln. Iſt mein Buch ſchlecht, ſo glaube ich daher dieſes Vergehen durch mein Motto gut gemacht zu haben, welches allein einen ganzen Band Moral aufwiegt. Eitelkeit! Wer nur die Menſchen ein wenig beobachtet hat, wird der noch zweifeln können, daß ſie nicht die

reichhaltigſte Quelle der Unordnungen in der Sozietät ſey? Freiheitsliebe fing die Revolution an, iſt es aber nicht vielleicht bloß Eitelkeit, wodurch ſie fortgeſetzt ward? Vielleicht kam die Freiheit unter der Geſtalt des Oromazes und die Eitelkeit unter der des Arimanes auf Frankreich herab, um alles Gute und alles Schlimme durch die Revolution darüber auszugießen.

Vorrede

zu der deutſchen Ueberſetzung.

Iſt die Anzahl der Schriften über die franzöſiſche Revolution, faſt unüberſehbar, ſo hat auch die Geſchichte wohl ſchwerlich eine Begebenheit aufzuweiſen, welche hiezu mehr Anlaß und deßwegen mehr Entſchuldigung darböte. Wen würde es wundern, daß einmal alle Negern Weſtindiens ihre Feſſeln zerbrächen, ihre tyranniſchen Herrn erwürgten, in ein großes freies Volk zuſammenträten, und ſich Ordnung und Geſetze ſchüfen? Alles wäre hier dem gewöhnlichen Gange der Dinge, alles der Natur des Menſchen gemäß. Ein zu ſtark geſpannter Bogen zerbricht, ein früh-

zeitig eingezwängter Baum zerſprengt ſeine enge Bekleidung, ein gemißhandeltes, unter die Füße getretenes Volk richtet ſich endlich gewaltſam empor und zerſchellt ſeine Ketten. Gleichviel wie oder wann, mählich oder plötzlich, mit Gewalt oder durch langſames Streben, früh oder ſpät, genug die Exploſion erfolgt und mußte erfolgen. Daß in ſolchem Zeitpunkt der freigewordene Sklav den Schuldigen mit dem Unſchuldigen, den tyranniſchen mit dem gutmüthigen Herrn erſchlägt, daß er alles verwüſtet, was ihm nur von weitem an ſeine ehemaligen Leiden erinnert, dieß konnte man erwarten und entſchuldigen. Der Sturm, die Veränderung war zu heftig, die Wuth der Leidenſchaften war taub gegen die Vernunft, die plötzlich losſchnellende Feder zertrümmerte alle Getriebe. Niemand würde hierüber getheilter Meinung ſeyn, und jeder Geſchichtſchreiber dieſer Revolution, der ruhige oder der lebhafte, der gewöhnliche oder der tiefdenkende, würde ihr Beifall geben und die

unglücklichen Nebenereigniſſe mit Schonung und Entſchuldigung darſtellen. Ja, wenn ſich auch ein deſpotiſch denkender Irrkopf darunter aufwürfe, ſo würde er ſich ſchwerlich zum Anführer einer bedeutenden Partei erheben.

Warum nicht ſo bei der Revolution in Frankreich? Warum finden ſich bei ihr hier zwei bedeutende, einander gerade entgegenſtehende Parteien! Warum wird ſie von ſonſt geſcheuten Männern eben ſo heftig vertheidigt als von ähnlichen Köpfen auf der andern Seite getadelt? Es muß alſo die Gültigkeit dieſer Revolution in ihrem ganzen Umfange, ſelbſt für die beſten, ruhigſten Köpfe, nicht jene Klarheit haben, die man dem zuvor geſchilderten Aufſtand der Sclaven einmüthig zugeſtand.

Eben deßhalb wird ſie aber nur um deſto intereſſanter; das Wohl und Wehe von mehr als fünf und zwanzig Millionen iſt jedem Manne von Kopf und Herzen über alles wichtig. Wer nimmt

daher nicht Antheil an ſolchen Werken, die den Zuſtand einer Nation getreu ſchildern, welche ſich jetzt mehr und mehr der großen Kriſe nähert? an Werken, die den ganzen Verlauf der Krankheit, alle Perioden hindurch, mit Wahrheit und Gründlichkeit darſtellen? Und ein ſolches Werk iſt das hier überſetzte des Hrn. v. Echerny. Es iſt mir bis jetzt niemand vorgekommen, der das Entſtehen, die einzelnen Zwiſchenſcenen, und die großen Züge der Revolution ſo unbefangen, mit ſo vielem Gefühl für die Menſchheit und dabei ſo getreu vorgeſtellt hat, als dieſer edle Mann. Freilich war er auch gerade in der dazu abſolut nothwendigen Lage. Er war längſt ein Einwohner Frankreichs, hatte dieß Land lange ſtudiret, war vom erſten Entſtehen der Gährungen, an Ort und Stelle, er war bei der erſten Sitzung der Reichsſtände und bei den nachmaligen der National-Verſammlung. Er ſahe das Reich unter dem dreifachen Joche der Finanzen, der Geiſtlichkeit und des Adels;

er ſahe durch die Zuſammenberufung der Stände, durch die daher nothwendig entſtehende Annäherung ſo vieler geſcheuter bis jetzt gedrückter Menſchen, jenen natürlichen Hang zur Freiheit auflodern, und das bewirken, was viel zu ſehr auf die Rechnung der ſogenannten Aufklärung geſchrieben wird; er ſahe endlich zum Jubel der Menſchheit jene ſchreckliche Dreieinigkeit zu Boden ſtürzen. Aber er ſahe auch auf der andern Seite, den Stolz, die Habſucht, die Rachbegierde des Dürftigern aufwachen, den Adel berauben, die Religion zurückſetzen, der Monarchie nach dem Leben trachten, alle Subordination, alle Ordnung, alle Sicherheit über den Haufen werfen, und ſo den Staat völlig zertrümmern.

Der Stand des Verfaſſers, ſeine vielen bedeutenden Verbindungen, gaben ihm überdieß aller Orten Zutritt; er konnte daher die geheimeren Triebfedern vieler Begebenheiten erfahren, und ſo Urſache und Wirkung an einander reihen. Sein

richtiger, mathematiſcher Kopf, ſein tref=licher Beobachtungsgeiſt, ſeine Menſchen=kenntniß, daneben ſein theilnehmendes Herz und ſeine große Beſcheidenheit ſetz=ten ihn dann in Stand, ſelbſt in dieſen, wie er behauptet, nur für Freunde ge=ſchriebnen Briefen etwas Vorzügliches zu liefern.

Aus dieſen Urſachen ſehe ich dieß Werk des Hrn. v. Echerny als eine Dar=ſtellung der Revolution an, die die übri=gen mir bekannt gewordenen, mit oder ohne Schwärmerei darüber zuſammenge=ſchriebenen Nachrichten, weit hinter ſich zurück läßt. Man wird ihr daher gerne kleine Weitſchweifigkeiten verzeihen. Ue=berdieß finden ſich hier noch trefliche, ſcharfſinnige Erörterungen über Regie=rungsformen überhaupt, über die Men=ſchenklaſſen, über die Unzulänglichkeit phi=loſophiſcher Stubenſyſteme und über die Blößen und das Deraiſonnement der bei=den Helden der Revolution, nemlich Mi=rabeaus und Rouſſeaus. Indeß geſte=

he ich, daß ich nicht alles, was Hr. v. Eſcherny behauptet, unbedingt unterſchreiben mögte. Seine Unterſuchungen über den Adel mögen hin und wieder etwas Vorliebe verrathen, aber bei alle dem ſind ſie mir ſo wichtig, daß ich mir bis jetzt keine Monarchie ganz ohne Adel und Unterſchied der Stände gedenken kann. Würfe man dagegen die ſo eben bekannt gemachte, unbedingte, königliche Annahme der Konſtitution ein, ſo hätte mir dieſe etwas ähnliches von einem Beweiſe für die Rechtmäßigkeit, einen Erdroſſelten ſeiner Taſchenuhr berauben zu dürfen, weil er ſie in dieſem Zuſtande nicht mehr braucht, ſie nicht mehr hört. Aſphyxien ſind übrigens nicht allemal tödtlich!

Hr. v. Eſcherny hätte eine beſondere Achtſamkeit in Anſehung der Ueberſetzung verdient, und ob ich gleich dieſe für leſbar und getreu anſehen darf, ſo würde ich nicht behaupten, daß ſie völlig ohne Mängel ſey. Ein längerer Zeitraum, eine ruhigere Lage hätte Gelegenheit gegeben,

jene weniger zu überſehen und das Ganze mehr auszufeilen. Wer kennt aber jetzt nicht die leider nothwendige Eile des Drucks bei Ueberſetzungen, und wenn daher der Inhalt eines in ſich ſchätzbaren Buchs richtig und lesbar dargelegt iſt, ſo darf man einigermaaßen auf Nachſicht in Anſehung des gewählteren Ausdrucks hoffen.

Braunſchweig den 8. Oct.
1791.

E. A. W. Zimmermann.

Erſter Brief.

Die Eröfnung der Reichsſtände den 5. Mai 1789.

Der Baron von C*** an den Baron L*** in der Schweiz.

Sind Sie eben ſo unempfindlich als ich, für alles das, was bloß in die Augen fällt? eben ſo abgenützt für alle Feſte, Schauſpiele, Hofpracht und zahlreiche Aſſembleen? Wohlan! Verjüngen Sie jeden Ihrer Sinne, kommen Sie und ſchauen die erſte Sitzung der Reichsſtände von Frankreich; einer Verſammlung, die ſeit beinah zwei hundert Jahren vergeſſen, aufgehoben war, betrachten Sie mit mir ihre pompvolle Auferſtehung.

Ich war, theurer Baron, bei ihrer Eröfnung, die den 5ten dieſes Monats geſchahe, gegenwärtig, und noch iſt meine ganze Seele

voll von den Eindrücken, die ich da empfing. Welch ein großes, herrliches Gemälde entfaltete ſich vor meinen Augen! Worte fehlen mir, es zu ſchildern, das Entzücken und das Ergötzen, worin ich neun Stunden hinter einander bei dieſem Gemälde erhalten wurde, auszudrücken. Ein ungeheurer Saal, eingerichtet und verziert in einem hohen Geſchmacke, geſtützt von zwanzig doriſchen Säulen, ſichtbar in allen ſeinen Theilen dieſelbe doriſche Ordnung, dieſer, unter allen der edelſte und ehrwürdigſte Stil in der Baukunſt. Tauſend bis zwölfhundert Repräſentanten von Frankreich, im Hintergrunde des Saals, in drei Ordnungen abgetheilt.

Die Geiſtlichkeit meinem Platze gegenüber, in ihrem reichſten Ornate. Die Deputirten vom Adel der Geiſtlichkeit gegenüber, mit wallenden Federn auf den Lehnshüten, (de forme feodale) die in dem Heldenalter der Monarchie üblich waren, in ſchwarzen von Golde ſtrahlenden Mänteln nach einem eleganten und theatraliſchen Schnitte, alle mit dem Degen an der Seite. Im Hintergrunde des Saales zu meiner Linken, die fünf oder ſechshundert Abgeordnete vom Bürgerſtande, alle ſchwarz, Kleider und Mäntel von Tuch, weiße Bin-

den, und heruntergeſchlagene Hüte; ohne Degen. Zu meiner Rechten die Erhöhung, welche den Thron trug, den ein prächtiger Himmel deckte. Der König; die Königinn etwas niedriger. Zur Linken des Throns, an der Seite der Königinn, die Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt, die hohen Kronbeamten; jeder in ſeiner eigenthümlichen Kleidung. Dann die Herzöge und Pairs; alles ohne Verwirrung, in der maleriſchſten Ordnung.

Am Fuße der Erhöhung eine große Tafel, mit einem grünen Teppich bedeckt. Dintenfäſſer, Federn und Papier. Um die Tafel die Miniſter und Staatsſekretaire. Neben ihnen, zur Rechten, alle Staatsräthe in korpore. Der Siegelbewahrer dicht an den Stufen des Thrones. Vor den Bänken des Bürgerſtandes, ſieben oder acht Waffen-Herolde, mit einem kurzen, violetten, weiten, ſpaniſchen Mantel bekleidet, in der Hand einen langen überzogenen Stab, worein, ſo wie in den Mantel, große goldne Lilien geſtickt waren. Alle Hofdamen in Gold und Silbergewirkter Gaze, geſchmückt mit Stickereien und Edelſteinen, nahmen die beiden erſten Entre-Kolonnen ein, gegen einander über. Ich be-

fand mich in der dritten mit dem diplomatiſchen Korps. Zwei tauſend auserleſene Zuſchauer, Männer und Weiber, beſetzten die übrigen Entre-Kolonnen und alle andere Erhöhungen und Bühnen. Herr Necker zeichnete ſich in ſeiner Kleidung beſonders dadurch aus, daß er gewöhnlich gekleidet war, alſo nicht ſo, wie alle Andre im Saale; er trug nämlich ein eiſenfarbiges Kleid, reich und ſtark mit Silber geſtickt. So war das Aeußere der Verſammlung und des Gemäldes, folglich die minder intereſſante Seite; aber wie viel Leben bekömmt dieſe Gruppe durch alle die großen Gedanken, deren Entſtehung und Vereinigung ſie veranlaſſet hat! Wie ehrwürdig, wie majeſtätiſch ward ſie durch die Fülle dieſer auf ſie zurückſtrahlenden Gedanken! Der König hatte auf ſeinem Throne Platz genommen, er hielt ein Papier in ſeiner Hand, die tiefſte Stille umgab ihn und ruhete über der Verſammlung. Kaum wagte man zu athmen. Denken Sie ſich ganz das Intereſſante dieſer Stille! Sie hatte ſeit beinah zwei hundert Jahren gedauert; der König ſtand im Begriff ſie zu brechen, das erſte Wort ſeines Mundes eröfnete, erweckte die National-Verſammlung. Er betrachtete lange von allen Seiten die Verſamm-

lung, , und wandte bald den Kopf nach der rechten, bald nach der linken Seite. Zuletzt las er mit einer ſtarken und ſehr vernehmlichen Stimme ſeinen Vortrag, mit einer Zuverſicht, worüber ich erſtaunte. Die vorzüglichen Stellen empfand man lebhaft, und gab ihnen durch ein allgemeines Händeklatſchen Beifall. Aber er redete noch als König von Frankreich; und der Siegelbewahrer, der nach ihm das Wort nahm, eben wie der erſte Finanzminiſter, zeigten in einem Vortrage von viertehalb Stunden nicht die mindeſte Ahndung, als wenn ſie ihre Rede an eine unumſchränkte Verſammlung richteten, worin der König ſelbſt nicht einmal den Vorſitz haben ſollte, und ſie vermutheten nicht von fern, daß jetzt die Reihe ſein Anſehn treffen würde, aufgehoben und vernichtet zu werden, wie die Reichsſtände es ſeit 1614 geweſen waren. Es kam mir vor, als ob der Vortrag, den Herr Necker hielt oder halten ließ, nicht eben derſelbe war, worauf er ſich vorbereitet hatte; daß er von Seiten des Hofes bewogen war, in der Eile einen Andern, oder doch einen voll anderer Grundſätze zu verfertigen. Es fehlte ihm an Beſtimmtheit und an Ordnung; er enthielt indeß ſchöne Stellen. Es war in dieſer Sitzung gar nicht die Frage von Freiheit,

noch von Konſtitution. Herr Necker ſprach nach ſeiner Gewohnheit, wiewohl indirektes viel von ſich, von ſeinen Arbeiten, gab das, defizit auf ſechs und funfzig Millionen an, ſagte, daß eine ſolche Kleinigkeit, eine ſo leicht zu füllende Lücke, den König nicht könnte gezwungen haben, die Verſammlung zuſammen zu rufen, daß die Nation nur der Großmuth des Königs, nur ſeiner Liebe für ſein Volk und für die Ordnung, dieſe Herablaſſung zu danken hätte. Er empfahl, von Seiten des Königs, der Verſammlung, ſich ſorgfältig um die Finanzen zu bekümmern; kurz er ſprach von nichts als den Finanzen und als ob er zu Intendanten ſeiner Majeſtät oder zu einem Finanzausſchuſſe redete. Ich befand mich nahe bei den Hauptperſonen, und beobachtete jede Bewegung, jeden flüchtigen Ausdruck der Geſichter vor und während der drei Reden, wovon ich kein Wort verlor. Ich ſahe Frankreichs Schickſal, das gewiß auf den ganzen Erdkreis Einfluß hat, oft von ganz entgegengeſetzten Ideen, die alle Geſichtsmuskeln in Bewegung ſetzten, abhängen, und alle dieſe Geſichter waren vor meinen Augen. Ich bemerkte deutlich, wie die erſte Verſammlung der Welt, ſchon vor ihrer Exiſtenz uneinig war:

Einige hegten in ihren beſchränkten Köpfen den niederträchtigen Gedanken der Sklaverei des kleinlichen Privatintereſſe, und der verſtellten Ehrfurcht für die alte Konſtitution; Andre wünſchten die Freiheit und die Abänderung der Mißbräuche mit ihren alten Gerechtſamen, ihren Privatrückſichten und ihren bisherigen Vorrechten zu vereinigen. Eine dritte Parthei, und dieſe iſt wohl die zahlreichſte, ſah beinah mit Mitleiden auf dieſe ſchwankende Konſtitution, und auf die zweifelhafte Freiheit jener von den Engländern ſo gerühmten Regierungsform. Dieſen, da ſie ſeit zehn Monaten die kühnen und freiheitathmenden Grundſätze eingeſogen hatten, ſchienen die des Contrat ſocial und eines Abbe Raynal nichts weiter, als ein kindiſcher Vorſchlag, als eine ſimple politiſche Alltäglichkeit.

Ich ſahe ſchon vorher die ganze Stärke der Wirkung des Gegeneinandertreffens der Leidenſchaft und des Intereſſe dieſer Partheien, die ich durch die Namen Royaliſten, Feudaliſten und Foederaliſten von einander unterſcheiden will; nemlich die Höflinge und Geiſtliche, die es mit dem Deſpotismus halten, der Adel, der für die Feudal-Ariſtokratie iſt, und der

Bürgerſtand, der eine Konföderation, einen Nationalbund verlangt u. ſ. w. u. ſ. w.

Paris, den 10. Mai 1789.

Zweiter Brief

an denſelben.

Ueber die Revolution im Julius 1789.

Welch ein weites Feld zu Betrachtungen! Welch ein Gemälde ſtellt Paris und Frankreich überhaupt dem Beobachter ſeit zwölf oder funfzehn Monaten dar! Ich bin ſorgfältig dem Faden der Eräugniſſe gefolgt, habe abgeſondert, was man der ungefähren Fügung und dem Zufalle (man weiß ja, wie viel Einfluß der auf große Revolutionen hat) beilegen kann, und was der natürliche Gang der Dinge mit ſich bringen mußte. So ſah ich, ziemlich richtig, voraus, was ſich zutragen würde und bemerkte faſt immer, daß die neueſte Begebenheit ſchon in der Vorigen gegründet lag. Aber ſo bequem meine Lage zum Beobachten iſt, ſo unbequem iſt ſie zum Schreiben; ein Haus, eine Familie, und Verbindungen von einer ſo wei-

ten Ausdehnung als meine Pariſer, verſchlingen die Zeit. Nur ein oberflächliches, hingeworfenes Werkchen werde ich etwa zu Stande bringen; denn ich ſelbſt fühle es am beſten, daß es mir an den beiden Haupterfoderniſſen, etwas ins Werk zu richten, fehlt, an großer Ruhe und an Einſamkeit. Ich habe mir den Plan gemacht, die philoſophiſche und politiſche Geſchichte der gegenwärtigen Revolution zu ſchreiben; aber es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ich aus Mangel an Zeit, und noch mehr aus Mangel an Talenten nur allein für mich ſchreiben werde. Wenn man die Augen der Nachwelt auf ſeine Werke richten will; ſo ſtelle man ſich immer beim Schreiben vor, jeder Gedanke könnte tiefer und beſſer entwickelt, jeder Ausdruck energiſcher, treuer und lebhafter ſeyn; dann ſieht man ſicher in ſeinem ganzen Werke nichts als kraftloſe Anſtrengung und ſchwache Grundzüge. Ich geſtehe, daß mir ein großer Schriftſteller der Erſte unter den Sterblichen iſt: er iſt der erhabene und bleibende Redner der gegenwärtigen National-Verſammlung und einſt der ganzen Erde. Ein feiner Geſchmack und ein Ideal von Vollkommenheit ſind das, woran er verzweifelt und dienen ihm dennoch zugleich zu ſeinen Mit-

teln. Inzwiſchen, da mir nichts weniger Mühe koſtet, als hingeworfene und flüchtige Grundzüge, ſo will ich Ihnen als einen Pendant zu der Eröfnung der National-Verſammlung (an den ſchönen Sachen, welche Sie mir darüber ſagen, ſeh ich, daß Sie mit der Nachſicht eines Freundes geleſen haben) den letzten Akt der gegenwärtigen großen Revolution mittheilen, aber bloß en profil und in dem mir eigenthümlichen Geſichtspunkte. Ehe ich aber den Vorhang vor dieſem letzten Akte aufziehe, glaube ich erſt die Grundzüge der frühern Akte mit wenig Worten anzeigen zu müſſen, und da würde ich ſogleich den Prolog zu dieſem großen Drama mit dem Hrn. von Kalonne und der Verſammlung der Notablen im Jahre 1787 anfangen laſſen. Den erſten Akt würde ich dann in die Zeiten des Erzbiſchofs von Sens ſetzen; hieher gehört dann die von ihm herrührende Unterbrechung der Zahlung, die entſetzliche Verſchwendung der öffentlichen Gelder, ſeine unglücklichen und unüberlegten Projekte; die Widerſpänſtigkeit der Truppen, welche zur Unterjochung der Provinzen abgeſchickt waren; die Parlamentsſitzung, wodurch die Verbannung des Herzogs von Orleans hervorgebracht ward; die Verſprechungen, welche der

König den Reichsſtänden machte; ihre Epoche, welche der Erzbiſchof beſchleunigte; der Kampf zwiſchen der königlichen Würde und der Stärke des Parlaments, und der Sieg der Letztern; die Anerkennung der Nationalrechte um die Einwilligung zu den Auflagen zu erhalten; und endlich der Aufſtand in der Dauphiné und die Wiedereinſetzung ihrer Provinzial = Stände.

Zweiter Akt. Die Rückkehr des Herrn Necker ins Miniſterium und zu den Finanzen; Wiederherſtellung des öffentlichen Kredits; Zuſammenberufung der Reichsſtände auf den Monat Januar 1789; Zurückberufung der Parlamente nach der Form von 1614; Kurzſichtigkeit oder wenn Sie lieber wollen, Gutmüthigkeit des Herrn Necker, der ſich einbildete, durch das Zurückberufen und Zurathezienhen der Notablen von 1787, die Sache aufs Reine bringen zu können, und ſchon dadurch zeigte, daß er beſſer in die verwickelten Krümmungen einer Finanzrechnung als in die verſteckten Falten des menſchlichen Herzens zu dringen wiſſe. Große Bewegungen der Seele finden nur in gewiſſen Zeitpunkten ſtatt, und wiederhohlen ſich nie. Die Notablen 1789 hatten bloß das Aeußere der vom Jahre 1787: ſo verurſachte ein Irrthum, eine moraliſche Verrechnung des Herrn

Necker anfangs viel Schlimmes und nachher viel Gutes. Die Reichsſtände erfuhren einen neuen Aufſchub. Man ließ den Leuten Zeit ſich zu elektriſiren, den Genius ſich hervorzuthun, den Denkern zu überlegen, dem Muthe zu entflammen, der Wahrheit durchzubrechen und aus dem Zuſammenſtoſſe ſo vieler verſchiedener oder entgegengeſetzter Meinungen Funken zu erzeugen. Eine kleine Anzahl Reicher und Mächtiger, welche bei dem Anblicke der Reichsſtände erblichen, ſuchten aus Privatintereſſe alle erſinnliche Mittel auf, ihre Feſtigkeit zu untergraben; ſie ſpielten Intriguen, machten Kabalen, beſtachen, kauften das Getraide auf, verurſachten dadurch Brodmangel, ſchimpften auf den Finanzminiſter, erweckten den Unwillen des Volks und unterhielten durch Sold den Aufruhr. Daher das reveillonſche Blutvergießen in der Vorſtadt S. Antoine. Weil ich gern jeden Vorfall in Beziehung auf mich darſtelle, ſo muß ich Ihnen doch erzählen, daß ich an dieſem Tage grade in dem Marais aß, der ziemlich weit von der Fabrik Reveillon, alſo weit genug vom Schuſſe liegt, um nichts davon fürchten zu dürfen. Um 8 Uhr des Abends kömmt mein Wagen, ich ſteige ein. Sie können zugleich hieraus die Unerſchrocken-

heit meiner Leute beurtheilen. Ich rufe „nach Haus!„ der Bediente macht die Wagenthür zu, aber der Wagen bleibt unbewegt — „Nun, wollen wir denn nicht fort?„ — „Mein Herr,„ ſagte mir der Bediente, „es „iſt ſehr gefährlich, hinten auf zu ſtehen; es „darf nur eine Kugel kommen —„ „Wenn „ihr das fürchtet, ſagte ich zu ihm, ſo kommt „und ſetzt euch zu mir!„ Er that das augenblicklich, ohne viele Umſtände. Nun glaubte ich wenigſtens fortzukommen. Nichts weniger als das. Der Kutſcher ſtieg von ſeinem Sitze, und ſagte, am ganzen Leibe zitternd, zu mir: „Mein Herr, ich ſitze da ſo frei und „habe eben ſo wenig Luſt zu ſterben als Fri„bourg.„ — „Ja, mein Beſter, ſo ſeh ich kein „anderes Mittel, nach Haus zu kommen, als „daß ich ſelbſt fahre.„ — Ein heftiger Streit entſtand nun bei ihm zwiſchen Ehrgeize und Furchtſamkeit; indeß trug doch das Point d' Honneur den Sieg davon: aber er war ſo angſt, ſo außer ſich, daß ich mehr als einmal dachte, ich liefe bei ſolch einem Kutſcher weit mehr Gefahr, als wenn ich auf ſeinem Platze ſäße und mich ſelbſt führe. Wir mußten viel Lärm und Getümmel paſſiren, aber das Blut=

vergießen ſelbſt war zu weit von uns entfernt, um uns erreichen zu können.

Dritter Akt. Wirkliche Zuſammenberufung der Reichsſtände auf den 1. Mai. Herr Necker räumt dem Bürgerſtande eine Repräſentation ein, die den beiden erſten Ständen zuſammen an Zahl gleich iſt. Intrigue und Kabale bei der Auswahl der Wählenden und der Ernennung der Deputirten. Eröfnung der National-Verſammlung; zweideutiges Betragen, zweideutiger Vortrag des Herrn Necker. Er will es mit keiner Parthei verderben, und befriedigt, wie gewöhnlich, keine. Die Stände trennen ſich. Lange und heftige Debatten über die Art und Weiſe des Stimmengebens und über die Beſtimmung ihrer gegenſeitigen Macht. Die Gemeinen (Communes), ganz ſich ſelbſt überlaſſen, müſſen ſich allen den Verbündungen der Geiſtlichkeit, des Adels, der Parlamente und des Finanzweſens, die noch dazu vom Hofe unterſtützt werden, entgegen ſtellen. Während dieſer Mißhelligkeiten entſtehen im Palais-Royal Federationen unter Bürgern, Müßiggängern und Rentenirern, deren es in Paris eine große Menge giebt. Das Kaffeehaus de Foy, wird der Brennpunkt für

dieſe patriotiſchen Verbündungen. Von Zeit zu Zeit kommen Geſandte von Verſailles, um ſich durch die Volksmeinung zu erhohlen, die ſtets den Handlungen der Stärke und Energie günſtig war. Dieſe Verbündungen wachſen und verſtärken ſich täglich. Bald werden ſie zahlreicher als die Gemeinen zu Verſailles; ſie haben ihre Redner, ihre Secretaire, ſie faſſen Entſchließungen, machen Anträge, fertigen Schlüſſe und Addreſſen aus. —

Vierter Akt. Die Gemeinen aufgemuntert durch die Stimme des Volks ergreifen die muthige Parthei, um unter ſich ihre Rechte zu beſtimmen, vergeſſen die beiden erſten Stände ganz, betrachten ſich allein als Repräſentanten des franzöſiſchen Volks, kurz machen ſich zur National-Verſammlung. Sie ſchaffen alte Auflagen ab, ordnen neue an, nehmen die Staatsſchulden unter ihren Schutz, und ſind im Begriff, ſich an das große Werk der Konſtitution zu machen. Ich befand mich eben um dieſe Zeit zu Verſailles und da ich keinen Platz mehr in den Tribunen fand, ſo ging ich in den Saal ſelbſt und miſchte mich unter die Deputirten. Ich ſaß neben dem Abbe S... a)

a) Wahrſcheinlich der Abbe Sieyes.

den ich aber nicht kannte. Ich machte ihm ein Kompliment über einige von ſeinen Schriften und überhaupt über ſeinen Antrag am 17. Jun.; er war darauf ſtolz und hatte Recht. An dieſem 17ten, ſagte er zu mir, haben wir einen Vorſprung von zwei Jahrhunderten gethan. Ich ſprach nach der Sitzung wohl mit dreißig Deputirten, die ich weiter gar nicht kannte, und ich erſtaunte nicht wenig bei dieſen Leuten, die bis jetzt in der Dunkelheit gelebt hatten, ſo viel Einſichten und Sachkunde zu treffen. Ich bin, ich muß es nur geſtehen, ein großer Vertheidiger der Politik und des Gleichgewichts dieſer drei wirkenden Kräfte, ich pries ſie alſo auch hier jedem an, der mir in den Wurf kam; aber keinem ſchienen meine Beweiſe, wenigſtens für jetzt, zu behagen. Ich machte keinen einzigen Proſelyten. Je mehr ich indeß meine Meinung prüfe, je mehr werde ich darin beſtärkt, und gewiß, man kann unmöglich mit mehr Aufrichtigkeit und Unpartheilichkeit dabei verfahren, als ich es thue; ich höre alle Partheien an, und erwäge ihre Gründe. Sie können im Pavillon in meinem Garten, wo ich Ihnen ſchreibe, einen vier Fuß hohen Stoß politiſcher Schriften pro und kontra ſehen, die ich ſeit ſechs

Mona=

Monaten mit dem größten Intereſſe ſtudire. Ich glaube, daß, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, nach der Deliberation von jedem einzelnen Kopf, die Gewalt in kurzer Zeit entweder ganz und gar an den König oder an die Repräſentanten der Nation übergehen muß. Schon gehört ſie wirklich ſeit der Revolution der Nation, und die königliche Würde iſt vernichtet. Man hat den Plan, die monarchiſche Regierungsform beizubehalten und dem Könige die ganze ausübende Gewalt zu laſſen: und dann geſchieht gewiß von dieſen beiden Stücken eins, entweder ſtellt der König vermittelſt dieſer Gewalt durch eine neue Revolution ſeine unumſchränkte Macht wieder her, oder es glückt ihm nicht; und im letzteren Falle ſollen Sie ſehen, daß aus Frankreich ein verbündeter Freiſtaat wird. Jede Provinz wird dann einen beſondern Staat formiren und einen Theil des großen Bundes ausmachen; ihre Provinzialſtände werden ſie anführen und der König wird ihnen entbehrlich ſeyn. Ich bleibe dabei, daß zur Behaltung der Monarchie, ein Mittelſtand (d. i. der Adel) zwiſchen dem Könige und dem Volke ſeyn muß, der dieſe beiden äußerſten Kräfte in dem gehörigen Gleichgewichte hält; wenn ich Gleichgewicht ſage, ſo

weiß ich, daß die wahre Vernunftmäßigkeit auf der Mittelſtraße zwiſchen den entgegengeſetzten Leidenſchaften der Menſchen ſich befindet. Ich verſtehe alſo unter Gleichgewicht eine Art von politiſchem Hin und Herſchwanken, wo die beiden äußerſten Kräfte abwechſelnd ſteigen und ſinken, wo jede Schaale der Waage wechſelsweiſe ſich hebt und fällt; und der Mittelkörper iſt es, der dieſes wohlthätige Schwanken verurſacht, das iſt bis jetzt mein Glaubensbekänntniß; aber ich bin bereit, es aufzugeben, wenn man mir ein neues Licht aufſtecken oder mich meines Irrthums überführen wird. Um wieder zurück zu kommen: Man hieb im Palais-Royal einige Spione der Polizei nieder, man peitſchete und badete daſelbſt einige Abbe's. Auf einmal ward der Saal der Reichsſtände mit Soldaten umringt: die Gemeinen retirirten ſich zum jeu de paulme und nachher in die Kirche S. Louis: ſie faßten da ſtolze Entſchlüſſe ab, verbanden ſich durch einen Eid und erklärten ſich für unverletzlich. Alles verkündete einen heftigen Kampf zwiſchen der königlichen Würde und der Volksmacht. Am 23. Jun. eine königliche Sizzung, b) (lit de Justice); allgemeine Beſtür-

b) Eigentlich ein großer Gerichtstag, welchen der König ſonſt im Parlamente hielt, gewöhnlich

zung. Man hatte ſich ſchon mehr als einmal gefragt, welche Parthei wohl die regulairen Truppen ergreifen, ob ſie ſich für die Nation erklären, oder auf den Befehl des Hofes wider ihre Mitbürger agiren würden? Schon hatte man im Palais-Royal einige Gardes-françoiſes an ſich gezogen, man hatte ſie umringt, kareſſirt, ihnen geſchmeichelt, ſie mit Gefrornem aller Art bewirthet, mit Kaffee, Limonade und Liqueur überhäuft; nachher ſie mit zu den Reſtaurateurs genommen, und auch den Wein nicht geſchont; dieſe hatten wieder andre an ſich gelockt, die mit gleicher Freigebigkeit bewirthet wurden. Man hörte, daß ein Dutzend von ihnen in der Abtei S. Germain gefangen ſaßen; man eilt ſie zu befreien, man führt ſie im Triumph nach dem Palais Royal. Da giebt man ihnen Eſſen, Mädchen und Wein im Ueberfluß. Den 23ſten Abends umringte das Volk aus Verſailles wüthend das Schloß und drang bis in die Gemächer, verlangte mit großem Geſchrei ſeinen Miniſter zu ſehen, der heute nicht in der Siz-zung erſchienen war. Die Wache wurde beordert, das Volk abzuhalten: der Soldat war

um ſie zum Regiſtriren ſeiner Decrete zu bringen. Z.

aber unbeweglich und ſahe ruhig dem Tumult und der Raſerei des Volks zu. Der König und ſein Staatsrath waren vor Schrecken auſſer ſich. Man ſchrieb eiligſt an Herrn Necker und bat ihn, aufs Schloß zu kommen; er zeigte ſich dem Volke, beruhigte und tröſtete es durch ſeine Gegenwart; Nun hörte der König von allen Seiten Freudengeſchrei und: es lebe der König. Der Saal ward den Gemeinen eingeräumt, und die königliche Sitzung, und die Erklärungen und Schlüſſe derſelben wurden für nichtig erklärt. Indeß waren die Stände noch immer getrennt. Der Zorn und die Wuth des Volks traf nun den hartnäckigen Adel und Klerus; ſie ſchienen ihm ſich der Wiederherſtellung der Freiheit zu widerſetzen. Der Erzbiſchof von Paris ward umringt, angegriffen, beſchimpft und verdankte ſein Leben bloß der Raſchheit ſeines Kutſchers und ſeiner Pferde. Bei dieſer Gelegenheit legt man dem Kutſcher die Worte des Kardinal von Retz in den Mund: „Mein Herr, es wird nicht lange währen, ſo werden zwei Stellen vakant ſeyn. Die meine und die Ihrige.„

Der Hof ergriff bei dieſen Unruhen in Paris die Gelegenheit, Truppen anmarſchiren zu laſſen. Der König ließ aus Lothringen den

Marſchall Broglio kommen, warf ſich weinend in ſeine Arme und ſagte: wie bin ich ſo unglücklich, ich habe alles verlohren! Ich beſitze das Herz meiner Unterthanen nicht mehr, und habe weder Geld noch Soldaten. Dieſe Gemüthsſtimmung des Königs machte man ſich zu Nutze, und brachte eine Armee zuſammen. Man hinterging ihn; und bediente ſich des Vorwandes: als ſei die Armee zur Erhaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe nothwendig. Man ließ vorzüglich fremde Truppen und einen anſehnlichen Artillerie Train kommen. Die Soldaten kamen ſchaarenweiſe um Paris zu ſehen, wo ſie nie geweſen waren. Man zerrte ſie ins Palais-Royal und fetierte ſie eben ſo wie die Garden; ſie ſchrieen alle um die Wette: Es lebe der Bürgerſtand, es lebe die Nation. Nun ward Alles, was von Militair da war, gewonnen, die Gemeinen von Paris pochten darauf und vollzogen ihre Dekrete; alles begünſtigte ſie, alles glückte ihnen. Politiſche Broſchüren ſtrömten von allen Seiten herbei; man ſtudirte ſie, die Aufklärung nahm überhand, der Gemeinſinn erhielt Conſiſtenz und zirkulirte mit reiſſender Schnelligkeit. Noch immer fuhr der Adel fort ſich abzuſondern. Die ſchwächere Parthei der

Geiſtlichen wagte es zwar, ſeinem Beiſpiele zu folgen, aber ich war überzeugt, nicht auf lange Zeit. Das Ungewitter zog ſich in der Ferne zuſammen. Die Volksmeinung ließ ihre furchtbare Stimme erſchallen. In dem Augenblicke ſelbſt, wo jeder Stand, in ſeiner Kammer durch den ſchlimmen Erfolg der königlichen Sitzung vom 23ſten zwar betroffen, aber nicht muthlos gemacht, nachdachte und ſich mit neuen Vertheidigungs-Planen beſchäftigte; wo Herr von Eſpremenil viele Worte aber keine Mittel verſchwendete, kam ein Brief vom Könige an den Präſidenten des Adels, den Herzog von Luxembourg; er las; ſein Geſicht verlängerte ſich, er warf einen ſchmerzhaften und düſtern Blick auf ſeine Kollegen und ſagte: „Meine Herren, der König bittet, wir möchten uns in den Saal der Nation begeben und „uns mit den Gemeinen vereinigen.„ Jedermann ſahe ſich an, ohne Ein Wort vorzubringen, und ging einmüthig mit ſchwerem und langſamem Schritte nach dem Saale der Repräſentanten des Volks. Der Herzog hatte indeß noch nicht triftig genug geſprochen, denn der Graf Artois merkte für ſich dringend an, daß dieſe Vereinigung nothwendig ſey, weil ſonſt der König durch einen längern Widerſtand

ſelbſt in Gefahr käme. Indeß wurden hie⸗durch bloß die Körper vereinet; denn die Mei⸗nungen, die Seelen, waren getrennter als je⸗mals. Bald hörte die Zurückhaltung auf und die Proteſtationen erhoben ſich von allen Sei⸗ten. Man war nachgiebig genung, die gegen⸗ſeitigen Machtverhältniſſe gemeinſchaftlich be⸗ſtimmen zu wollen; man beſtand aber darauf, daß nur die Deliberation nach einzelnen Stän⸗den, für allein konſtitutionsmäßig gehalten werden ſollte. Indeß kamen täglich neue Re⸗gimenter von den Gränzen an. Man bemerk⸗te mit großer Unruhe, daß es größtentheils Schweizer, Deutſche und Irländer waren. Dem Anſchein nach war vom 25. Jun. bis zum 10 Jul. alles ruhig, die National⸗Verſamm⸗lung ſchwebte in dieſem kurzen Zwiſchenraume zwiſchen Furcht und Hoffnung, und ſchöpfte nur leichten Verdacht. Sie fühlte, daß die ausübende Gewalt ſich um die öffentliche Si⸗cherheit bekümmern muß; und bemühte ſich daher, ſie ganz in den Händen des Königs zu ſehen. Truppen mußten herbeigeſchafft werden, um über dieſe Sicherheit zu wachen; der recht⸗ſchafne gute König gab ſein Wort, daß er kei⸗ne andre Abſichten habe. Alles ſchwächte den Eindruck, den ſonſt das Lager, das ſich zwi⸗

ſchen Verſailles und Paris formirte, hätte erwecken müſſen. Die Garden, die aus der Abtei befreit und nach einer weiſen Verfügung des Palais-Royal ins Gefängniß zurückgebracht waren, wurden von dem Könige begnadigt und wieder in Freiheit geſetzt. Die Unordnung hörte auf. Alles war in Paris ruhig; warum ward aber das Lager verſtärkt, warum kamen täglich Tauſende daſelbſt an? die Stände verdoppelten ihrerſeits die Addreſſen an den König zur Entlaſſung der Truppen, deren Gegenwart nur Unruhen in den Provinzen veranlaſſen mußte, und der Freiheit ihrer Deliberationen im Wege zu ſtehen ſchien. Der König beſtand darauf und beharrte bei ſeinen Beweggründen und Weigerungen. Er trug hierauf an, daß die Stände ſich nach Noyon oder Soiſſons begeben möchten, und er hingegen ſelbſt nach Compiegne ginge.

Fünfter Akt. Sie werden bemerkt haben, wie genau dieſe vier erſten Akte mit einander in Verbindung ſtehen, wie ſie ſich, der eine an den andern ketten, und wie ſie ſich vermöge des nothwendigen Einfluſſes des vorhergehenden auf den nachfolgenden, natürlich gerade ſo ereignen mußten. Ich brachte einige Tage ohne Unruhe zu, und prophezeihte ſchon

den Wohlſtand der öffentlichen Angelegenheiten. Nie hatte ich geglaubt, daß Herr Necker ſo feſt auf ſeinem Platze ſtünde als eben jetzt; nie war, meinem Bedünken nach, die National-Verſammlung mehr im Stande an ſeinem Feſte-ſtehen zu arbeiten, nie mehr Meiſterinn ihrer Operationen. Was wurde denn, werden Sie mich fragen, aus den Prophezeihungen, deren Sie ſich rühmen?

Ich will mich erklären: So ſchwer es war, alle die Fehler des Hofes vorher zu ſehen, ſo leicht war es, die Folgen davon vorher zu ſagen. Ich war alſo ganz der, wie ich mich Ihnen eben geſchildert habe, Sonntags Morgens den 12. Jul. Ich benutzte dieſe Ruhe, um einige Anordnungen in meinem Hauſe zu machen, als auf einmal um 9 Uhr der vormalige Lehrer meines Sohnes mit einem heitern und lachenden Geſichte zu mir hereintrat. Eine wichtige Neuigkeit, ſagte er; ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieſe Neuigkeit mit ſeinem ſtrahlenden Anblick harmoniren würde. Nun! Was denn für eine Neuigkeit? Herr Necker hat geſtern Abend ſeinen Abſchied erhalten, und iſt ſogleich darauf in der größten Stille nach Geneve gereiſt: Vor Schrecken ſchrie ich auf und ſagte zu ihm, und das ſagen

Sie mir mit einer ſo triumphirenden, frohlokkenden Miene? — Im Vorbeigehen bemerken ſie hier doch die Bizarrerien der menſchlichen Natur! Dieſer Lehrer iſt ein guter, braver, junger Menſch, aber ein Ausländer. Seine fröhliche Miene, die hier ſo ganz am unrechten Orte war, rührte bei ihm von zwei Urſachen her: zuerſt von ſeinem altdeutſchen linkiſchen Betragen, von dem gänzlichen Mangel an Gefühl für Konvenienzen, und für Harmonie zwiſchen der Begebenheit und dem Benehmen dabei, dann auch von der Freude, mir eine Neuigkeit von der größten Wichtigkeit zuerſt überbringen zu können. Um alſo ſeine Freude ganz einzuſehen, muß man ſich einen Augenblick an die Stelle eines Menſchen ſetzen, der eine herrſchende Leidenſchaft für politiſche Neuigkeiten hat, in deſſen Augen eine Zeitung das Meiſterſtück des menſchlichen Verſtandes iſt. Er wurde ſo hingeriſſen von der Freude, dieſe Nachricht mit zuerſt erfahren zu haben und mir dieſelbe mittheilen zu können, daß dieß Gefühl in ihm alles überwältigte und erſtickte, was die Nachricht nachtheiliges und unglückliches enthielt. Und in der That dachten alle Leute nur von einigen Einſichten nicht anders als zitternd an die phy-

ſiſche Möglichkeit von Herrn Neckers Entlaſſung, denn die moraliſche Möglichkeit in der gegenwärtigen Kriſe Frankreichs und ſeiner Finanzen glaubte man gewiſſermaßen nicht. Seine Entlaſſung betrachtete man in dieſem Augenblicke als das Signal zu den drei entſetzlichen Geißeln, dem Hunger, dem Bankerut und dem Bürgerlichen Kriege. Nachdem ich mich einen Augenblick beſonnen hatte, faßte ich mich wieder und dachte, da der Vorfall gar nicht wahrſcheinlich wäre, ſo möchte er auch wohl nicht wahr ſeyn, ungeachtet einiger individuellen Umſtände, die mir davon hinterbracht waren und die eben keinen Zweifel wider die Wahrheit zu erlauben ſchienen. Ich ſetzte mich nun ſogleich zu Pferde und ritt in der Stadt umher, mich um eine Aufhellung zu bemühen, die ich nicht zu erhalten wünſchte. Ich wendete mich an den erſten Bankier in Paris.

Die Neuigkeit war nur zu gewiß und dieſer Mann war ſelbſt in der größten Beſtürzung. Es war ſchon eilf Uhr und noch verſah ſich Niemand in Paris dieſes Unfalls. Sodann ging ich zu dem Herrn von S... und erfuhr dort neue Partikularitäten. Einige Leute kamen noch mit neuen Nachrichten, und wir

dachten zuſammen über die gegenwärtige Lage der Dinge nach. Unſer Endurtheil war, daß der Plan des Hofes und des Miniſters, er möge beſtehen worinne er wolle, nur mit Hülfe des grauſamſten Deſpotismus, wodurch je die Nation gedrückt und außer Faſſung geſetzt war, auszuführen ſtehe. Die unüberlegten Maaßregeln und die vorgefallenen Verkehrtheiten beruhigten mich etwas über die Zukunft; hätte man aber auch dießmal ſchicklichere Maaßregeln ergriffen, ſo hielt ich mich dennoch überzeugt, daß auch dieſe bei jetziger Lage zu ſpät kämen, und ich bot auf gut Engliſch eine Wette an, daß noch vor Verlauf von vierzehn Tagen, Herr Necker zurückgerufen oder der König dethroniſirt ſeyn würde. Da ich nun genau genommen eben ſo gut verlieren als gewinnen konnte, ſo überließ ich mich auf meiner Rückkehr nach Haus den unangenehmſten Betrachtungen. Es bedurfte eben keines ſcharfen, durchdringenden Blickes, um einzuſehen, daß uns in jedem Falle eine gänzliche Zerſtörung und ein allgemeiner Aufruhr in der Hauptſtadt und dem ganzen Reiche bevorſtehe. Ich ermaß nicht ohne Schaudern die Tiefe des Abgrundes, worein wir uns geſtürzt ſehen würden: Gleich Anfangs warf ich einen Blick auf unſer Vermögen

und ſah uns alle zuſammen durch das Papier=
geld vernichtet. Ich irrte, faſt wie ein Aben=
theurer, auf den Gaſſen in Paris umher.
Statt mich nach Haus zu begeben, trug mich
mein Pferd zum Palais=Royal. Unterwegs
bemerkte ich an den Ecken lange Edikte vom
Könige, mit großen Buchſtaben, ganz friſch
angeſchlagen, und ziemlich heuchleriſch und
gnädig abgefaßt, wo man, ohne des Herrn
Necker zu erwähnen, die Bürger ermahnte,
zu Hauſe zu bleiben, ſich nicht zu verſammeln,
und Ruhe und Frieden nicht zu unterbrechen.
Mir begegneten verſchiedene Detaſchements
deutſcher Kavallerie und Schweizer=Garden
mit Kanonen, um verſchiedene Plätze zu be=
ſetzen. Ich ging zum Palais=Royal, traf
aber daſelbſt wenig Leute und gar keine Grup=
pen von Menſchen; es war faſt Mittag. Ein
Gewiſſer hatte daſelbſt die Entlaſſung und Ab=
reiſe des Herrn Necker verbreitet. Faſt wäre
er in den Baſſins des Cirkus für ſeine unglück=
liche Zeitung erſäuft worden. In der großen
Allee begegnete mir ein Deputirter der Gemei=
nen, den ich vom Anſehn kannte; ich ging
grade auf ihn zu. Sie wiſſen es gewiß ſchon,
ſagte ich, daß Herr Necker geſtern Abend ab=
gereiſt iſt — Ja, mein Herr, ich hab es

um zehn Uhr dieſen Morgen erfahren. Sein Geſicht überhob mich der Frage, was er von dieſer Begebenheit dächte; einige andre Leute ſchloſſen ſich an uns. Bald wurden wir umringt. Eine Menge Volks lief herbei und drängte ſich an uns; und wir erzählten dieſem unruhigen, erſchrockenen Haufen, was es wünſchte und fürchtete zu erfahren. Der Franzoſe, der ſonſt ſeine flüchtigen lebhaften Leidenſchaften mehr in Aktion und Worte ausbrechen läßt, als daß ſie ſich zu einer ſtummen und dauerhaften Gährung in ihm konzentriren ſollten, war ſich hier ganz ungleich: jeder ſah ſich ſchweigend an, maß, fragte ſich mit den Augen und ſenkte ſie dann traurig zur Erde. Einer ging nach dem Andern, fühllos und ſtumm zerſtreuen ſie ſich. Da konnte man ſchon ſehen, daß wir außerordentliche Dinge erleben würden. Einen Exceß darf ich hier nicht übergehen, wovon ich in der Nähe ein Zeuge war, und der mir zu jeder andern Zeit Stoff zum Nachdenken würde gegeben haben; ſo aber, da ſchon ſeit mehreren Wochen die Triebfedern der Polizei und des Gouvernements merklich erſchlaft waren, hielt ich ihn nicht für ſo wichtig. Es war eilf Uhr des Abends. Man berichtet mir, daß ſich nicht

weit von meinem Hauſe ein gewaltiger Rauch und Feuer zeigte. Ich ſchickte einen von meinen Leuten hin, ſich näher zu erkundigen; dieſer ſagte mir, daß man die Barriere unten an meiner Straße abbrenne. Da nun dieſe erſt ſeit ſechs Monaten aus Vorſicht dahin geſetzt war und ich erwarten konnte, daß die Mauer um Paris bald fertig ſeyn würde, da dieſe Barriere überdieß meine Straße entſtellte, ſo machte ich mir hieraus nichts; konnte es aber kaum glauben. Ich ging ſelbſt im Schlafrock hinunter, um mich mit meinen eigenen Augen davon zu überzeugen. In der That ſah ich eine Rotte Menſchen, die ein vollkommenes Banditen-Anſehn hatten, und die Barrieren und Wohnungen der Zollbedienten zerhieben, einriſſen und anzündeten. Eine große Anzahl von Zuſchauern ſtanden umher und ſahen zu. Gleich darauf kamen die franzöſiſchen Garden (Gardes françoiſes) und ſtellten ſich zwiſchen die Zuſchauer und Mordbrenner, ohne dieſe zu ſtören, oder ihnen nur im mindeſten hinderlich zu ſeyn. Sie ſchienen bloß gekommen, um Ruhe bei dieſer Unruhe zu erhalten, und zu verhindern, daß das Feuer ſich nicht den benachbarten Häuſern mittheilte. Die Zollbedienten waren geflohen, und ich bin nicht ab-

geneigt zu glauben, was auch einige Leute ſag-
ten, daß die Kontrebandiers dieſe Zügelloſigkeit
zu benutzen ſuchten, um bei dieſer Gelegenheit
die Aufſeher der Thore zu betrügen. Nun
wenden wir uns nach dem Palais-Royal. —
Die traurige Neuigkeit verbreitete ſich in ganz
Paris, flog von Mund zu Mund. Zugleich
vernahm man die Ernennung eines andern Mi-
niſters, der dem Volke ſeines Stolzes und ſei-
nes grauſamen, deſpotiſchen Charakters wegen
verhaßt war. Ich hatte noch nicht das Pa-
lais-Royal verlaſſen, als man ſchon in alle
Thüren hereinſtürzte. Die Kaffeehäuſer füll-
ten ſich an. Die Redner ſtellten ſich auf Ti-
ſche und Stühle, kletterten auf die Bäume
und erhoben ihre Stimmen. Die Sonne
ſelbſt, die über dem Palais-Royal ſtand, c)
gab von dem höchſten Gipfel ihrer Laufbahn
das Signal zum Aufruhr. Der Knall der Ka-
none, die durch den ſenkrecht fallenden Son-
nenſtrahl entzündet ward, kündete der Stadt
und

c) Jedermann kennt das mechaniſche Kunſtwerk des Meridians am Palais-Royal, welches allezeit die Mittagsſtunde durch einen Kanonenſchlag ankündet, den die Sonne vermittelſt eines Brennſpiegels verurſacht.

und dem Reiche eine neue Ordnung der Dinge an. In dieſer Mittagsſtunde begann ohne Plan, ohne Abſicht, nur allein vermöge der Gewalt der Umſtände, die unglaublichſte, erſtaunenswürdigſte unter allen Revolutionen, deren Vorgang uns die Jahrbücher der Welt aufbewahrt haben: eine Revolution, die ſich dem Anſchein nach anfangs nur auf Paris einſchränkte, aber bald die Nachbarſchaft ergreifen, dann ſich über das ganze Königreich verbreiten mußte, und deren Einfluß ſich gewiß mehr als man denkt, und vielleicht von einem Ende Europens bis zum andern fortpflanzen wird. Was ſag ich! den ganzen Erdkreis wird ſie umfaſſen, die Freiheit Aſiens, die Verjagung der Engländer aus Indien beſchleunigen, die Türken umſchaffen, Afrika befreien, die Feſſeln jener unglücklichen Schwarzen zerbrechen, die wir zerfleiſchen, die wir in Amerika verbrennen, beim Zuckerrohr am langſamen Feuer, ohne alles Gefühl, bloß weil ſie nicht unſre Farbe haben, braten; ſie wird Peru und Mexiko ermuntern, ſich gegen die Nachkommenſchaft des Kortez zu vereinen, um das Vaterland des Montezuma zu befreien, wird an den äußerſten Gränzen der Erde, in Chili

und dem Feuerlande das Aufblühen der Frei-
heit befördern!

O Freiheit! du Entſchädigung minder be-
günſtigter Klimate! Nie beglückteſt du das auf-
geklärte Frankreich, du allein fehlteſt an den
Geſchenken, welche die Natur an dieß große,
trefliche Land verſchwendet hat. Warum ko-
ſtet doch dieſe edle, große Wohlthat, die dem
Menſchen und ſeiner Würde ſo angemeſſen iſt,
ſo viele Anſtrengung? Warum ſchien doch
bis jetzt dieß höchſte Gut der Begierde, den
Wünſchen der Sterblichen faſt unerreichbar,
oder wenigſtens verſchanzt hinter Steinhaufen,
umgeben mit Leichnamen, befeſtigt durch Blut-
ſtröme; da hingegen der abſcheuliche Deſpo-
tismus, der die edelſten Talente des Menſchen
erſtickt, der ſeine Leidenſchaften und ſeine Ver-
nunft erniedrigt und hinab drückt, ſich ver-
breitet, erweitert und ungehindert über drei
Viertheile des menſchlichen Geſchlechtes herrſcht?
Ueberall ſind um ihn her die Fallſtricke verbor-
gen: überall geebnete Pfade, lachende Alleen,
ſanfte Abhänge, Blumenbeſtreute Straßen;
die Denkmale der Künſte, die täuſchende Bil-
der der Wolluſt und die Trophäen des Luxus.
Ich kenne noch keine befriedigende Antwort

über dieſen Punkt. Sie erfodert tiefe Einſicht. Ich habe dieß in einem Werke verſucht, mit deſſen Bekanntmachung ich aber nicht eile; ich laſſe es reifen; und wer würde auch in dieſem Zeitpunkte auf mich hören? Ich ſchreibe nicht, um zu leben, wie ſo viele Verfaſſer weitläuftiger, aber matter, unverdauter, geiſtesarmer Werke; ſondern ich lebe, um zu ſchreiben und zu denken. Dieß Werk ſoll mein Teſtament ſeyn. Iſt es ſchlecht, ſo wird Grab und Vergeſſenheit uns gemeinſchaftlich zu Theil werden. Iſt es gut oder vielmehr gerathen, ſo wird es mich der Eigenliebe und des Eigendünkels überheben und mich nicht in meiner Ruhe ſtören. Man weiß ja, wie die meiſten Menſchen, wenn ſie noch bei ihrem Leben auf Bewunderung Anſpruch machen können, genirt ſind, wie oft man ſie unterdrückt; und hingegen, wie leicht man athmen, wie vergnügt man ſeyn kann, wenn man nur erſt nach dem Tode Lob und Bewunderung heiſcht.

Die erſten Töne, welche man im Palais-Royal vernahm, waren Töne der Trauer und der Klage. Von dieſen Bürgergruppen, die gemeinſchaftlicher Schmerz vereinte, ergingen Befehle an die verſchiedenen Theater der Hauptſtadt, die Schauſpielhäuſer zu ſchließen; und

dieſe Befehle wurden befolgt. Wer befahl hier? Wer gab dieſen Befehlen Nachdruck? Simple Bürger. Das Gouvernement, die Gerichtshöfe, und die Polizei waren ungeſchwächt, in ihrer ganzen Stärke. In der Stadt hatten ſie regulirte Truppen, und auſſerhalb derſelben kampirte auf dem Marsfelde eine ganze Armee. Aber weder das Gouvernement, noch die Polizei, noch die Gerichtshöfe entſchloſſen ſich, dieſe Befehle zu widerrufen oder ſich ihnen zu widerſetzen. Alle Schauſpiele in Paris, groß und klein, wurden, ungeachtet es Feiertag, nämlich Sonntag war, augenblicklich eingeſtellt. Da ich den Garten verließ, um wieder nach Haus zu gehen, begegnete ich in der Straße Vivienne vielen Kourieren, die man von allen Seiten in die Provinzen und aus dem Reiche ſchickte, um die Nachricht von der Veränderung des Miniſteriums dahin zu bringen. Ich verzehrte mit großer Betrübniß das Mittagseſſen, und ließ meine Frau an allen meinen Betrachtungen und den traurigen Blicken, welche ich auf die Zukunft warf, keinen Antheil nehmen. Nach dem Eſſen wollte ſie in den eliſäiſchen Feldern promeniren; ich bemühte mich vergeblich, ſie davon abzuhalten. Sie ließ die Pfer-

de anſpannen, und ſtieg mit ihren beiden Töchtern und dem obenerwähnten Hofmeiſter in den Wagen. Ich konnte vor Unruhe, wider meine Gewohnheit, nicht zu Haus bleiben, und ging zu der Frau von S..., in der Straße d'Antin, nicht weit von meiner Wohnung. Ich war verſichert, daſelbſt Geſellſchaft zu treffen. Es war ſechs Uhr; und wirklich fand ich große Geſellſchaft dort, die hauptſächlich aus fremden Damen und fremden Miniſtern beſtand. Die Damen ſah ich in der größten Unruhe. Sie gingen und kamen. Die eine fragte die andre: Was giebts? Was haben Sie von der Sache vernommen? Sie konnten keinen Augenblick auf ihren Sitzen bleiben; ohn Unterlaß liefen ſie an die Fenſter, und von den Fenſtern wieder zu ihren Stühlen. Man fragte die Vorübergehenden mit den Augen. Gegen 7 Uhr hörte man in der Ferne Geſchrei, verſchiedene Flintenſchüſſe und einen dumpfen, verworrenen Lärm, der ſich zu vermehren und mit jedem Augenblick ſich zu nähern ſchien. Wir waren alle am Fenſter. Unruhe herrſchte in allen Bewegungen, und auf allen Geſichtern Bläſſe. Die Straße d'Antin läuft in die neue Straße der kleinen Felder (des Petits-Champs) Wir ſahen längs der Straße verſchiedene Rei-

hen Banditen in zerriſſenen Kleidern, mit ei⸗ſenbeſchlagenen Stäben, Aexten, und einigen Flinten und Piſtolen bewaffnet. Sie ſtellten eine Art tumultuariſcher Prozeſſion vor und trugen zwei Büſten in Triumph, die ich ſo⸗gleich für die des Herzogs von Orleans und des Herrn Necker erkannte. Der Tumult ward immer größer, und die Flintenſchüſſe wur⸗den häufiger. Die Stadt war voll von frem⸗den Soldaten, Deutſchen und Schweizern. Zwei Leute kamen in unſre Straße gelaufen und ſchrieen uns zu: „nehmen Sie ſich in Acht, „verwahren Sie ihre Fenſter, man plündert, „man brennt, man mordet in ganz Paris.„ Bei dieſer Nachricht, welche der Augenſchein nur zu ſehr beſtätigte, fiel mir plötzlich ein, daß meine Frau ausgefahren ſei, und mein Haus alſo faſt ganz leer ſtehe. „Ich ſahe ſchon meine Thür unter den Aexten erliegen, ſah ſchon die Fackeln lodern, die mein Haus, meine Papiere verbrannten, und mein Hab und Gut verzehrten. Ich war vor Furcht und Schrecken außer mir. Ich lief vor die Thür. Man hielt mich zurück; mehrere Leute ſtellten mir meine Unvorſichtigkeit und die Gefahr vor, der ich mich in dieſem Augenblicke auf der Gaſſe ausſetzen würde. Ich wollte wenigſtens meine

koſtbarſten Effekten retten, meine Papiere, meine Kontrakte; wollte ſie wenigſtens in Sicherheit bringen, wenn es möglich wäre. Die ſtärkere Furcht ſiegte über die ſchwächere. Ich ging aus dem Hauſe der Frau von S... und mitten durch den Regen von Flintenſchüſſen. Ich verdoppelte meine Schritte, um ſo ſchnell als möglich nach Haus zu kommen. Schon branten die weiße Barriere (Barriere blanche) und die Wohnungen der Zollbedienten. Eine Volksrace, die nichts zu verlieren hatte, befand ſich in Menge da und ſah dem Feuer zu. Mordbrenner brachten mit jedem Augenblicke von den benachbarten Barrieren neue Nahrung für das Feuer. Ich drängte mich durch, um meine Straße zu erreichen. Eben, wie ich bei der brennenden Barriere ankam, ſchlug es acht Uhr. Ein Detaſchement von Royal-Allemand ſprengte in vollem Galoppe die Straße S. Lazare herab, um dem Unfuge zu ſteuern; doch mehr in der Abſicht, das Volk zu zerſtreuen, als ihm Schaden zuzufügen, denn ſie ſchoſſen in die Luft. Ein Theil deſſelben machte ſich davon. Die Weiber und Kinder ſtürzten in die Alleen. Andre, die beherzter waren, ſchleuderten Steine auf die Reuter. Auch oben aus den benachbarten

Häuſern warf man ſie damit. Ich war mitten unter der Menge und ſuchte mir Platz zu machen; wurde aber hin und her geſchleudert, und mußte gern oder ungern der Ebbe und Fluth nachgeben. Die aufgebrachten Soldaten gaben nun in allem Ernſte Feuer und zwar in dem Augenblicke, da ich mich faſt ſchon durchgedrängt hatte. Zwei Menſchen wurden verwundet, und ein dritter zehn Schritte von mir getödtet. Ich ſah ihn fallen und lief aus allen Kräften vor ſeinem Leichname vorbei. Ganz außer mir komme ich endlich nach Hauſe. Meine Frau war noch nicht zurück gekommen. Dieß ſetzte mich ſehr in Noth. Das Erſte, was ich that, war, meine Gewehre in Stand zu ſetzen und ſie alle zu laden. Hierauf griff ich zu meinen Papieren. Jetzt gerieth ich in eine Angſt, welche, wie ich nachher erfuhr, viele Bankiers und andre Leute, die deren mehr als ich beſaßen, mit mir getheilt haben. Dieß oder jenes Haus hatte für ſeine eigene oder fremde Rechnung oft acht oder zehn Millionen Livres in Papier. Viele Leute vergruben ſie in die Erde. Nach langer Ungewißheit entſchloß ich mich endlich, ſie nicht in der Erde, ſondern in dem Haar einer Matratze zu verbergen. Ich war allein, mir ſelbſt und

den ſchwärzeſten Vorſtellungen überlaſſen. Um zehn Uhr waren meine Frau und Kinder noch nicht zu Hauſe. Endlich hörte ich vor der Thür einen Wagen halten, und kam wieder zu mir; ſie waren es. Die Detaſchements der Gardes-françoiſes, die in verſchiedenen Quartieren patroullirten, hatten ſie aufgehalten. Sie waren auch freilich von dem Pöbel der Livreen und des Wagens wegen inſultirt worden, doch hatte jeden andern Unfall die Vorſicht des Kutſchers abgewandt, der immer die Straßen ausſuchte, die von dem Tumulte am weiteſten entfernt lagen. Die Einwohner von Paris, die ſich von ihrem Schrecken etwas wieder erhohlt hatten; zerſtreuten ſich bei der ſchönen Jahrszeit, des Sonnabends Abends und des Sonntags Morgens auf die Gärten, Landhäuſer und Dörfer, womit die Gegend von Paris bedeckt iſt. Es waren vielleicht außerhalb der Stadt zweihunderttauſend Menſchen, die ſich dem Vergnügen überließen und ſich nichts von dem träumen ließen, was bei ihren Häuſern vorging. Denken Sie ſich das Erſtaunen, den Schrecken, die Angſt dieſer ganzen Menge Männer, Weiber und Kinder, die auf dieß Schauſpiel im Mindeſten nicht vorbereitet waren, die am Abend, der mit ſchnel-

kem Schritte herbei kam, zu Fuße, zu Wagen oder zu Pferde nach Haus eilten und unterwegs nichts als Banditen, Kanonen, Soldaten, zügelloſen Pöbel, brennende Barrieren, kurz alle Zeichen von Raub und Mord antrafen. Ein Theil ging über die eliſäiſchen Felder und den Platz Ludewigs XV. Da hören ſie den Schall von Muskentenſchüſſen; ſie ſehen deutſche Regimenter, fremde Truppen, die Bürger bis in die Gärten der Thuillerien verfolgen. Wer könnte wohl die mannichfaltigen Unfälle und Begegniſſe dieſer ganzen Menge, die endlich auf tauſend verſchiedenen Wegen wieder zu ihren Wohnungen gelangten, in dieſer ungeheuren und volkreichen Stadt aufzählen. Jeder Bürger, jeder Einwohner und ihre Familien erzählten am folgenden Tage ihre individuellen Begebenheiten, und die Hinderniſſe, die ihnen begegnet und die Gefahren, welche ſie gelaufen wären, ehe ſie ihre Häuſer erreicht hätten. Eine große Anzahl von Karoſſen, mehrere fremde Geſandte waren arretirt, inſultirt und wieder freigelaſſen. Die Franzöſiſchen Garden zeigten ſich zuerſt und fingen an, regelmäßiger zu marſchiren und einen überlegteren Plan zu befolgen. Dadurch gaben ſie der Revolution den erſten Impuls. Schweizer-

garden, Piquets von fremder, vorzüglich deut=
ſcher Kavallerie beſetzten verſchiedene Plätze,
um von da aus die Einwohner im Zaum zu
halten, welches ſie aber nicht thaten. Die
Gardes=françoiſes entwiſchten, ungeachtet des
Widerſtandes ihrer Offiziere, um neun Uhr des
Abends aus ihren Caſernen, und verſammel=
ten ſich mit Macht anfangs auf den Boulevards.
Daſelbſt griffen ſie in guter Ordnung ein De=
taſchement Royal=Allemand, das ſie beobach=
tete an, und tödteten gleich bei der erſten Feu=
rung drei Reuter. Ueberhaupt war gar keine
Uebereinſtimmung weder in den verſailliſchen
Planen zum Angriffe, noch in dem pariſiſchen
zur Vertheidigung. Alles marſchirte aufs Ge=
rathewohl und auf gutes Glück. Die fremden
ſowohl als die National=Truppen, die in Pa=
ris zerſtreut waren, hatten, wie ich glaube,
gar keine beſtimmte Verhaltungsbefehle bekom=
men. Sie wußten nicht, ob ſie bloß Stand
halten, und ſich vertheidigen oder ob ſie ſchieſ=
ſen ſollten; zu dem Letztern ſchienen ſie gar
keine Luſt zu haben: Als die braven Reuter
von Royal=Allemand von den franzöſiſchen
Garden angegriffen wurden, ſo hielten ſie ihr
Feuer unerſchrocken aus und erwiderten es nicht.
Sie zogen ſich nach dem Platze Ludewigs XV.
zurück, wo der größte Theil ihres Regiments

mit einigen Dragonern, Huſaren und einem Schweizercorps ſtand. Des Abends um eilf Uhr begaben ſich die Gardes-françoiſes nach dem Palais-Royal, an der Zahl ungefähr zwölfhundert. Sie wurden einig, ohne Offiziere und ohne Artillerie ſich nach dem Platze Ludewigs XV. zu begeben und von da die regulirten Truppen, die ihn beſetzt hielten, fortzujagen. Zu dieſem edelmüthigen Entſchluſſe wurden ſie von dem Volke, womit der Garten angefüllet war, ermuntert. Sechzig oder achtzig Gaſſenbuben ſtießen an den Ecken zu den Gardes-françoiſes, und trugen fröhlich Fackeln und Laternen vor ihnen her. Dieſe ganze, kleine, entſchloſſene Armee ſetzte ſich in Marſch. Ihr Sieg war nicht blutig. Die Truppen, die auf dem Platze ſtanden, hielten es nicht für rathſam, hier mehr Widerſtand zu thun als auf den Boulevards. Sie zogen ſich nach Verſailles zurück, und ihrem Beiſpiele folgte durchgehends alles, was von regulirten Truppen in Paris war, welches ſie darauf während der Nacht nach und nach räumten. Mein Erwachen des andern Morgens war nicht das Erwachen des Epimenides. Sein langer Schlaf hatte ihn weit in die Zukunft verſetzt. Eine Nacht von wenigen Stunden

führte mich hingegen in die Vergangenheit zurück, und brachte mich auf einmal, wo nicht bis zum Urſprung aller Dinge, doch wenigſtens bis zur Entſtehung der Sozietäten. Paris war plötzlich ſeines Gouvernements, ſeines Königs, ſeiner Garden, ſeiner Polizei, ſeiner Patrouillen, ſeiner Juſtiz, ſeiner Schauſpiele und ſeines Gottesdienſtes beraubt und den Vagabunden und Banditen Preis gegeben. Jedem einzelnen Einwohner wurde in dem Augenblicke, da er in ſeinen natürlichen Zuſtand zurückgeſetzt war, die Sorge für ſeine Vertheidigung und für ſeine Sicherheit ſelbſt überlaſſen. Eine Armee von 30 bis 40 tauſend Mann ſchloß die Stadt ein, und von dieſem Augenblicke an war alle Kommunikation mit Verſailles und den verſamleten Ständen abgeſchnitten. Wir wußten nicht, was am Hofe und bei den Ständen vorging, und jene ſchwebten in Rückſicht auf uns in gleicher Ungewißheit: Ich erinnere mich, daß, wie ich eben ausgehen wollte, die Bewegungen in der Stadt zu beobachten, ein Brief von der Madam *** an mich kam, der eine ſchleunige Beantwortung verlangte. Ich ging in meinen Pavillon und, indem ich ihr in wenig Worten ein Gemälde von unſrer Lage entwarf, ſagte ich ihr, daß vielleicht nach we-

nigen Tagen Paris nichts weiter als eine wüſte Grabſtäte ſeyn würde; und in der That ließ ſich damals ſowohl von innen als von außen auch eine jede Art von Kataſtrophe erwarten. Gelockt durch die Hoffnung zu einer reichen Beute, ſtrömten von allen Seiten die Banditen nach Paris, wie die Raben und andre Raubvögel, die ſchon von weitem das Schlachtgefilde wittern, welches der Krieg mit Leichnamen beſäet hat. Zwanzig tauſend Menſchen von allen Nationen ohne Namen, ohne Brod, ohne Arbeit, welche, dieſem Mangel abzuhelfen, dazu gebraucht werden, Wege über das Gebirge Montmarten zu graben, Gruben auszufüllen und Wege zu beſſern, verſtärkten noch die Menge Banditen und vergrößerten die Gefahr. Ich begab mich nach dem Palais-Royal. Wie ein gemeinſchaftliches Unglück die Menſchen vereinigt, verbrüdert! Was für ein Freundſchaftsband iſt doch großes Leiden! Innerhalb des Gartens und außerhalb deſſelben, und in den benachbarten Straßen ſprach Jedermann mit einander und begrüßte ſich: er mochte bekannt oder unbekannt, reich oder arm, Bürger oder Edelmann ſeyn, man trat zu einander, fragte, was jeder von ihnen Neues wüßte, was er geſehn, was er gehört

hätte. Schaarenweiſe liefen die Banditen auf den Gaſſen umher; in ihren Augen las man die Frechheit und die Bereitwilligkeit, alles zu wagen, alles zu begehen. Das Wetter war trübe und verkündete ein Gewitter. Es überfiel mich in der Straße Vivienne, als ich wieder nach Haus ging. Ein plötzlicher, abſcheulicher Platzregen machte in einem Augenblicke aus der Straße einen breiten und tiefen Strom. Ich trat unter ein Wagenſchauer mit etwa fünf oder ſechs andern Fußgängern, die eben ſo, wie ich, daſelbſt Schutz ſuchten. Wir blieben ziemlich lange Zeit da, ehe wir fortgehen konnten. Meine Gefährten waren gute, ehrliche Bürgersleute. Wir unterhielten uns ſo vertraut, ſo herzlich, als wären wir nie getrennt geweſen. Der eine von ihnen ſagte zu mir: „es iſt nun heute gerade „ein Jahr, daß das Reich durch Hagel verwüſtet wurde. Es war der 13 Jul. Welch eine Jahresfeier! Ach, mein Herr, was „wird noch aus uns werden?„ — Dieß halten Sie vielleicht für unbedeutende Kleinigkeiten; aber die letzten Worte dieſes Mannes, die er in einem ſo gefühlvollen und leidenſchaftlichen Tone ausſprach, machten auf mich einen tiefen Eindruck; und ich habe Ihnen ja haupt-

ſächlich eine Geſchichte der Eindrücke, welche ich in dieſen ewig merkwürdigen Tagen empfangen habe, verſprochen. Dieſe Unterhaltung hatte mich ſo zerſtreuet, daß ich anfangs nicht einmal ein Geläut hörte. Nun ſah ich die Straße hinauf und erblickte zwei Leute, die ganz vom Regen durchnäßt immer in dem Waſſer fortwateten, und dieſe Klocken in Bewegung ſetzten, um das Volk zu verſammeln. Ich vernahm, daß die Wahlherrn, welche die Deputirte von Paris für die Stände ernennt hatten und ſelbſt von der Bürgerſchaft dazu gewählt worden waren, die natürliche und glückliche Idee gehabt hatten, alle Bürger aus der Stadt zu verſammeln, um ſie in den ſechzig Kirchſpielen oder Diſtrikten, worin vier Monate vorher die Wahlen geſchehen waren, zu ihrer gemeinſchaftlichen Sicherheit zu vereinigen. Schon ſeit langer Zeit war ich auf den Einfall gekommen, daß man Bürgermilitz errichten ſolle, um den Exzeſſen Einhalt zu thun und über die Ruhe in Paris zu wachen. Herr von Mirabeau hatte es auch den Ständen vorgeſchlagen. Allein der Vorſchlag war nicht durchgegangen; weil von der einen Seite die Royaliſten dagegen waren und von der andern die Miniſter, die damals noch viel vermochten,

im

im Namen des Königs nicht würden eingewilligt haben.

Die Formirung einer ſolchen Miliz konnte nur mit Hülfe des Gouvernements zu Stande kommen. Wie ich aber ſah, daß man nicht allein ohne dieſe Hülfe, ſondern auch ohne die Einwilligung des Königs die Waffen ergriff, ſo konnte ich dieſem vernünftigen Entſchluſſe zwar meinen Beifall nicht verſagen, aber mir auch unmöglich die unzähligen Schwürigkeiten und die Mißlichkeit, die ſelbſt mit dem glücklichen Erfolge verbunden war, nicht verhehlen. Es mochten etwa in Paris zwei hunderttauſend Menſchen im Stande ſeyn, Waffen zu tragen; aber, wo waren erſtlich dieſe Waffen? Man hatte gar keine. Geſetzt man hätte auch welche gefunden, wer ſollte ſie dann führen? In der Schweiz, wo alle Einwohner, Bürger und Bauern, in den Waffen aufwachſen, wo der Knabe von zehn Jahren ſchon ſein Gewehr ſchultern, laden und abfeuern kann, wird man ſich ſchwerlich einen Begriff von der entſetzlichen Unwiſſenheit unſrer guten Pariſer in dieſer Hinſicht machen können. Sie hatten nie ein Gewehr in der Nähe geſehen und wußten nicht von welcher Seite man abfeuern, wie man es laden, ſpannen oder entladen müßte. Das in

Ruhe ſetzen, das Abdrücken des Hahns, der Hahn ſelbſt, die Pfanne, kurz der ganze Mechanismus eines Gewehrs war ihnen völlig unbekannt. Und nun die Mißlichkeit — wie konnte man dem Volke Waffen geben, ohne zu gleicher Zeit dreißigtauſend Banditen, die unter daſſelbe gemiſcht waren, zu bewaffnen, und die den traurigſten Gebrauch davon machen konnten. Der Kornmangel und die Theurung des Brodes, zwei Uebel, die man ſchon ſeit langer Zeit fühlte, gaben neuen Anlaß zum Aufſtande. Die wirklichen oder vermeinten Kornaufkäufer wurden verfolgt. Das Volk durchſuchte alle Oerter, wo es verſtecktes Korn argwöhnte; und unter dem Vorwande des allgemeinen Beſten erlaubte es ſich Plünderung und Mord. So erfuhr ich unterwegs, als ich nach Hauſe zurück ging, daß das Kloſter S. Lazare in der Vorſtadt S. Denis verwüſtet und mit Feuer bedroht würde, ein ſehr reiches und zahlreiches Konvent. Einen Augenblick nachher, da ich zu Hauſe angekommen war, traten von Seiten des Diſtrikts der Kapuziner zwei Particuliers zu mir herein mit der Bitte, ihnen doch meine Gewehre zu leihen; ich ſtand erſt damit an, denn ich hatte ſie ſelbſt nöthig, falls ſich etwa einige Bandi-

ten über mein Haus hermachen wollten. Indeß war es Schuldigkeit dem gemeinen Weſen zu helfen und die allgemeine Sicherheit, ſo viel möglich, zu befördern. Auf einen Empfangſchein, den ich von dem Diſtrikte erhielt, lieferte ich ihnen alſo zwei ſehr gute Jagdflinten aus, die ich nie wieder geſehen habe. Alle Partikuliers in Paris, bei denen man Gewehre vermuthete, und alle Büchſenſchäfter mußten nachher gern oder ungern, was ſie von Gewehren hatten, abliefern. Ich traf den Morgen bei der Frau von G*** eben die Geſellſchaft, die ich den Abend vorher daſelbſt verſammelt gefunden. Ihr Haus wurde bald der Sammelplatz für ihre Sozietät und das Hauptquartier aller Neuigkeiten von der Revolution. Man kam und ging, jeder brachte ſein Kontingent und empfing dafür ein Aequivalent, und entfernte ſich, um auf neue Entdeckungen auszugehen. Alle Damen und die Frau von G*** an ihrer Spitze befanden ſich wirklich in einer mitleidswürdigen Lage, wenn man ſie ſo auf die Kanapees hingeſtreckt, von ihrer aufgeregten, durch Schreckbilder entflammten Phantaſie, und ihren reizbaren, von Furcht geſpannten Nerven gequält ſah. Die Männer blieben, wie natürlich, in mehrerer Faſ-

ſung. Unter den Damen befanden ſich viele Fremde, aus Rußland und Polen. Sie beweinten ihr unglückliches Schickſal, gerade in dieſem entſetzlichen Zeitpunkte in Paris ſeyn zu müſſen, da ſie indeß noch unter einem heitern Himmel, in ruhigen Ländern, den Duft der Blumen am Fuße der Appenninen hätten einathmen können (einige von ihnen kamen aus Italien). Man muß aber nicht glauben, daß Niemand Paris in dieſer Zeit hätte verlaſſen dürfen, nein, aber auf den Heerſtraßen und dem Lande war man eben ſo wenig ſicher als in Paris. Ließ ich dieß Gemälde aus den Augen, ſo traf ich auf viel ſchmerzhaftere und die mich viel näher angingen. Ich lief nach Hauſe, wo meine Frau noch in der größten Angſt war und mich mit der lebhafteſten Ungeduld erwartete, um Neuigkeiten von mir zu vernehmen. Während der kritiſchen Tage der Revolution hat ſie mich grauſam geängſtigt. Ich fand zu Hauſe zwei Herren, die mich um Quartier baten, weil ſie ſich in ihrem Logis nicht mehr für ſicher hielten. Ich ſah es meiner Frau wegen nicht ungern, die an ihnen Geſellſchaft hatte und mir alſo mehr Freiheit ließ, mich um die Angelegenheiten außer dem Hauſe zu bekümmern. Der eine war der Ba-

ron von A... mein Vetter, und der andre Herr P... Ich hatte noch zwei Karabiner und Piſtolen. Herr von A... hatte auch die ſeinigen mitgebracht. Sie konnten uns, nachdem es ſich fügte, nützen oder unnütz ſeyn. Wir verließen das Parterre meines Hauſes und zogen in die erſte Etage, die mit einer auf die Gaſſe gehenden Terraſſe Kommunikation hat, von wo wir die Vorbeigehenden fragen und, was ſich auf der Gaſſe zutrug, bemerken konnten. Ich ging beſtändig von der Terraſſe auf die kleinen Zimmer oben im Hauſe, von wo ich ganz Paris überſehen konnte. In meiner Straße allein zählte ich zwiſchen zehn Uhr und Mitternacht mehr als hundert Wagen aller Art, die mit Menſchen und Sachen beladen die Stadt flohen. Meine Frau, ihre beiden Töchter und meine beiden Gaſtfreunde legten ſich gar nicht nieder, ſondern brachten einen großen Theil der Nacht auf der Terraſſe zu. Ich war viel herum gelaufen, und folglich ſehr müde; legte mich alſo gegen Mitternacht nieder, ſtand aber noch vorher eine Stunde an dem höchſten Fenſter meines Hauſes. Von hier überſah ich die ganze, unermeßliche Stadt. Ich ſuchte die Begebenheiten der Nacht vorher zu ſehen und ſpähete darnach mit Augen und

Ohren. Von meinen Fenſtern erblickte ich dicke Wolken von Rauch. Ich ſah Flammen in verſchiedenen Quartieren aufſteigen. Deutlich unterſchied ich das Jammergeſchrei, und das barbariſche Freudengebrüll der herumſtreifenden Mordbrenner-Horden. Alle Klocken ertönten und verbreiteten den Aufruhr. Von allen Seiten hörte man nichts als den Jammerton der Sturmklocke; und in den Zwiſchenräumen erfüllte ein verwirrtes Geſchrei von Tauſenden die Lüfte. In dieſen der Ruhe geweiheten Stunden war die ganze Stadt auf den Beinen. Paris in Mitternacht gehüllt war der Plünderung ausgeſetzt: Feuer wüthete in ſeinem Innern, und von auſſen fürchtete es einen Angriff. Hunger und ein Heer lauerten vor ſeinen Thoren! Ach, ſagte ich mir, was wird noch unſer Loos ſeyn? Was das Schickſal dieſer unglücklichen, ſtolzen Stadt? Denken Sie ſich alles, was dieſe Augenblicke ſchaudervolles und ſchreckliches hatten! Eine fürchterliche Ungewißheit für die Zukunft. Eine Million Menſchen ohne Zügel, ohne Schutz. Die Geſetze verſtummt, ihr Anſehn allenthalben und nirgend. Alle Rechte vernichtet, ausgenommen das Recht des Stärkern. Die Hälfte der Schätze dieſes ungeheuern Reiches,

auf dieſem einzigen Punkte zuſammen gehäuft jetzt der Raubgierde des Dürftigen und der Frechheit der Anarchie Preis gegeben. Vom Schlafe überwältigt verließ ich das Fenſter und legte mich aufs Bett. Jeder Menſch hat Anlage zum Muthe und zur Furcht, die ſich ziemlich genau nach ſeiner Körper-Konſtitution und ſeinem Nervenſyſtem richtet. Meine individuelle Furcht ſtieg nicht bis zum höchſten Grade. Ich maß ſie weniger nach der Größe der Gefahr als der Zahl derer, die dieſe Gefahr mit mir theilten. Und da war denn der Antheil, der auf mich fiel, unendlich klein. Wenn auch die Frechheit und das Verbrechen wachte, ſo war doch auf der andern Seite der Eifer der Patrioten noch nicht eingeſchlafen. Die Wahlherrn, das Rathhaus, die ſechzig verſammelten Diſtrikte, die ſeit einigen Stunden eine Komitee gebildet hatten, ſchickten Patrouillen aus, bemüheten ſich einige Ordnung in dieſem Kahos einzuführen und machten dadurch den erſten Verſuch von ihrer aufkeimenden Gewalt. Dieſe Komiteen nannte man anfangs die immerwährenden (permanents) weil ſie Tag und Nacht beiſammen blieben und ihren Schlaf der Erhaltung der Stadt und der Sicherheit ihrer Mitbürger aufopferten. Man ſagt, daß

verſchiedene Mitglieder der vormahligen Poli-
zei ſich mit Vorſatz unter die wilden Schaaren,
welche die Stadt durchſtrichen, mengten, eben
ſo wie ſie mit Fackeln und Aexten verſehen.
Sie lenkten ihre Wuth immer wieder auf andre
Gegenſtände unter mancherlei Vorwande, ver-
ſprachen ihnen immer an einem andern Orte
reichere Beute, und zogen ſie ſo aus einem
Quartier in das andre: durch dieſen Kunſt-
griff ſollen ſie dieſen ausgelaſſenen Haufen bis
an den Morgen hingehalten, dadurch das Haus
des Herrn von Breteuil und das Palais Bour-
bon, auf die es das Volk als die Häupter der
Gegenparthei abgeſehen hatte, gerettet haben.
Am folgenden Tage, Dienſtags den 14 Jul.
ſtieg ich ſchon um ſieben Uhr zu Pferde, und
ritt unabläſſig den ganzen Tag umher, beob-
achtete, zog Nachricht ein, und durchſtrich
nach und nach jeden Fleck in Paris. Ich er-
fuhr, daß die Flammen, die ich bemerkt hatte,
von dem Kloſter S. Lazare, von den neuen
Barrieren, welche angeſteckt waren, und von
dem Brande der alten Barrieren, den man
noch immer durch neue brennbare Materien,
durch die Bureau's und Möbeln der Zollbe-
diente hinhielt, hergerührt hätte. Ferner er-
fuhr ich, daß das Rathhaus und die Diſtrikte

allen Patrouillen Befehl gegeben hatten, aufs genaueſte die Wagen zu durchſuchen und die Waffen und das Pulver, wenn etwa derglei- chen darauf verſteckt wäre, anzuhalten und nicht paſſiren zu laſſen. In der Folge wurden Garden an alle Wege poſtirt. Man hatte gleich anfangs eine patriotiſche Kokarde, wor- in Grün die Hauptfarbe war, angeſteckt; aber nicht bedacht, daß dieß die Farbe des Grafen A... wäre, der dem Volke noch ver- haßter als der Prinz C... war, den es nebſt der Königinn für den ärgſten Widerſacher der Freiheit, für die Hauptſtütze des Deſpotismus hielt. Die Diſtrikte widerriefen ſogleich dieſe Farbe und ſubſtituirten ihr blau, roth und weiß, als die Farben der Stadt. Hatten Kauf- leute mit grünem Bande anfangs viel gewon- nen, ſo machten nun Andre mit den letztern Farben gleichfalls viel Glück. Man kaufte an dieſem Tage zu Paris nichts wie dieſe Bänder, aber auf die verſchwendriſchſte Weiſe. Um 10 Uhr war ich bei dem Thore S. Denis. Ein Detaſchement von funfzehn bis zwanzig Mann von der neuen, ſehr ſchlecht bewaffneten Miliz hatten daſelbſt die Wache. Eben ent- ſtand auf der Straße in der Vorſtadt ein großer Lärm. Während ich darauf Acht gab, kam

ein Wagen mit 8 Pferden beſpannt, ſtark mit Paſſagieren beſetzt und ſchwer befrachtet, vor das Thor. Ich unterhielt mich mit den Soldaten von dem Detaſchement. Wie ich ſah, daß ſie den Wagen paſſiren ließen, ſo ſagte ich ganz laut, doch ohne mich an Jemand zu wenden: Man weiß hier alſo den Befehl noch nicht, alle Wagen zu viſitiren und keinen aus Paris zu laſſen.„ Augenblicklich ſah ich mich von ihnen umringt und bemerkte, daß ſie weder Chef, noch Inſtruktion hatten. Zwei Soldaten fragten mich, was ſie zu thun hätten: ich ſagte, „Meine Herren, der Wagen muß angehalten und viſitirt werden;„ und dieß thaten ſie auch augenblicklich zum größten Verdruſſe des Führers. Die Reiſenden ſtiegen vom Wagen, und um die Erlaubniß zur Fortſetzung ihrer Reiſe zu erhalten, zeigten ihre patriotiſchen Kokarden dem Volke und den Soldaten, und riefen: es lebe der Bürgerſtand. Dieß war damals das Feldgeſchrei und die Loſung der Volksfreunde. Wie der Führer, (conducteur) der außerhalb des Verſchlags geſeſſen hatte, merkte, daß der Befehl von mir herrührte, ſo bat er mich dringend ihn doch paſſiren zu laſſen, weil es für ihn und ſeine Paſſagiere von der größten Wichtig-

keit wäre. Darauf ging ich an den Wagen und ſagte zu den Soldaten: dieſe Herren ſcheinen brave Leute zu ſeyn. Begnügen Sie ſich damit, ſorgfältig nachzuſehen, ob keine Waffen, oder kein Pulver da iſt, und wenn Sie nichts Verdächtiges finden, ſo laſſen Sie ſie paſſiren. Meine Befehle wurden auch dieß mal pünktlich befolgt. Nach der Viſitation ſtiegen der Führer und die Paſſagiere wieder auf und fuhren davon, nachdem ſie mich erſt zuvor mit Dankſagungen und Seegenswünſchen überhäuft hatten. Zu einer Zeit der Verwirrung und des Aufſtandes, wo das Volk, ein Neuling im Befehlen, noch immer den alten Hang zum Gehorſam und zur Unterwürfigkeit behält, iſt nichts leichter als ſein Zutrauen zu gewinnen und es zu leiten. Verbindet man mit der Gabe der Beredſamkeit ein wenig Kühnheit, ſo wird man völlig ſeiner Herr. Hätte ich mich von dieſem Augenblicke an die Spitze ſtellen wollen, ſo ward ich Anführer des Volks; und hätte ich mich an dieſem Tage durch irgend eine That von Bedeutung ausgezeichnet, wer weiß, ob das Volk nicht mich öffentlich zum General-Kommandanten der Pariſer Miliz ernannt hätte, ſo wie es am folgenden Tage den Marquis de la Fayette dazu

ausrief? Nehmen Sie dieß nicht für einen Spaß. Wäre ich zwanzig Jahr jünger geweſen, ſo würde ich vielleicht der Verſuchung nicht widerſtanden ſeyn; ſo aber kam mir der Gedanke gar nicht in den Sinn. Darauf ging ich in die Straße der Vorſtadt S. Denis. Hier fand ich, daß die Plünderung des Kloſters S. Lazare Urſach an dem Lärm war, den ich gehört hatte. Mir begegneten eine Menge trunkener Leute, mit Eßwaaren aller Art und großen Kannen in der Hand, die alle Vorübergehende zum Trinken zwangen und jedem Wein in großer Menge einſchenkten. Der Wein floß die Straße herab, und der eingebrochne Keller vermehrte den Weinſtrom und deſſen Geruch. [Eine Frau, die ſeit ſechs Monden ſchwanger ging, fand man in den Kellern im Wein ertrunken. Bürger-Patrouillen, unter welchen ich auch verſchiedene Gardes-françoiſes bemerkte, deckten einen Wagen, auf dem ſich ein und zwanzig Banditen in Feſſeln befanden, die man auf der That, beim mordbrennen, verwüſten und zerſtören ertappt hatte. Dieſe Unglücklichen, von denen die meiſten beſoffen, verſtümmelt, und eben ſo ſehr mit Blut und Kothe als mit Laſtern bedeckt waren, verurſachten einen ſcheuslichen Anblick. Sie wur-

den zum Chatelet geführt, das bald alle die Miſſethäter, die man dahin brachte, nicht mehr faſſen konnte. Man ergriff mitten bei dieſen entſetzlichen Unordnungen ſtrenge, aber wohlthätige Mittel; man ließ die Urheber davon und die Miſſethäter, die auf der That ertappt waren, auf der Stelle hinrichten. Die Büchſenſchäfter und Privatleute konnten nur eine kleine Anzahl Gewehre aufbringen; das Volk durchſuchte alſo mit Ungeſtüm alle Plätze, wo es Waffen und Pulver argwöhnte. Um beides bat es inſtändig die Komitee des Rathhauſes. Die Bitten, die ſtündlich vergeblich wiederholt wurden, fingen an in Drohungen auszuarten. Seit einigen Tagen präſidirte Herr de Fleſſelles, Vorſteher (prevot) der Kaufmannſchaft, in der Komitee. Er ſuchte Zeit zu gewinnen und das Volk hinzuhalten; ließ kleine Pulverhörner, mit ſchlechtem Pulver gefüllt, unter daſſelbe austheilen und wies ihm verſchiedene Magazine ſowol hievon als von Waffen, die freilich nicht exiſtirten, an; ſchickte es bald zu den Karthäuſern, bald nach irgend einem andern Orte, wo es, wie er gewiß wußte, nichts finden würde. Statt der Feuerwaffen waren die Schloſſer und Schmiede Tag und Nacht beſchäftigt, lange Stücke ſchnei-

denden Eiſen zu ſchmieden, die man an ſtarken Stäben und Stangen feſt machen konnte. Mit dieſem bäuriſchen Gewehre waren anfangs viele tauſend Menſchen vom Pöbel bewaffnet, bald aber ſtellten ſich eine Menge Bürger und Handwerker, die etwas beſſer ausgerüſtet und mit Flinten verſehen waren, an ihre Spitze. Die Gardes-françoiſes, die ſich in ganz Paris an Zahl ungefähr drei tauſend (die übrigen hatten zu Verſailles die Wache) verbreiteten, dirigirten ihre Bewegungen. Sie theilten ſich in verſchiedene Korps. Das eine eilte zu dem Depot der Gardes-françoiſes, um die Kanonen wegzuhohlen. Die Garden hatten den Herzog von Ch... zum Oberſten. Er war in dieſer Würde dem verſtorbenen Marſchall Biron gefolgt. So ſehr ſie den Marſchall geliebt hatten, eben ſo ſehr haßten ſie ihren neuen Oberſten. Sie beſchuldigten ihn der Härte, des Geizes und der Ungeſchicklichkeit. Dieſer Haß theilte ſich dem Volke mit, das ihn alſo aus Liebe zu ſeinen Beſchützern, den Gardes-françoiſes, und der Anſtalten wegen haßte, welche der Oberſte getroffen hatte und noch traf, um die Soldaten zu ihrer Pflicht zurückzubringen. In dieſem Verhältniſſe nun begegnete es ihm beim Depot. Eben wollte es über ihn

herfallen, als ein Grenadier hervortrat, ſich vor den Oberſten ſtellte und ſagte: „Meine Freunde, ich werde nicht zugeben, daß man unſerm Oberſten irgend etwas zu Leide thue; überdieß hindert er ja gar die Auslieferung der Kanonen nicht.„ Der Herr von Ch... erſtaunt und gerührt über dieß Verfahren, fragte den Grenadier nach ſeinem Namen. „Alle meine Kameraden, gnädiger Herr, heißen wie ich,„ antwortete ihm der Grenadier. Als nun der Herr von Ch... den klügſten Weg einſchlug und die Stadt verließ, ſo ward er einige Stunden nachher noch einmal angegriffen, aber eben ſo wie vorher durch zwei großmüthige Soldaten von ſeinem Regimente von der Wuth des Volks befreiet. Man ſieht ſchon, daß Soldaten von ſolchen Geſinnungen eine glänzende Rolle bei der Revolution ſpielen mußten, daß ſie verdienten, die Freiheit des Volks gegen ſeine Tyrannen zu vertheidigen. Ein zweites Korps begab ſich zum Gardemeuble d) in der Hoffnung, Waffen daſelbſt zu finden. Es ſchlug die Thüren ein, zerſtörte, verheerte alles, was ihm in die Hände fiel, nahm was

d) Ein Pallaſt des Königs, worin viele prächtige Meubeln der Krone aufbewahrt wurden, unweit der Thuilleries. Z.

es nur irgend brauchen konnte, mehrere alte, koſtbare und ſeltene Gewehre; da es aber nur wenige brauchbare Flinten fand, richtete es ſeinen Marſch nach den Invaliden. Der Gouverneur ließ ſich bei dem Anblicke eines ſolchen Schwarms nicht zwei mal auffodern, die Thore zu öffnen. Der Haufen ſtürzt in alle Eingänge, bemächtigt ſich der Kanonen, durchſucht alle Winkel im Hauſe, die Korridors, die Souterrains, gelangt endlich in die weiten und tiefen Säle, wozu der Zugang ſchwer ausfündig zu machen war. Hier waren, wie man ſagt, funfzig tauſend Flinten, Säbel, Piken ſowol neue als verroſtete. Der gierige Haufen ſtürzt über die Waffen her, und in der Hitze, da einer auf den andern drängte, da ſie ſich um den Vorrang ſtritten, wurden mehrere oben vom Saale heruntergeſtürzt, und verſtümmelt oder todt gefunden. Dieß Glück entflammte ihren Muth. Bald wurde dieſe ganze Schaar durch die Gardes-françoiſes in eine förmliche Armee verwandelt. Sie wurden die Offiziere, und das Kommando ward den einſichtsvolleſten unter ihnen, den Sergenten und Grenadier'n aufgetragen. An verſchiednen wichtigen Plätzen legte man Gardes du Korps und pflanzte Kanonen auf, zum Beiſpiel

ſpiel auf dem Pont-neuf, dem Pont-royal, an allen Zugängen nach Verſailles und dem Märzfelde, wo ein beträchtliches Korps Schweizer kampirte. Sie führten regelmäßigere Patrouillen ein und wählten nachher den Platz Dauphine, der mit anſehnlicher Artillerie verſehen wurde, zu ihrem Waffenplatze. Von hieraus, faſt mitten in der Stadt, konnten ſie ſich mit der größten Leichtigkeit überall hin begeben. Dieſer Platz wurde gleichſam das Hauptquartier der patriotiſchen Armee. Seine dreieckichte Geſtalt, wovon der Winkel, der nach dem Pont-neuf läuft, ein ſchmales Defilé formirt, macht ihn geſchickt die Brücke zu decken, wozu er bequemer iſt, wie jeder andre Platz in Paris. Indeß beſchäftigte man ſich mit einem weit wichtigern Vorhaben, nämlich mit der gewaltſamen Einnahme der Baſtille, wenn ſich nämlich der Gouverneur weigern ſollte, ſie zu übergeben. Dieſe Unternehmung war mehr als kühn. Man mußte, um ſie auszuführen, die Unerſchrockenſten ausſuchen und ein ausgeſuchtes Korps formiren. Aber wie war es möglich hier zu wählen, ohne nicht Unrecht zu thun, wo ſich von allen Seiten dieſelbe Hitze, derſelbe Muth äußerte. Alle bieten ſich an, alle ſtreiten um die Ehre zu marſchiren, um

zuerſt zu ſterben. Die Zeit der Rache war da. Die Reaktion der Freiheit ſchlug mit gleicher Gewalt gegen Zwang und Sklaverei los. Das Wort Baſtille fliegt von Mund zu Mund. Bei dieſem abſcheulichen Namen ward jeder Bürger ausgeſuchter Soldat. Bei dieſem Namen, der die Ideen der Lettres de cachet, der Unterdrückung und der Schande erweckte, ſah Paris ſeine Bürger in eben ſo viel Helden umgeſchaffen. Sie erhitzen ſich, die Wuth reißt ſie fort, die Kühnheit ſteigt in demſelben Augenblicke zu gleicher Höhe mit dem Schrecken, welchen dieſer fürchterliche Name ihnen vormals einprägte. Dieß iſt der herrliche entſcheidende Augenblick der Revolution; ein Augenblick der Kraft, der ein glänzendes Licht über die Einwohner von Paris verbreitet, der auf ſie den intereſſanteſten Schein zurück wirft, der ihnen die Bewunderung und die Dankbarkeit des ganzen Frankreichs verſichert. Dieſe Aufwallung von Heldenmuth erklärt dieſe Epoche für die erſte, für ewig denkwürdig in den Jahrbüchern der Nation, dieſe glänzende Epoche, vor der die frühern Epochen der Geſchichte Frankreichs erbleichen, wovon die Franzoſen den Ruhm und die Reſtauration des Reichs datiren werden. Das Brauſen der Köpfe er-

laubte nicht, mit kaltem Blute einen Plan zu einem regelmäßigen Angriffe zu entwerfen. Gardes-françoiſes, Schreiber in den Gerichten, Handwerker, Tagelöhner, Bürger von allen Klaſſen, Weiber und Männer durcheinander, ſtürzen aus den verſchiedenen Quartieren von Paris, erſchüttert durch einen gemeinſchaftlichen Stoß, auf hundert verſchiednen Wegen zur Baſtille. Die Vorſtadt S. Antoine unter der Artillerie der Feſtung, bildete um ſie eine Art von Circumvallations-Linie. Die Einwohner derſelben waren vermöge der Nachbarſchaft noch erhitzter; die Einnahme der Baſtille ſchien ihnen daher eine ausſchliesliche Beute, und ſie waren eiferſüchtig, daß die andern Quartiere der Stadt mit ihnen den Ruhm davon theilen ſollten. Der Marquis von Launay war Gouverneur der Baſtille. Seine Garniſon beſtand aus etwa 90 Invaliden und einer Verſtärkung von 40 Mann des Regiments Salis, die er Tags vorher erhalten hatte. Er zog anfangs die Auffoderung, die man an ihn ergehen ließ, eben nicht in Betracht. Er theilte Befehle aus, und traf Anſtalten, ſeinen Poſten zu vertheidigen. Wie er aber oben von den Thürmen herab dieſe wüthenden Haufen, die ſeinen Kanonen trotzten, erblickte; wie er die einmüthigen Verwünſchungen und Drohungen ver-

nahm, da beſtürmten ihn ſelbſt traurige Betrachtungen, da ward er geneigt, Unterhandlungen einzugehen. Die Anträge der Stadt und einiger Diſtrikte waren, entweder den Platz zu übergeben, oder zu ſeinen Invaliden noch ein Korps von der Bürgermiliz als Garniſon einzunehmen. Aber das Volk wollte verheeren, wollte kämpfen, nicht negotiiren. Verſchiedene Deputationen folgten auf einander. Mitten in dieſer Verwirrung bleibt eine davon zurück; die Fahne und die Trommel einer andern verirren ſich oder kommen wenigſtens nicht wieder zurück. Hiedurch wurden die Deputirten dieſer Zeichen ihrer Würde beraubt, ſahen ſich von einem Haufen Bewaffneter umringt, die auf ihr Rufen, „nicht weiter zu ziehen, die Schranken zu reſpektiren,„ nicht mehr hörten, und blieben daher verkannt und allen Unfällen ausgeſetzt. Man gab Feuer von den Wällen. Drei oder vier Menſchen wurden getödtet. Die Deputation zerſtreute ſich. Der Gouverneur bemühte ſich, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Man hatte Mühe, ſich zu verſtehen; eine Brücke wurde niedergelaſſen. Aber ſtatt bloß friedlichen Unterhändlern, ſtürzt ſich auch das bewaffnete Volk hinter ſeinen Deputirten hinein. Die Brücke fliegt hinter ihnen

in die Höhe. Das Volk ſchreit über Verrätherei. Es reizt die Belagerer zur Rache. Die Wuth dieſer Letztern verdoppelt ſich. Sie verbreiten ſich um den weiten Umfang der Feſtung, um alle Oefnungen auszukundſchaften. Die eine Parthei klettert über die Dächer der benachbarten Häuſer, ſteigt von da unter beſtändigem Feuer des Feindes in die erſten Höfe, ſchlägt die Thore ein und erobert eine Brücke. Die übrigen Belagerer dringen durch den Garten des Zeughauſes, durch den großen Hof und führen Kanonen dahin. Sie ſtürzen ſich in die Gräben und ſchlagen Leitern an. Hundert tauſend Zuſchauer belohnen und krönen die Tapferkeit der Kämpfer durch ununterbrochnes Händeklatſchen. Die Vorſtadt S. Antoine führt Wagen mit Stroh beladen herbei, umringt das Haus des Gouverneurs und ſteckt es in Brand. Die Verwirrung nimmt zu. Der Offizier, der die Schweizer kommandirte, verlangte für die Garniſon die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen im Kriege, und drohte, widrigenfalls Feuer an das Pulver zu legen und ſo den Platz und einen großen Theil der Stadt in die Luft zu ſprengen. Er ſteckt durch eine kleine Oefnung eine Art von Kapitulation von ein paar Zeilen. Sie fällt einem vom Mili-

tair in die Hände, der ſie den Umſtehenden vorlieſet. Sie ſchreien alle: Zugeſtanden. Das entfernt ſtehende Volk aber hört es nicht, was vorgefallen iſt. Die Belagerten verſäumen, die Kapitulation durch den Rath ratifiziren und unterſiegeln zu laſſen. Sie ſtecken die weiße Fahne auf. Das Volk ſieht nur ſeine Bleſſirte, ſeine Todte, ſieht nicht die Fahne, hört keinen Rappel. Verblendet durch die Wuth, erhitzt durch den Kampf, fährt es immer fort, Feuer zu geben. Die große Brücke wird niedergelaſſen. Der bewaffnete Haufen drängt mit dem größten Ungeſtüm hinein. Die erſten, die ankommen, umarmen die Offiziere der Feſtung und fallen den Soldaten, die das Gewehr geſtreckt haben, um den Hals. Die ihnen folgen ſchnauben vor Blutgier und Rache. Während alſo die eine Parthei von der Feſtung Beſitz nimmt, als hätte ſie ſich durch Kapitulation ergeben, ſo bemächtigt ſich ihrer die andere, als wäre ſie durch Sturm erobert. Sie ſtürzen über den Major und fünf oder ſechs der vornehmſten Offiziere her, tödten auf der Stelle zwei Invaliden, bemächtigen ſich des Gouverneurs und ſchleppen ihn aus der Feſtung. Die Offiziere gehen aus einer Hand in die andre, werden nach dem place de Grève geſchleppt und

auf der Straße niedergehauen. Zwei Unteroffiziere werden an Laternenpfählen deſſelben Platzes gehängt, und der Marquis von Launay ſtirbt durchbohrt von Stichen an dem Fuße eines ſolchen Pfahls. Der Kopf wurde ihm abgehauen, auf eine Pike geſteckt und in allen Straßen von Paris zur Schau herum getragen. Die Gardes-françoiſes baten indeß um Gnade für die übrigen Kriegs-Gefangenen, Schweizer und Invaliden, und erhielten ſie.

Nach der Uebergabe der Baſtille liefen die Bürger zu den Gefängniſſen und Kerkern derſelben, die Gefangenen zu befreien. Die Schlüſſel waren mit weggenommen, um auch als Siegeszeichen mit aufgeführt zu werden. Man war gezwungen, die Thüren einzuſchlagen und zu zerbrechen. Gefangne, die ſeit dreißig Jahren im finſtern Kerker ſaßen und vergeſſen waren, ſahen das Licht wieder. Alles vereinte ſich zu einem glücklichen Ausgange, die Stärke und Einigkeit der Belagerer, die Ungewißheit und Uneinigkeit der Belagerten. Sie hatten im großen innern Hofe drei mit gehacktem Eiſen geladene Kanonen; indeß brauchten ſie ſie nicht. Der Gouverneur war in großer Verlegenheit, weil er Hof und Stadt zugleich zu ſchonen ſuchte. Er wollte ſich ſo viel ver-

theidigen, um dem Tadel des Hofes zu entge≠
hen, aber doch nicht ſo ſehr, um vom Volke
gar keine Gnade hoffen zu dürfen. Der Stab
drang in ihn, ſich zu ergeben. Die Schweizer
munterten ihn zum Widerſtande auf. Er woll≠
te alſo zugleich kapituliren und ſtreiten. Die
Brücken und Thore wurden geöffnet, geſchloſ≠
ſen, und wieder geöffnet, je nachdem er in Un≠
gewißheit hin und her ſchwankte. Er wollte
ſein Leben und ſeine Ehre retten und lief den≠
noch dem Verluſte beider ſchnell entgegen. Er
ergriff die allergefährlichſte Partei, indem er
gar keine ergriff: dieß thun ſchwache und furcht≠
ſame Seelen, die in ſolchen ſtürmiſchen Kriſen
durch eine unwiderſtehliche Gewalt gegen die
Kataſtrophe getrieben werden, die ſie am mei≠
ſten zu vermeiden ſuchen. Es ſcheint, als
wäre in dieſem Augenblicke plötzlich ein Tauſch
zwiſchen Empfindung und Muth geſchehen.
Die Trägheit der Pariſer, ſonſt zum Joche er≠
zogen, ging in die Seele ihrer Unterdrücker
über; und die Wildheit der Tyrannen, der
Kerkermeiſter, füllte die Herzen eines von Na≠
tur guten und gehorſamen Volks. Man muß
geſtehen, daß es ſo gefährliche Umſtände und
Lagen giebt, daß man auf allen Seiten nur Ab≠
grund vor ſich ſieht. In den Kriſen, wo ein

ganzes Volk von Unterwürfigkeit zur Unabhängigkeit plötzlich übergeht, wo es allen ſeinen Gewohnheiten entſagt, und es wagt ſich gegen eine, durch mehr als hundertjährigen Beſitz geheiligte Herrſchaft aufzulehnen, iſt der Augenblick, wo alles eine, dem vorigen ganz entgegengeſetzte Richtung nimmt, immer ſchrecklich. Wehe dem, der ſich dann gerade in der Mitte dieſes ſchrecklichen Stoßes befindet; ſicher wird er zerſchmettert, wie dieß auch bei dem Hrn. de Launay und auch de Fleſſelles der Fall war. Letzterer war vorher, ehe er Vorſteher der Kaufmannſchaft wurde, Intendant einer Provinz, und vermöge ſeines Standes dem königlichen Anſehn zugethan, und hinderte daher unter der Hand die Revolution. Man hatte ihn, ſeitdem er fälſchlich angab, bei den Kartheuſern und an andern Orten befänden ſich Waffen, und ſeitdem er verfälſchtes Pulver austheilen ließ, ſchon ſehr im Verdacht gegen die Sache des Volks. Der Verdacht wurde zur Gewißheit, als man bei dem Hrn. de Launay Briefe fand, die ihr beiderſeitiges Einverſtändniß verriethen. Man zeigte ſie ihm auf dem Rathhauſe; und er erblaßte. Nun nannte man ihn einen Verräther. Er wollte hinaus und ſich vor dem auf dem Greve-

plaẓe verſammelten Volke rechtfertigen; zwei Bürger nahmen ihn bei den Armen und führ⸗ten ihn bis an die Treppe vor der Thüre und hier ſchoß einer von ihnen ohne weitere Um⸗ſtände eine Piſtolenkugel ihm durch den Kopf; er richtete indeß hiebei das Gewehr, um alles Unglück zu verhüten, von oben nach un⸗ten. Hr. von Fleſſelles fiel, das Volk ſchlepp⸗te ihn auf den Greveplaẓ, einer entriß ihn dem andern weg, verſtümmelte ihn, ſchnitt den Kopf ab, trat ihn in der Wuth mit Füßen und zerſchmetterte ihn. Von einem wüthen⸗den Volke läßt ſich keine genaue Gerechtigkeit erwarten. Der Unſchuldige büßt oft für den Schuldigen. Der Stab der Baſtille verlangte die Uebergabe, und wurde in Stücken zerhauen; die Schweizer wollten ſich widerſeẓen, und kei⸗ner von ihnen kam während der Belagerung um; nur einer nachher. Es iſt wahr, ſie ſchoſſen von unten und fochten innerhalb der Höfe; man ſahe ſie daher nicht, aber ſie wa⸗ren die einzigen, die tapfer fochten. Sie be⸗unruhigten die Belagerer ſehr mit einer kleinen Kanone, welche ſie in der Dicke der Mauer ver⸗ſteckt hatten. Die Kugeln dazu wogen nur drei viertel Pfund. Das Feuer der Muſketen und dieſes Gewehrs war beinahe das einzige,

das Schaden verurſachte. Einer der beiden Unteroffiziere, der an die Laterne des Greveplatzes gehängt wurde, hatte wirklich einen ſehr guten Dienſt geleiſtet, nämlich dadurch, daß er den Herrn von Launay arretirte, der, ohne zu wiſſen was er that; mit der Lunte in der Hand, das Pulvermagazin in Brand ſtecken wollte; die Vorſtadt und ein Theil von Paris wäre in die Luft geſprengt. Der Platzmajor war allgemein geſchätzt, und bei den Gefangenen wegen ſeiner Menſchenliebe beliebt; er wurde nichtsdeſtoweniger ermordet. Uebrigens fragen Sie mich nicht, wie die Baſtille erobert iſt. Alle Erzählungen widerſprechen ſich; niemand weiß etwas richtiges davon. Ich habe vielleicht mit mehr Wahrſcheinlichkeit als Wahrheit geſchrieben. Wollen Sie jeden Irthum vermeiden, und aufs genaueſte wiſſen, wie die Baſtille erobert iſt, überhaupt wie die Revolution geſchehen iſt? Wohlan denn! (nur mache man keine Anwendung auf das gerechte und gute Individuum, das auf dem Throne ſaß, deſſen Namen aber hundert Tyrannen borgten, um Frankreich zu drücken und zu zertreten) der Dey von Algier tritt ſeine Stelle dem Tollkühnen ab, der ihm den Dolch in die Bruſt ſtößt. Ners muß ſich vor ſeinen Unter-

thanen verbergen, die er noch vor zwei Tagen zittern machte. Der fürchterlichſte Deſpot wird von ſeinen Vaſallen verlaſſen. Es iſt das Erwachen der Gewiſſensbiſſe über die Verbrechen der Gewaltthätigkeit. Gemeingeiſt ſteigt herab, der auf einmal vier und zwanzig Millionen die Sprache der Freiheit reden läßt. Der Zauber der abſoluten Macht eines einzelnen Menſchen verfliegt, und der Talismann der Königswürde wird zerbrochen.

Die Baſtille wurde des Abends gegen ſieben Uhr übergeben. Alles ward geplündert, verheert und verwüſtet. Eine Menge Dokumente, Manuſkripte und Regiſter wurden von den Thürmen herab geworfen, zerſtreut, zertreten und zerriſſen, und fielen dem erſten dem beſten in die Hände, der ſie aufheben wollte. Man hat nachher geſucht, dieſe Fragmente aus allen dieſen abgeriſſenen Stücken mit einander zu vereinigen; woraus dann eine Legion von Bänden über die Baſtille unter allen nur möglichen Titeln erwachſen iſt. Dieſe Werke reitzten nicht nur die Neugierde, ſondern auch den öffentlichen Unwillen; ja, ſie ſegneten endlich die glückliche Revolution, wodurch Frankreich von dieſem Denkmale der Sklaverei befreit ward. Sie haben die Schrecken der Lettres

de cachet, die blutigen Befehle des Kardinals Richelieu, die willkührlichen Gewaltthätigkeiten der Miniſter, und tauſend geheime Handlungen der Tyrannei, die von ihren Untergeordneten, den Polizeilieutenants ausgeführt wurden, an den Tag gebracht. Die Bank (caiſſe d' escompte) wegen ihrer Gültigkeit und Fonds in Sorge, hatte den Tag vorher den Miniſter, der dem Hrn. Necker gefolgt war, den Baron de B... fragen laſſen, was ſie für Mittel zu ergreifen hätte, und welche Sicherheit ihr die Regierung geben könnte. Herr de B... ließ den Adminiſtratoren antworten, er wüßte nichts ſicherers, als daß man die Kaſſe mit ihren Papieren in die Baſtille brächte; und den folgenden Tag um dieſe Stunde war die Baſtille nicht mehr; ſchon verſchwanden ihre drohenden Thürme unter den Hämmern und Hebeln eines Schwarms von Zerſtörern. Dieſer ſtinkende Abgrund iſt alſo nicht mehr, aus welchem die mephitiſchen Dünſte des Deſpotiſmus heraus dämpften, die alle Energie erſtickend, alle Seelenkräfte abſtumpfend, die Aſphyxie der Sklaverei weit umher verbreiteten. Der verhaßte Schlund iſt verſchwunden, der aus ſeinem Innern die kriechenden, feigen und verworfenen Weſen her-

vortrieb und nur nach jenen ſtarken Seelen, nach jenen Männern ſtrebte und ſie verſchlang, die mit einem großen Charakter, die Geſetze aufzufordern, von Freiheit zu reden und als Bürger ſich zu zeigen wagten. Gegen zwei Uhr war ich zu Hauſe. Hr. P... der ſelbſt bis zu ſeinen an dem Pont=neuf gemietheten Zimmern gegangen war, kam einen Augenblick nach mir zu Hauſe. Er brachte einen ſchrecklichen Brief im Manuſcripte gegen die Königinn, in Verſen geſchrieben, den man in allen Straßen nahe bei Pont=neuf ausgetheilt hatte. Zwiſchen drei und vier Uhr ſtieg ich zu Pferde, und wollte auf der Straße de Tournon bei der Gräfinn von ... ſpeiſen, wo man ſehr ſpät zu Tiſche ging. Ich kam vor dem königlichen Schatze vorbei, und fand ihn von Schweizergarden, die in zwei Kolonnen auf dem Hofe rangirt waren, bewacht. Sie blieben immer neutral, und erklärten ſich weder für noch wider das Volk. Als ich über den Pont=neuf ritt, ſah ich ihn mit Kanonen bepflanzt und den Platz der Dauphine, wie ich Ihnen oben geſagt habe, von den Gardes=françoiſes, ohne Miſchung mit Bürgern, eingenommen. Ich fand wenig Geſellſchaft bei der Frau von ... Wir wußten wenig von dem, was ſich bei der

Baſtille zutrug. Sie können leicht denken, daß bei Tiſche nur von der ſtürmiſchen Lage die Rede war, worinn wir uns befanden, und von allen Begebenheiten, die noch daraus folgen konnten. Wir waren beim Kaffee, als man uns die Nachricht brachte, die Baſtille ſei erobert. Denken Sie ſich unſer äußerſtes Erſtaunen. Ich entſchuldigte mich bei der Frau vom Hauſe und wollte geſchwind zu meinen Pferden, die mich im Hofe erwarteten. Ich war keine zwanzig Schritte vom Hauſe, als zwei Leute mit flammenden Augen auf mich zu kamen, mich feſthielten, und die Degenſpitzen auf die Bruſt ſetzten. Wer ſind Sie? Wo kommen Sie her? Wo wollen Sie hin? Man verräth uns von allen Seiten; und Sie haben ſo ziemlich das Anſehn eines Ariſtokraten und eines Verräthers. Unvorſichtigerweiſe hatte ich ein Ordensband an meinem Knopfloche gelaſſen. Bei den Worten Ariſtokrat und Verräther verſammelte ſich eine Menge um mich her, und man ſah mich ſchon für hinlänglich überführt an. Ich wollte vom Pferde ſteigen. Die mir am nächſten waren, widerſetzten ſich. Sie riſſen mir den Zügel meines Pferdes aus den Händen, daſſelbe that man meinem Bedienten, der mir folgte, und nun wurden wir

als geweihte Opfer beim Jauchzen des Volks umhergeführt. Kommende fragten die andern: was iſt das? was giebts? dieſe riefen: es iſt ein Verräther, ein Ariſtokrat; und die neuangekommnen ſtimmten in den Chor: an die Laterne; man muß ihn hängen; an die Laterne. Die Muſik hatte ſo etwas barbariſches an ſich, das dem Ohre widerſtand; und die Pantomime, womit ſie begleitet wurde, war eben ſo wenig angenehm für's Auge. Sie beſtand aus einem Dutzend funkelnder Klingen, Piken und Hirſchfängern, die bald meinen Anführer überſchatteten, bald in ihren Händen ſich bewegten. Mehrere Herren und Damen umgaben mich, die von der Baſtille oder dem Greveplatze kamen. Dieſe hatten Geſchmack gefunden am Niederſtoßen, Köpfen und Würgen. Zu meinem Glücke war ich nicht aus der Faſſung gekommen. Ich blieb äußerlich ruhig und lächelte. Hätte ich mich davon zu machen geſucht oder Schrecken blicken laſſen, ſo weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre: ſie hätten es vielleicht den andern Tag bereut, aber ich wäre deswegen nicht weniger umgekommen. Als ich von der Laterne reden hörte, ſagte ich zu ihnen: Ich bitte ſie meine Herrn, mich zu dem erſten Diſtrikte zu führen, ich habe eine Erklärung von mir zu geben,

nach-

nachher ſtehe ich zu ihrem Befehle, ſie können mich hinführen, wohin ſie wollen. Nun ſchrien ſie alle, zum Diſtrikte, zum Diſtrikte; und ich wurde zu dem Diſtrikte der Barfüßer geführt. Die Komité war dorten um eine lange Tafel mitten in der Kirche verſammelt. Ich näherte mich dem Präſidenten und erzählte ihm, was mir eben jetzt begegnet war. Ich unterrichtete ihn völlig über meine Perſon und meine Wohnung. Sogleich ließ er mir einen Paß ausfertigen, den ich noch im Original aufbewahre, zum koſtbaren Andenken dieſes merkwürdigen Tags. Er ſagte zu meinen Begleitern: der Herr iſt ein guter Bürger, und wir ſtehen für ihn. Nun zogen ſie ſich zurück. Ich wartete eine Viertelſtunde, bis ſich das Volk, das mir gefolgt war, ein wenig verlaufen hatte und knüpfte meinen Ueberrock über mein Kleid um mein Band zu verſtecken, ging durch eine andre Thür hinaus, ſchlich mich zu Fuß davon und verlor mich unter der Menge. Der Bediente, der mit den Pferden da geblieben war und den ich vermeiden wollte, erkannte mich von weitem, und kam auf mich zu, wodurch ich in neue Verlegenheit geſetzt ward. Ich befahl ihm, ſo gut als möglich, nach Hauſe zurückzukehren. Er befürchtete wegen

der Pferde angehalten zu werden. Ich ſagte ihm: gut, mache es wie du willſt oder wie du kannſt, und ging ſchnell von ihm weg. Hierauf ſuchte ich in die Straße Dauphine und von da zum Pont-neuf zu kommen. Die Eroberung der Baſtille, die Hinrichtungen auf dem Greveplatze, hatten ganz Paris auf die Beine gebracht. Die Straßen wimmelten von Menſchen. In dem Augenblicke, als ich von der Brücke ging, zeigte ſich mir ein neues Schauſpiel, das die Revolution in Jahrhunderten nur einmal herführt, und das man geſehen haben muß, um ſich einen Begriff davon machen zu können. Es wird immer meinen Augen und meinem Gedächtniſſe gegenwärtig ſeyn. Hier war nämlich eine feierliche Prozeſſion, um Gott für die Siege des Tages zu danken; ſtatt der Prieſter waren hier Metzger, ſtatt der Krucifixe Gefangne, ſtatt der Reliquien abgehauene Hände und ſtatt der Heiligen und Paniere, auf Lanzen getragene Menſchenköpfe; es war vielmehr ein Triumphzug der Sieger der Baſtille, der Soldaten, des Volks, der Gardes-françoiſes, die vom Greveplatze kamen, und eroberte Kanonen nebſt Kriegsgefangenen hinter ſich her ſchleppten; vor ihnen mehrere auf Lanzen gepflanzte Köpfe. Ich

folgte in dem Haufen und nur erſt in der langen und geräumigen Straße S. Honoré ſah' ich alle dieſe Gegenſtände ſich ſo vor mir entwikkeln, um das Einzelne beobachten, und das Ganze faſſen zu können. Eine unzählige Menge, beſonders Frauen, Mädchen von jedem Alter und jedem Wuchſe, bedeckten die Straße, füllten die Butiken, ſtanden an allen Fenſtern und zeigten ſich in den Dachfenſtern und auf den Dächern ſelbſt. Die Gardes-françoiſes, die ſich ausgezeichnet hatten, die tapfern Bürger des Tages und die Helden von S. Antoine ſaßen oben auf den Fiakern oder wurden auf Erhöhungen getragen, und auf die Weiſe unter Händeklatſchen der Menge dargeſtellt. Dieſes blutende Haupthaar, dieſe nackte Schädel, dieſe auf Piquen in Triumph vorgetragenen Menſchenköpfe, machten mich zweifelhaft, ob ich mich an den Küſten des Boſphorus von dem Getümmel gegen die Thore des Serails hingetrieben ſähe, oder ob ich mich unter herumſchweifenden Horden nordamerikaniſcher Wilden am Ohio befände. Wie, ſagte ich, bin ich zu Paris? bin ich in dem Aufenthalte der Grazien und der Weichlichkeit, in der Mitte dieſes leichtſinnigen, tändelnden ſorgenloſen Volks? Sind das die duftenden

Buden, deren ſüße Wohlgerüche uns in die Inſeln von Paphos und Amathont verſetzen? Sind dieß jene Magazine des Luxus, die Werkſtäte der Wolluſt, wo die Mode und der Geſchmack nachläſſig die Gaze zuſammen zu legen, ihr ſo vielfache Formen zu geben, und ſie ſo naif zu ſchmücken wiſſen? Bin ich nur zwei Schritte von jenem berüchtigten Garten, umgeben mit boudoirs, die allein dem Vergnügen geweiht ſind, wo Sybariten und Phrynen verwirrt ſich durch einander miſchen? Von dem Garten, wo die Völker des Nordens ihre Energie verlieren, die Engländer ſich entnerven, und die Deutſchen ſich verfeinern? bald ward ich aber von dieſen Betrachtungen durch allgemeines Freudengeſchrei weggeriſſen und überließ mich den Gemälden, die ſich nun von neuem mir darſtellten. Aus den Fenſtern warf man Blumen auf die Sieger. Aus den Butiken reichte man ihnen Kränze. Weiber, und noch mehr die jungen Mädchen, Feuer im Auge, den Blick auf die blutigen Köpfe gerichtet, lächelten den Rächern der Nation zu, und ließen Bänder und Kokarden mit drei Farben auf ſie herab regnen. Nun glaubte ich mich zu Sparta oder in Athen. Die Eroberung der Baſtille, das tragiſche Ende des Gouverneurs, die

blutigen Hinrichtungen waren zu entſchieden angekündigte Inſurektionen, zu ſtarke Kriegs-erklärungen gegen den Hof, als daß Paris nicht alles von ſeiner Rache fürchten mußte. Dreißigtauſend Mann umgaben die Stadt, und die bevorſtehende Nacht konnte ihr den Untergang drohen. Indeß ſchliefen die Bürger gleichfalls nicht auf ihren Lorbeeren; die Ehre dieſes Volkstriumphs, den die Sieger ſich ſelbſt zuerkannt hatten, ſpannte die allgemeine Energie nur noch mehr. Sie verdoppelten den Eifer der Vertheidigung und man machte ſich von allen Seiten dazu fertig. Alle Poſten wurden befeſtigt und mit Artillerie verſehen. Schon fing man an das Straßenpflaſter aufzureiſſen, und als ich nach Hauſe ging, traf ich auf der Chauſſee Antin und in meiner Straße Haufen mit Hacken bewaffneter Arbeiter, die den Zugang abzuſchneiden und den Weg zu verſperren ſuchten. Sie vervielfältigten die Vertheidigungspunkte, indem ſie der Länge nach in den Straßen Queergraben machten, die ſie mit Tonnen und Wagen verrammelten War die vorhergehende Nacht ſchrecklich durch Anarchie und Furcht vor den innern Feinden, ſo konnte dieſe noch ſchrecklicher durch die bevorſtehende Rache, und den Angriff der Feinde von außen

werden. Meine Frau, die die großen und blutigen Auftritte des Tages gehört hatte, und die meine Pferde ohne mich zurückkommen ſah, glaubte, daß mir ein Unglück begegnet ſei, und daß man es ihr nur verhehle. Meine Zurückkunft benahm ihr nun freilich dieſen Irrthum, indeß hatte ſie doch dadurch nur einen Schrecken weniger. Vergeblich bemühten ſich meine früher zurückgekommnen Gäſte, ihr Muth einzuſprechen; ſie ſelbſt waren nichts weniger als ruhig; nur allein meine beiden kleinen Töchter lächelten und fanden die Revolution ſehr drollicht, weil ſie, wie ſie ſagten, ſeit zwei Tagen keine Lehrſtunden gehabt, und nur geſpielt hätten. Niemand legte ſich nieder, weder bei uns, noch in der ganzen Stadt. Jeder wachte und erwartete ſein Schickſal. Es waren wenigſtens hunderttauſend Streitende unter den Waffen. Die Nacht war ſehr finſter; der Regen machte ſie feuchte und kalt. Gegen zehn Uhr kamen Patrouillen, befahlen die Vorderſeite des Hauſes mit Lampen zu erleuchten, und ſogleich war meine ganze Straße illuminirt. Dieſer wirklich unüberlegte Befehl ward bald widerrufen, denn die Dunkelheit verbarg aufs vortheilhafteſte die Zurüſtungen zur Vertheidigung.

Wir waren auf der Terraſſe, hörten und beob=achteten Detaſchements, die vorbeigingen, rie=fen, wenn ſie uns wahrnahmen: es lebe der und der: indem ſie mich beim Namen riefen. Dieß iſt ohne Zweifel etwas ſehr gleichgültiges; ich erzähle es Ihnen aber, weil es Eindruck auf mich machte, und weil man ſich gern ge=liebt ſieht. Um eilf Uhr, ſehr ermüdet, legte ich mich etwas nieder. Um Mitternacht weck=te mich plötzlich ein gewaltiges Geräuſch in meinem Hauſe, und die Schläge an meine Thür. Ich ſprang aus dem Bette, öffnete die Thür und zog mich eilig an. Man ſagte, die Feinde wären vor den Thoren. Sie rück=ten an, man hätte ſie geſehen. Paris würde von allen Barrieren aus angegriffen werden. In einem Augenblicke war ich auf meiner Ter=raſſe.

Die ganze Geſellſchaft war in Beſtürzung. Ich hörte von allen Seiten ſchreien: „zu den Waffen, zu den Waffen.„ Ich ſah alle Vor=poſten einen gegen den andern ſich drängen, und tauſend Stimmen ſchrieen und wiederhohl=ten: „zu den Waffen, zu den Waffen.„ Der Lärm verbreitete ſich von den Enden der Stadt plötzlich bis zum Mittelpunkt. Man läutet mit der Sturmklocke. Alle Klocken ſind in

Bewegung und verbreiten den Schrecken, und ganz Paris ſchrie in einem Augenblicke: „zu den Waffen.„ Indeß war es nur ein falſcher Lärm. Ich bewohnte das gefährlichſte Viertel der Stadt, wenigſtens nach der allgemeinen Meinung, weil man nur Straßen gebahnt und über das Gebirge Montmartre Wege geebnet, um eine furchtbare Artillerie dort aufzu⸗pflanzen, um von da Paris nieder zu ſchießen. Man konnte es freilich in einen Steinhaufen verwandeln, allein alle umliegende Truppen konnten es nicht einnehmen. Denn auſſer ei⸗ner Armee von hunderttauſend Menſchen, die alle bewaffnet binnen vier und zwanzig Stun⸗den, wie aus der Erde gewachſen wa⸗ren; außer den Verſchanzungen und Kanonen auf den Wällen, offenen Plätzen und Märkten; hatte Paris noch in ſeinen Häuſern gewiß hun⸗derttauſend andre Streiter, die jeden Augen⸗blick bereit waren, die Angreifenden mit einem Hagelſchauer von Steinen zu bewillkommen. Der Patriotismus der Gardes⸗françoiſes be⸗kam durch ihre gefährliche Lage einen neuen Sporn. Sie befanden ſich zwiſchen der Bür⸗gerkrone und dem Stricke. Entweder Sieger oder gehangen; keine Mittelſtraße blieb ihnen übrig. Weiber und Kinder, alles half, boten

ihren Arm dar und wie zu Karthago, wie zu Sazunt, zeigten ſie ſolchen Muth und ſolche Bürger-Tugenden, als nur Liebe zur Freiheit und Furcht vor Tyrannei ſie einhauchen kann. Man ſah bei der Baſtille ein junges Mädchen von achtzehn Jahren in Mannskleidern an der Seite ihres Geliebten fechten. Das Weib eines Köhlers ſtürzte nach der Belagerung mitten unter die Todten, rief ihren Sohn, kehrte die Leichname um, bemühte ſich ihn darunter zu finden, und bei dem Erſtaunen, welches man über ihre grauſame Neugierde äußerte, ſagte ſie: „An welchem glorreicheren Orte könnt' ich ihn ſuchen? Wenn er ſein Leben für ſein Vaterland gelaſſen hat, iſt er dann nicht im Paradieſe? Wolltet Ihr lieber, daß ich ihn beſoffen in einer Schenke, oder zu allem Guten verdorben in Paris umher laufen ſähe?„ Zwei Kinder von 13 bis 15 Jahren, die bei der Baſtille leicht verwundet waren und vor Müdigkeit und Hunger bald ſtarben, klopften bei ihrer Rückkehr an eine Thür, und baten mit der Unſchuld, die ihrem Alter eigen iſt, bloß um zu trinken, ohne ſich etwas auf ihren Heldenmuth einzubilden, noch darauf aufmerkſam machen zu wollen; ſie ſagten nur, daß ſie nicht mehr könnten. Die Vorſtädte

S. Antoine und S. Marceau trugen während der ganzen Nacht, mit Hülfe ihrer Weiber und Kinder das Pflaſter von den Straßen, ihr metallenes Küchengeräth, kurz alles was ſie von Schwere hatten, oben auf ihre Häuſer, um damit Jedem, der ihre Fenſter paſſiren würde, todt zu ſchmeiſſen. In andern reichern Vierteln der Stadt hatte man zu dieſen ſchweren Körpern, wovon die vierten und fünften Viertel voll waren, Werke der Kunſt hinzugefügt, marmorne und metallene Arbeiten; und da ſchickte man ſich an, den Feind mit den Statuen der Cäſarn und den Bronzen eines Domitian, eines Tiber, eines Kaligula zu zerſchmettern. Die lebhafte Unruhe, die wir gehabt hatten, war nicht für mich lebhaft geweſen. Meine Gaſtfreunde, meine Frau waren erſtaunt, mich ſo ruhig zu ſehen. Um meine Entſchloſſenheit richtig beurtheilen zu können, ſo muß man wiſſen, daß mir zwar in der vergangenen Nacht die Gefahr ſehr groß geſchienen, daß ich aber in dieſer gar keine ſah. Ich war keinesweges von dem herrſchenden Wahne, von der Furcht vor einem Ueberfalle angeſteckt. Selbſt in dem Augenblicke, da man rief: „zu den Waffen,„ da man ſagte „der Feind iſt da„ antwortete ich, „ich fürchte nichts.„ Die vor-

gefallene Ereigniſſe gaben mir den Schlüſſel zu denen, die nothwendig erfolgen mußten.

War man nun in Paris in Furcht, ſo war man es zu Verſailles nicht minder. Die Einnahme der Baſtille, dieſer kraftvolle Akt, dieſer unvermuthete Streich der Pariſer, war für den Hof ein Donnerſchlag. Verſailles ſchreckte Paris; und Paris machte Verſailles zittern. Dem Könige ward alles verheimlicht. Des Abends um neun Uhr begab ſich der Intendant von Paris, Herr Berthier ins Zimmer des Königs. Dieſer kam ihm entgegen. „Nun! Was giebts Neues Herr Berthier? Was macht man in Paris? Wie ſtehts mit den Unruhen?„ — „Sire, alles geht recht gut, es hat da einige kleine Unruhen gegeben, die aber ſchon wieder unterdrückt worden. Sie ſind von keinen Folgen geweſen.„ Der König ſchwebte über die Vorgänge zu Paris in der tiefſten Unwiſſenheit und glaubte, daß dort alles ſeinen gewöhnlichen Gang ginge, daß die Theater offen wären und die Börſe beſucht würde. Man hatte ihm alle Tage den Komödienzettel und die Liſte der Stücke, die am Sonntage, Montags und Dienſtags geſpielt ſeyn ſollten, eingereicht. Man hatte den öffentlichen Kourszettel drucken laſſen, und der

König ſah ihn nach und nach ſeit der Entlaſſung des Herrn Necker wieder ſteigen. Der Baron B... war, ſagt man, die Seele und der Urheber der Konſpiration, welche der Hof ohne Wiſſen des Königs wider ſein Volk anſtiftete. Ihm ſchreibt man den Entwurf des Plans zu, der die Abſicht hatte, nicht die Hauptſtadt, denn das wäre albern geweſen, ſondern die keimende Freiheit zu zerſtören. Ich will hier von dieſem Plane, den man vielleicht zu weit treibt, weil ihm zufolge Paris in den Grund geſchoſſen und verbrannt werden ſoll, das, was mir am wahrſcheinlichſten iſt, ſagen. Bei der ſo ſeltſamen Veränderung des Miniſteriums, wo man geſchätzten Miniſtern verſchrieene Leute ſubſtituirte, fürchtete man hauptſächlich Paris und ſeinen großen Einfluß auf den übrigen Theil des Reichs. Man beſchloß alſo, es durch die Furcht vor militairiſcher Gewalt in Ordnung zu halten. Die fremden Truppen ſchienen zu dieſem Zwecke tauglicher als die einheimiſchen. Es waren ihrer zehntauſend. Um ſie recht an ſich zu ziehen und ſich ihres unbedingten Gehorſams zu verſichern, mußte man ihren Sold erhöhen und ihn von fünf Sols auf acht ſetzen. Man würde die Herren Deputirten gebeten haben, nach Hauſe zurück zu

kehren, da ſie ſich doch nie mit einander verſtehen, nie ſich vergleichen konnten, und da der König, wie er vor drei Wochen erklärt hatte, ſich das Glück ſeines Volks allein zum Geſchäfte machte. Nachher wären dann die ſchönſten Edikte von der Welt erſchienen, die mit Rechtſchaffenheit, mit gewiſſenhafter Redlichkeit, daß man die zugeſtandenen Zahlungen auf den Termin gehörig leiſten würde, geſchminkt waren. Dann hätte man Papiergeld oder Staats-Scheine gemacht, womit denn ein großer Theil der Staatsſchulden abgethan, und die Gläubiger Frankreichs und des Königs bezahlt gemacht worden wären. Ob ein Stück Papier hunderttauſend Thaler oder Null gelten ſoll, dieß hängt lediglich vom öffentlichen Glauben ab. Das Zutrauen und der Leichtſinn der Franzoſen würde vielleicht einige Zeit dieſe Billets in ihrem Werthe erhalten haben; aber die nachherige Verſchwendung und Plünderung des königlichen Schatzes, die immer ſeinen Gang fortging, machten den Banquerout unvermeidlich. Die Konſpiration zweckte alſo auf drei Stücke ab. Die Zerſtreuung der Stände, den Banquerout und den Triumph des Deſpotismus durch das Schrecken der Waffen. Diejenigen welche alles gern übertreiben, ſetzen nun noch

die Verbrennung und Zerſtörung von Paris hinzu, weil ſie es ſo paſſender finden. Sie ſagen nämlich: in Paris wären über die Hälfte der Gläubiger des Staats und faſt die ganze Summe der Schuld und Zahlungsſcheine oder der Kontrakte. Indem man alſo die Stadt mit Feuer und Schwerdt verheerte, würden zugleich Gläubiger nebſt ihren Schuldſcheinen vertilgt, und nichts in der Welt wäre bequemer als zu verbrennen, ſtatt zu bezahlen und ſo in einer Nacht ſechs tauſend Millionen Schulden abzutragen.

Indeß hatten die Deputirten vereint zu Verſailles Tag und Nacht, eben ſo wie zu Paris die Diſtrikte und das Rathhaus, aus Beſorgniß für das allgemeine Wohl, den Saal der Stände von dem Sonntage früh bis an den Mittwoch nicht verlaſſen. Die Bänke dieſes Saals waren während dieſer drei Tage ihre Tiſche und ihre Betten geweſen. Sie hatten nicht aufgehört zu wirken und zu überlegen, den gefährlichen Umſtänden einen unerſchütterlichen Muth entgegenzuſtellen, edelmüthige Dekrete abzufaſſen und ihren Schlüſſen das Gepräge des Adels und der Beharrlichkeit in ihrem Patriotismus einzudrücken. Sie hörten nicht auf, den König zu bitten, doch die Armee zu ent-

fernen, die nur die Hauptſtadt ſchreckte und in den Provinzen die lebhafteſten Beſorgniſſe wegen der Freiheit der Verſammlung erzeugte. Die Prinzen von Geblüt, der Graf Artois an ihrer Spitze, die ſich ſeit langer Zeit gegen alle Forderungen des Bürgerſtandes auflehnten, geriethen über ſeine ſchnellen Fortſchritte, über die Stärke, die er ſich durch ſeine Vereinigung mit der Majorität der Geiſtlichkeit und der Minorität des Adels verſchafft hatte, in Furcht und Schrecken; ſie, die Feinde aller Neuerung, die Anhänger der alten Regierung und aller ihrer Mißbräuche, die eifrigen Vertheidiger aller Vorrechte des Adels, ſahen mit Schmerzen einer neuen Ordnung der Dinge entgegen, die dadurch, daß ſie die königliche Gewalt einſchränkte, ihrem Kredite, ihrer Macht und vielleicht auch ihrem Glücke Gränzen ſetzen möchte; ſie, aufgebracht wider **Necker** über die Verdoppelung der Repräſentanten, die allein an den Fortſchritten des Bürgerſtandes Schuld war, umringten und hielten den König belagert. Der Graf Artois war es, der von dem Herrn von **Breteuil** unterſtützt die Schwäche des Königs benutzt, die Entlaſſung des Herrn Necker und die Ernennung eines neuen Miniſteriums bewirkt hatte. Sie hatten eine Ar-

mee anrücken laſſen, ſie beſtanden darauf, ſie zu behalten. Alle dieſe gewaltſamen Maaßregeln waren das Reſultat der furchtbaren Verbündung, die ſich zu Verſailles gegen die National-Verſammlung und die öffentliche Freiheit entſpann. Sie beſtand aus der Königinn, den Prinzen, der hohen Geiſtlichkeit, den Höflingen und Favoriten. Monſieur, Bruder des Königs und der Herzog von Orleans waren die einzigen Prinzen, die ſie nicht eingegangen waren. Monſieur war, ſeit der Verſammlung der Notablen in ungeſtörter Ruhe geblieben, und der Herzog von Orleans, Deputirter bei den Staaten, begünſtigte die Volks-Parthei. Alle Verführungsmittel wurden zu Verſailles bei den Truppen angewandt, um ſie zu gewinnen. Man ſagte, daß in den Orangerien, eben wie zu Trianon, auserleſene Korps verſteckt lägen, daß die ſchönen Hofdamen dahin gingen und Gold, Wein und Liebkoſungen an die Soldaten verſchwendeten, um dafür wiederum ihre Gunſt zu erhalten. Man hat dieſer Verbündung andre noch unglücklichere Plane untergeſchoben. Man denke ſich daher nun das Entſetzen dieſer ligue, als ſie den Aufſtand in Paris und die Einnahme der Baſtille erfuhr. Dieſer letzte glückliche Erfolg,

der

der höchſtens 25 oder 30 Menſchen das Leben koſtete, gab der Revolution den Ausſchlag und ſparte vielleicht Ströme von Blut. Er entſchied und vernichtete alle Maaßregeln. Er veranlaßte ein kühnes, trotziges Betragen gegen den König, er gab Gelegenheit, daß ihm die Täuſchung entzogen und die Augen geöfnet wurden. Es hat den Anſchein, daß ohne dieſen glücklichen Erfolg am folgenden Tage Truppen in Paris eingerückt wären, und nach einem überlegteren Plane agirt hätten als am Sonntage, wo alles in Unordnung und Verwirrung war. Dann hatte man einen blutigen Kampf zwiſchen der Armee und den Bürgern, vereint mit den Gardes-françoiſes zu befürchten. Die Provinzen würden der Hauptſtadt und der National-Verſammlung zu Hülfe gekommen und der bürgerliche Krieg in allen Theilen des Reichs ausgebrochen ſeyn. Da die Antworten, die der König an die Stände ergehen ließ, beſtändig verneinend waren und die Nachricht von der Einnahme der Baſtille einlief, ſo ging der Herzog von Liancourt, Oberaufſeher der Garderobe, Mitglied der Verſammlung und Anhänger der Minorität, um Mitternacht zum Könige. Er machte ihn zuerſt mit den großen, merkwürdigen Begeben-

Bayerische Staatsbibliothek München

heiten in Paris bekannt. Er redete zu ihm mit Nachdruck, ließ ihm die Stimmen der Wahrheit hören, zeigte ihm in dieſen Vorfällen alle Keime zu einem Bürgerkriege, ſtellte ihm die Gefahr vor, der er ſich, ſeine Familie, ſeine Krone und ſein Leben ausſetzte. Der König, ſagt man, ward von der Noth, worein er die Pariſer gebracht, und von dem Muthe, den ſie bei der Baſtille gezeigt hatten, bewegt. Er gab den Gründen des Herzogs von Liancourt nach, warf ſich am andern Morgen mit ſeinen beiden Brüdern der Verſammlung in die Arme und überließ ſich ganz ihrer Führung. Da ward es denn beſchloſſen, daß die Armee wieder nach den Gränzen gehen, und Hr. Necker zurückgerufen werden ſolle. Alle neue Miniſter nahmen bald darauf ihren Abſchied. Dieß war ein herrlicher Zeitpunkt für Herrn Necker, vielleicht der glorreichſte, in dem ſich jemals ein Sterblicher befunden hat. Ein Miniſter wird ziemlich hart verabſchiedet, und vier Tage nachher fodert ihn ganz Frankreich mit lautem Geſchrei wieder. Der König, die Reichsſtände laſſen ihm auf verſchiedenen Wegen nacheilen, um ihn nicht zu verfehlen. Die Kouriere überbringen die dringendſten Briefe des Königs und der Stände, ihn

zur Rückkehr zu bewegen, ſeinen Entſchuldi-gungen zuvorzukommen, ſeine Härte zu erwei-chen, als wenn das Schickſal des Reichs allein von ſeiner Rückkunft abhinge, allein an ſeiner Gegenwart haftete. Nein, eine bloße Pri-vatperſon hat ſich nie zu dieſem Gipfel von Ruhm und Ehre geſchwungen. Die Verſamm-lung ſchickte ſogleich eine Deputation nach dem Pariſer Rathhauſe, ihm dieſe große und in-tereſſante Nachricht mitzutheilen. Ganz Pa-ris ſtürzte ſich hinter ihr her und vernahm vor dem Rathhauſe von ihr die Nachricht, deren Ueberbringer ſie war. Eine unzählbare Volks-menge ging vor ihr her, umgab ſie, folgte ihr und füllte den Greve-Platz. Dieſer Platz war das Forum der Franzoſen geworden, und das Volk fing an daſelbſt ſeine unumſchränkte Gewalt auszuüben. Tags vorher hatte es da-von die auffallendſten Beiſpiele gegeben. Es hatte Todesurtheile ausgeſprochen, und das Begnadigungsrecht ausgeübt. Ein Herold las ihm aus den Fenſtern des Rathhauſes den Be-richt der Verſammlung vor. Die Herren Fay-ette und Bailly glänzten unter den Deputirten, und hefteten die Augen des Volks auf ſich. Da ruft es vermöge eines Inſtinkts, der ziemlich ſicher iſt und ſelten fehlſchlägt, ganz auf ein-

mal den Herrn Bailly zu ſeinem bürgerlichen Oberhaupte unter dem Titel eines Maire, und den Marquis de la Fayette zu ſeinem General-Kapitain aus. Die guten Schriften hatten ſchon längſt durch ihren Unterricht aus den Franzoſen ein ganz anderes Volk gemacht als das war, welches Ludewig XIV unter ſeine ſtolzen Füße trat und das ſein Nachfolger ungeſtraft mishandelte. Man nahm ſchon ſeit einigen Jahren wahr, daß die ſklaviſche abgöttiſche Unterwürfigkeit der Franzoſen vor ihrem Könige ſich ganz allmählig in eine vernunftmäßige Liebe verwandelte, daß ſie nach und nach einen König wie einen andern Menſchen prüfen und beurtheilen, ihn ſeiner Fehler halben verabſcheuen und wegen ſeiner Tugenden ſchätzen lernten. Die Einwohner von Paris hatten den ehrenvollen Namen Bürger in den Trümmern ihrer Baſtille wieder hervorgezogen — dieſen verkannten, ſeit ſo vielen Jahrhunderten vergeſſenen Titel. Das franzöſiſche Volk hatte ſich binnen vier und zwanzig Stunden zu dem Range einer Nation erhoben; die Majeſtät war von dem Monarchen geflohen, um auf dem Volk ſich nieder zu laſſen. Dieß Volk war angegriffen, in ſeinen Repräſentanten beleidigt und mit Verheerung bedroht; es

verlangte, daß der König ſich zu Paris zeigte, und auf dem Rathhauſe erſcheinen ſollte, nicht um ſich an ihm zu rächen, nicht ihn zu verurtheilen, ſondern um ihn zu ſehen, um von ihm geſehen zu werden, und um ihm — zu verzeihen. Es war nicht auf ihn abgezielt: denn man wußte wohl, daß er hintergangen worden war. Der König iſt allezeit geliebt worden, und er verdient geliebt zu werden. Er beſitzt die zu heftige Freimüthigkeit edler Charaktere, Geſchmack an Ordnung, Einfachheit und Oekonomie, und liebt die Franzoſen aufrichtig. Aber Schwäche bei Königen, die von ſchlechten Leuten umringt ſind, iſt für die Völker nicht beſſer, als alle Laſter. Sie iſt ein Schwamm, der eben ſo leicht das Böſe als das Gute einſaugt. Die Deputirten gingen nach Verſailles zurück, um dem Könige die Wünſche des Volks und ſein Verlangen, ihn in Paris zu ſehen, zu hinterbringen. Und gegen Mitternacht kam eine andre Deputation aufs Rathhaus mit der Nachricht, daß der König am folgenden Donnerſtage nach Paris kommen würde. Die Nacht vom Dienſtage auf den Mittewoch verſtrich unter den lebhafteſten Unruhen, die ungegründeter Lärm veranlaßte. Mittwochs früh verdoppelte man die

Vorſicht, und arbeitete an den Mitteln zur Vertheidigung. Die Wagen hatten wegen der Verſchanzungen Mühe durch die Straßen zu kommen. Herr Necker aus G... wollte an dieſem Tage fliehen und das Königreich verlaſſen. Viele Hinderniſſe hatte er ſchon aus dem Wege geräumt, und ſich durch verſchiedene Straßen durchgearbeitet, als ich aus meinen Fenſtern ſeinen Wagen von dem Volke und der Miliz in Verhaft nehmen ſah. Er ward unter einer ſtarken Begleitung wieder nach ſeinem Hauſe zurückgebracht. Während alſo Frankreich zu den Füßen des Herrn Necker lag, raubten die Bewohner meiner Straße ſeinem Bruder die Freiheit und thaten ihm Gewalt an. Bald darauf ſah ich verſchiedene Detaſchements von Vintimille und von Provence die Straße S. Denis beſetzen. Sie verließen ihre Fahnen, um die patriotiſche Armee zu verſtärken. Ich fragte ſie um die Urſache. Sie ſagten mir: „Ah, ſie werden bald unſe„rer noch mehrere ſehn. Ehe zwei Tage ver„ſtreichen, wird die ganze Armee nach Paris „kommen. Wir ſind eher Bürger als Solda„ten. Es lebe der Bürgerſtand, es lebe die Nation!„ Sie ſtießen ein Freudengeſchrei aus, und wurden, wie Sie wohl denken können, mit

offenen Armen empfangen, und erhielten von der Stadt Waffen und Patronen. Drei oder vier Regimenter Schweizer kampirten auf dem Merzfelde. Sie hatten häufig Beſuche von Freunden, Bekannten und Freudenmädchen aus Paris bekommen, welche ſie mit Erfriſchungen bedienten. Sie ſchienen eben nicht aufgelegt, Diener der Leidenſchaften des Hofes gegen die Pariſer zu ſeyn und die blutigen Werkzeuge der Gewalt der Miniſter und des Stolzes der Prinzen zu werden. In der Stille brachen ſie auf und zogen ſich nach Verſailles zurück, ließen ihre Kanonen und ihre Bagage in Stiche. Man ließ ſie ruhig abziehen. Einige Tage nachher ſah ich einen Offizier von einem dieſer Regimenter (von Chateauvieux) der mir ſagte, daß die Stellung, welche man ihnen angewieſen hätte, während der Revolution äußerſt gefährlich geweſen wäre. Wäre man während des Dienſtags und Mittewochs bis zu dem Augenblicke, wo ſie ſich zurückzogen, auf die Idee gekommen, Kanonen auf das Gebirge der guten Leute, (montagne de bons hommes) zu bringen, ſo würde man ſie mit der größten Leichtigkeit haben beſchießen und zu Grunde richten können.

War Paris auch im Stande, jeden äuſſern Angriff abzuhalten, war es auch unmöglich mit Gewalt zu erobern, ſo war es doch von der andern Seite ſehr leicht, es durch Hunger zu zwingen. Von außen vertheuerte die Armee das Brodt, die Menge von Ueberläufern vermehrte von innen die Anzahl der Eſſer. Paris hatte aufs höchſte noch auf drei bis vier Tage Mehl. Die Truppen, die es blockirten, konnten alle Transporte und Proviant, der auf dem Fluſſe kam, auffangen. Ich fürchtete nichts als den Hunger, dieß war die einzige Gefahr, die ich ſah; aber dieſe war auch ſehr groß. Man kann den Hungers ſterben laſſen, den man nicht erwürgt. Es iſt ſo viel Bizarrerie in den Aeußerungen der Natur, verbunden mit dem Gewiſſen und der Pflicht! Es giebt Leute die ſo ſonderbar denken, daß dieſelben Soldaten, die ſich weigerten das Blut der Pariſer zu vergießen, ſich hätten entſchließen können, ſie aus Gehorſam gegen ihre Anführer Hungers ſterben zu laſſen! Nun urtheilen Sie, ob das mörderiſchſte Schlachtfeld nicht noch ein Roſengefilde zu nennen geweſen wäre, im Vergleich von Paris, wenn dieß allen Schrecken einer Hungersnoth und allen dadurch erlaubten Scheußlichkeiten ausgeſetzt wurde! Auf je-

den Fall ſammelte ich einen ſtarken Vorrath Reiß, und habe es nachher immer gethan, denn ſeit ſechs Monaten haben wir bald mehr, bald weniger Mangel gelitten. Jetzt ließ ich mich nicht mehr zu Pferde ſehen, ſondern ging zu Fuß, aus Furcht vor den verdrüßlichen Begebenheiten von geſtern. Ich blieb auf den Straßen und den Plätzen bei allen ſtehen, die mir begegneten. Ich fragte jedermann. Mehrere gute Bürger ſagten mir, daß ſie in den Diſtrikten über einen Punkt alle übereinkämen, nämlich wenn der Hof und die Miniſter etwas gegen Paris unternähmen, ſo würden ſie ſogleich aus allen Schulen und Penſionen die Kinder des Adels, und aus allen Hotels die wenigen von Adel, die da geblieben wären, mit ihren Frauen hervorholen, und ſie alle beim erſten Angriff zwiſchen ſich und die Kanonen des Feindes ſtellen. Die Gardes Françoiſes verdoppelten ihre Thätigkeit und ihren Eifer. Seit den Sonntagmorgen hatten ſie keinen Augenblick Ruhe genoſſen. Sie ſchienen in dem Uebermaße ihrer Arbeit neue Kräfte zu ſchöpfen. Ich ſah ſie, wie ſie die Bürger exercierten, und ſie die Waffen führen lehrten. Es hatte ſich eine Kavalerie von freiwilligen jungen Leuten und den wohlhabendſten Bürgern von Paris eben ſo

ſchnell gebildet als die Infanterie. Sie ging auf Kundſchaft aus, und ritte auf den Wegen um Paris, um den Zuſtand von außen und die Anordnungen des Feindes beobachten zu können. Ich ſah auf der Quai der Thuillerien ein Detaſchement dieſer Kavalerie einige Dragoner und Huſaren zurück bringen, die ſich hatten überfallen laſſen, und die die Bewegungen zu Paris ausforſchen wollten. Eine neue Gefahr, die falſchen Patrouillen, drohete der Sicherheit. Ich begegnete einigen, die von den wahren Bürgern entwaffnet waren. Nachdem man ihnen die Waffen genommen, gab man ſie jedem, der ſich meldete. Wie konnte man ſich in dieſer allgemeinen Verwirrung unter acht hunderttauſend Menſchen erkennen? Zwanzig oder dreißigtauſend Banditen hatten ſo Waffen bekommen, wovon ſie den unglücklichſten Gebrauch machen konnten. Dieſer böſe Umſtand war unvermeidlich. Man hatte heute und an den folgenden Tagen noch das Glück, ſie faſt alle zu entwaffnen. Nachmals bot man ſechs bis neun Livres für jedes wiedergebrachte Gewehr; auf die Weiſe ward eine große Anzahl zurück gebracht, aber alle koſtbaren Waffen, die dieſen Werth überſtiegen, (worunter auch die meinigen waren) blieben in ihren Händen.

Nur erſt gegen Abend wurden wir von den großen Neuigkeiten von Verſailles, von den Deputationen der Verſammlung, von den Ernennungen des Volks, und von dem Verſprechen des Königs, ſich nach Paris zu begeben, benachrichtigt. Allein man traute allen dieſem nur halb, man fürchtete die Betrügereien des Hofes. Die Pariſer waren voll Verdacht und Mistrauen. Mehrere Entdeckungen hatten ſie in dieſer Stimmung erhalten. Sie hatten nämlich auf Wagen eine Menge in Stroh verſteckter Gewehre gefunden; verkleidete Perſonen, große Herren in Lumpen liefen in der Stadt umher, verſtellte Milchweiber trugen Gefäße voll Gold aus Paris; dem Hof ergebne Dragoner und Huſaren in Bauernkleidern, die ſich alle Augenblicke in Uniformen der Gardes-françoiſes, welche beſonders dazu verfertigt und heimlich in die Stadt gebracht waren, kleiden konnten. Alle Poſten wurden noch ſorgfältiger beſetzt, und die Zurüſtungen vermehrt. Den Donnerſtagmorgen erwartete man den König, man hörte, er werde nicht kommen. Nun ſtieg der Verdacht noch höher; man kündigte an, es ſolle den Freitag geſchehen. Niemand wollte es aber glauben. Alle Bürger in den Diſtrikten und unter ſich ſagten

ganz kalt, wenn der König morgen nicht kömmt, haben wir nur eine Partei zu ergreifen; wir bilden nämlich vier Korps, jedes von zwanzigtauſend Mann, und gehen grade auf Verſailles los. Wir wollen den König gefangen nehmen, aber ihm kein Leid zufügen. Denn wir haben einen König nöthig; den ganzen ariſtokratiſchen Pöbel aber und alle die niedrigen Höflinge, die ihn täuſchen, und ſich durch unſern Raub bereichern, wollen wir verjagen; wenn ſie uns Widerſtand thun, wollen wir doch nur ſo wenige tödten, als uns möglich ſeyn wird. Die unglücklichſten werden die ſeyn, die wir leben laſſen, um Zeugen von dem Glück des von ihnen befreiten Frankreichs zu ſeyn. Wir wollen **Verſailles** demoliren und keinen Stein auf dem andern laſſen, wir wollen den Platz ganz rein machen, wir wollen den Pflug darüber führen und das Land in Acker verwandeln.

Den Freitag morgen um acht Uhr ſtanden hundert und funfzig tauſend Bürger von Paris unter den Waffen, und bildeten zwei Reihen von der Barriere von Paſſy und von den Eliſeiſchen Feldern bis zu dem Rathhaus, und bezeichneten durch ihre verſchiednen Richtungen den Weg des Königs; der übrige Theil der

Stadt ſtand hinter den Reihen und füllte die Straßen, Quais und die Wege des Zuges, ein eben ſo außerordentliches Gemälde, als das des Volkstriumphs der Sieger der Baſtille, und welches ihm zum Pendant dienen konnte. Die Einwohner von Verſailles hatten auch zu den Waffen gegriffen. Sie ſollten den König bis nach Seves begleiten und ihn da der Nationalmiliz von Paris übergeben. Zu ihrem Anführer hatten ſie den Grafen d'Eſtaing erwählt, ſo wie Paris den Marquis de la Fayette. Ich folgte auf den Boulevards dem Haufen, der zum Platze Ludewigs XV. zog. Die Abweſenheit der Karoſſen und kleinen Wagen für beide Geſchlechter, die nun zu Fuß untereinander gingen, boten ein Schauſpiel von Gleichheit dar, welches ſich für den Tag und für die daraus folgenden Begebenheiten ſehr gut paßte. Ich war an der Seite unſers Freundes, des Grafen von T..., und während wir mit einander redeten (Stoff war genug dazu da) fühlte ich, daß mich zwei Frauen beim Arm nahmen, und mich mit ſich fortſchleppten. Die eine war die Frau von G... die andre die Gräfinn R:.. zwei von denen, die am Montage vor Schrecken krank wurden, und wovon ich oben geredet habe. In der

Straße S. Honoré hatten ſie ein Fenſter. Ich begleitete ſie dahin, aber nachher ſchlug mir einer ihrer Männer vor, dem Könige entgegen zu gehen, und ich folgte ihm. Hr. de la Fayette an der Spitze eines Korps Bürger-Kavalerie und der Auserleſenſten ſeiner Pariſer Infanterie — wollte den König empfangen, und ihn bis ans Rathhaus (hotel de ville) begleiten. Vier bis fünfhundert Deputirte der drei Stände ſollten ihm zur Begleitung dienen. Sie waren voraus gegangen, und als wir nach dem cours la reine kamen, waren ſie ſchon zu einander geſtoßen. Dort ward der Eingang bewacht und die Menge davon abgehalten. Wir ſchlüpften durch und kümmerten uns nicht um Wache und Ordre. Wir waren mitten unter den Deputirten. Die beiden Reihen bewaffneter Bürger dehnten ſich über den ganzen Hof aus. Die Deputirten waren in Ceremonienkleidern, jeder Stand in ſeinem beſondern Koſtume. Es war eilf Uhr. Der König war vor neun Uhr aus Verſailles abgegangen. Man erwartete ihn jeden Augenblick. Die Deputirten näherten ſich dem Platze Ludwigs XV. Nun verließ die Bürgermiliz, Offiziere und Gemeine die Glieder, und miſchten ſich unter die Deputirten. Man hatte einander von al-

len Seiten tauſend Fragen zu thun. Da die Kommunikation unterbrochen geweſen war, ſo verurſachte dieß gleichſam einen Abſtand von hundert Meilen, zwiſchen der Verſammlung und zwiſchen Paris; und die Ereigniſſe dieſer drei Tage brachten eine Unterbrechung von einem Jahrhunderte zu wege. Man ſah ſich alſo wieder nach der Zurückkunft von einer gefährlichen Reiſe, und nach einer ſo langen Abweſenheit. Ein neues und auffallendes Schauſpiel war es, Boutiquiers und Künſtler zwiſchen Herzögen, Rittern vom Orden des heiligen Geiſtes, Kardinälen und den Großen des Reichs umher gehen und ſich vertraulich mit einander unterhalten zu ſehen. Die Gleichheit der Stände ſchien aus dem goldenen Zeitalter wieder auf den Platz Ludewigs XV. herab gekommen zu ſeyn. Beſonders wandte man ſich an den Herzog von Liancourt, und umringte ihn. Man wußte, daß er es war, der dem Könige Licht gegeben, und ihn gewonnen und auf andere Meinungen gebracht hatte. Er ſagte uns, daß die neuen Miniſter den Morgen ihren Abſchied genommen, daß Kouriere den Hrn. Necker auf dem Fuße nachfolgten, daß der Graf von A..., die Prinzen und alle Polignac's Verſailles verlaſſen hätten, um aus dem Reiche zu gehen.

Während dieſer Unterhaltung kamen die Gardes-francoiſes auf uns zu, die ſich in ein Korps vereint hatten und zogen die bei der Baſtille und den Invaliden eroberten Kanonen mit ſich. Sie ſollten vor dem Könige hergehen, und ſo einen Theil ſeines Gefolges ausmachen. Unvermerkt waren wir von dieſen Soldaten umgeben, denen ein jeder ſchmeichelte. Man ſprach mit ihnen, fragte ſie, und ſie konnten nicht einmal genug antworten. Ein Bürger trat aus ſeinem Gliede, und ging gerade auf den Herzog von Liancourt los, neben dem wir ſtanden. Er nahm ihn bei der Hand und ſagte: Mein Herr, ich empfehle ihnen dieſe braven Leute, dieſe braven Gardes. Wir ſind ihnen die größten Verpflichtungen ſchuldig, ich empfehle ſie der National-Verſammlung. Sie haben Paris gerettet, und folglich auch Sie. Wenn Freiheit uns zu Theil wird, ſo haben wir ſie, nächſt ihnen, meine Herren, dieſen zu verdanken. Hierauf erzählte er ihm mit einer Freimüthigkeit, die man nur durch Freiheit erhält, alles was er geſehen hatte, alles was ihm in den drei Tagen der Revolution begegnet war; den Schrecken ſeiner Frau und ſeiner Kinder, als ſie den Sonntag von ihrem Landſitze nach Paris zurückkehrten, alle Ge-

fahren

fahren, die ſie gelaufen waren, und die Sorge, die ſie für die Gardes-françoiſes gehabt hätten, ihnen zu Hülfe zu kommen, ſie zu beherbergen und ſie zu verbinden. Indeß ging die Zeit hin, und der König kam nicht. Es war ein Uhr, man wußte nicht, was man davon glauben und denken ſollte. Einige junge Leute zu Pferde hatten ſich einer nach dem andern von den übrigen getrennt, und ſich auf den Weg nach Verſailles gemacht, um den König zu entdecken. Die erſten die zurückkamen, ſagten, ſie hätten nichts geſehn; die zweiten, der König käme ſehr langſam, weil er jeden Augenblick angehalten würde. Bis jetzt hatte man an der Ankunft des Königs gezweifelt; nun fing man an, gar nicht mehr daran zu glauben. Ich ſah, wie ſich die Geſichter verlängerten, und die Bürger die Köpfe ſchüttelten. Der Verdacht erwachte wieder. Hinterhalt und Verrath zeigte ſich der erhitzten Einbildungskraft. Man fürchtete alles; der König möchte der Armee folgen, er möchte feſtgehalten, ermordet oder entführt werden; und die Wahrheit zu ſagen, wir waren in einer Kriſe, wo alles gleich möglich, nichts unwahrſcheinlich ſcheinen konnte. Endlich kam ein Reuter im ſtärkſten Gallop (und es war Zeit) uns aus der Verlegenheit zu ziehen, er brachte uns die Nachricht,

daß der König ſchon aufgebrochen ſey. Man rechnete nach dem langſamen Zuge, daß noch wohl eine Stunde verlaufen könnte, ehe er erſcheinen würde. Mehrere Deputirte, die vier Stunden geſtanden hatten, die von ihrem Wachen und ihrem Marſche und Warten ermüdet waren, ſahen ſich umher, und ſuchten Mittel, ſich auszuruhen. Einige Schritte davon lagen die Materialien der von Ludewig XVI. angefangnen Brücke umher. Dort hin zogen ſie ſich darauf und miſchten ſich unter das Volk, welches auf dem Schutte ſaß. Adliche mit langen Federbüſchen und mit Gold beſetzten Mänteln, ſaßen auf Brettern und huckten auf Steinen nieder. Wenn man vier oder fünf Stunden den 17. Julius ſo unbeweglich auf einem offnen Platze, der Hitze der Mittagsſonne ausgeſetzt iſt, ſo könnte man lebendig verdorren. Zum Glück war alles günſtig. Ein friſcher Wind wehete. Der Himmel war bewölkt, und da die leichten Wolken die Sonnenſtrahlen brachen, ſo verbreiteten ſie nur halbes Licht über dieß reiche Gemälde. Bald ließ ſich ein verwirrter Lerm hören. Zur Linken erhob ſich ein Staubwirbel. Der König iſt's; jeder lief zu ſeinem Poſten und ſtellte ſich in ſeine Reihe. Wir ſtellten uns hinten hin. Vor

mir ſtanden zwei oder drei übelgekleidete und ſchlecht bewaffnete Handwerker, die es wahrſcheinlich nicht gewagt hatten, aus dem Gliede zu treten. Der Platz war leer, es war noch Zeit übrig. Der eine ſagte zum andern: höre mal, wie wär's, wenn wir auch zu den großen Herren dort gingen. Haben wir nicht eben ſo vieles Recht mit ihnen zu reden, als unſre Kameraden, die ſchon zwei Stunden bei ihnen ſind? Du haſt Recht, ſagte der andre. Komm, wir wollen ſchon Platz finden. Ich muß mal in der Nähe ſehen, was ein blaues Band, ein Prinz oder ein Herzog eigentlich iſt. Laß uns die Gelegenheit nutzen, ſo was wird uns nicht alle Tage geboten. Ich erzähle hier ihre eignen Worte. Dieſer Dialog ſchien mir luſtig zu ſeyn. Sie traten wirklich aus den Reihen und ſtellten ſich dicht neben die glänzendſten und am beſten gekleideten Deputirten. Vor mir ſah ich die ſtolzen Gebäude des Platzes Ludewigs XV. Die Gardes françoiſes marſchirten mit ihrer Artillerie voran und waren ſchon an den Fuß der Statue gekommen. Die Deputirten gingen zwei Mann hoch und bildeten eine doppelte Reihe. Ein anſehnliches Korps Bürger-Infanterie ging hinter den Deputirten. Hierauf folgte die Kavalerie der

Freiwilligen, vor dem Generalkapitain, dem Marquis de la Fayette, der zu Pferde mit dem Degen in der Hand, und zwiſchen dieſen beiden Reihen allein ritt. Auch die ganze Kavalerie hatte den Degen gezogen, der Theil der beiden Reihen Infanterie, der keine Gewehre hatte, hielt ſtatt derſelben Degen, Piken oder mit Eiſen beſchlagene Stäbe auf den Schultern. Nach dem Hr. de la Fayette kam die Garde von Paris, hierauf die Livreebedienten, die Gardes und die Stadtmuſik. Hierauf ſah man die Weiber der Halle; ſie machen einen thätigen und mächtigen Theil des Volks von Paris aus, und ſpielen jederzeit bei den öffentlichen Feierlichkeiten eine Rolle und hatten an dieſer hier mehr Recht als jeder andre, weil ſie zum Theil durch ihren Einfluß und ihre Autorität, die ſie in ihren Quartieren ausüben zu Wege gebracht war. Sie waren weiß gekleidet, mit Bändern von den Nationalfarben bedeckt, und trugen Baumäſte und Lorbeerzweige in den Händen. Endlich der König, wie ein Partikulier in ſeinem Wagen, ohne Garde, ohne ſelbſt einen von der Leibwache, ohne militäriſchen Glanz, ohne allen Pomp, der ſonſt die Könige umgiebt. Einige Gardes du Korps zu Fuße, einige hundert Schwei-

zer ohne ihren gewöhnlichen Aufzug und ohne Waffen, unter dem Gefolge zerſtreut. Neben ſich hatte er den Grafen d'Eſtaing, den Prinzen von Peauveau und den Herzog von Villeroy. Der Wagen ging vier Schritte vor mir vorbei. Der König ſaß in der Mitte, und machte den wenigſten Staat; als ich ihn ſah, hatte er den Kopf ein wenig geſenkt, und ſeine Miene ſchien mir traurig und niedergeſchlagen. Die Muſik ſpielte in dieſem Augenblicke vor dem Wagen die bekannte Arie, Où peut, on être mieux qu'au ſein de ſa famille. Das Volk und die Miliz hatten ſich zum Worte gewählt, beim Durchgang des Königs zu rufen: es lebe die Nation. Einige Bürger indeß, die um ihn waren, riefen entweder aus unwillkührlicher Ehrfurcht oder aus Gewohnheit, es lebe die Nation, es lebe der König. Es war beinahe drei Uhr, als ich ihn vorbeifahren ſah. Einen Augenblick vorher trug ſich ein merkwürdiger Vorfall zu, der Anlaß zu vielen Vermuthungen gegeben hat. Eine gute Bürgerfrau, die wohl das einſamſte Leben in Paris führte und die ſeit ſieben Monaten nicht aus dem Hauſe gegangen war, konnte auch der Neugierde den König zu ſehen nicht widerſtehen. Sie hatte ihre Tochter bei ſich (ein

Kind von 13 bis 14 Jahren) und fürchtete ſich ſehr vor dem großen Haufen. Um ihm aus=zuweichen, ſetzte ſie ſich abſeit in die Eliſeiſchen Felder. In dem Augenblicke, als der Wa=gen des Königs auf der Höhe erſchien, lief ſie herbei um ihn beſſer ſehen zu können, und näherte ſich dem Wagen auf zehn Schritte. Drei oder vier Flintenſchüſſe fielen, man weiß nicht wo=her. Eine Kugel traf die unglückliche Frau und ſtreckte ſie todt an der Seite ihrer Tochter nieder. Ganz Paris hat geſagt, die Schüſſe wären von der entgegengeſetzten Seite des Ufers gekommen, aus dem Palais Bourbon. Wahr=ſcheinlicher möchte ich glauben, daß es aus Unvorſichtigkeit einiger Leute geſchah, die mit dem Gewehre nicht umzugehen wußten. Ich kannte die Frau; ich hatte Gelegenheit gehabt ſie zu ſehen, weil ſie einige Zeit mit einem Maler in Paris gelebt hatte, der für mich arbeitete e). Gegen vier oder fünf Uhr kam der König auf dem Greveplatze an. Hier war das Volk ſtandhafter, es rief: es lebe die Na=

e) Meine Vermuthung hat ſich beſtätigt gefun=den, ich habe nachher erfahren, daß ein Ku=gelzieher, und keine Kugel die Frau getödtet hatte; und er ward nachher von demjenigen aufbewahrt, der ſich für ſie intereſſirte.

tion, und nichts weiter. Der König ſtieg beim Rathhauſe aus, unter Tauſenden von Piken und bloßen Degen, die ein Gewölbe über ſeinem Kopfe bildeten. Hr. Bailly in dieſem Augenblicke der angeſehenſte Mann im Königreiche, empfing ihn im großen Saale, wo ſich die Wahlherren von Paris, die Komiteen der Stadt, und eine große Menge Zuſchauer verſammelt hatten. Der König ſetzte ſich in einen Seſſel, den man ihm bereit geſetzt hatte. Hr. Bailly überreichte ihm die Schlüſſel der Stadt und redete ihn ſo an: Sire, ich bringe Ew. Majeſtät die Schlüſſel Ihrer guten Stadt Paris. Es ſind dieſelben, die Heinrich IV. überreicht wurden. Er hatte ſein Volk wieder erobert; jetzt hat dieß Volk ſeinen König erobert; Ein lebhafter und glücklicher Gedanke, durch den doppelten Sinn, der darin herrſcht, der aber die Rede hätte beſchlieſſen, und nicht anfangen ſollen. Mußte nicht alles, was nachher dagegen noch geſagt werden konnte, langweilig und ſchleppend werden? Die Verwirrung und ſeine Gemüthsbewegung erlaubten dem König nicht zu antworten. — Man hörte bloß die abgebrochenen Worte: Mein Volk kann auf meine Liebe rechnen. Hr. Bailly beantwortete ſtatt des Königs ſeine

Rede, und indem er Miene machte, ſich dem Throne zu nähern und ſeine Befehle anzunehmen, verrichtete er in einem Augenblicke den doppelten Dienſt des Maire und des Kanzlers. Nachdem er als Kanzler von Seiten des Königs zum Volke geredet hatte, überreichte er ihm als Maire die Kokarde mit drei Farben, die Zeichen der Empörung ſeiner Unterthanen. Der König nahm dieß Zeichen, und ſchmückte ſeinen Hut damit. Nun riefen alle Umſtehenden: es lebe der König. Er mußte der lebhaften Ungeduld der Menge, die den Greveplatz füllte, nachgeben, er erſchien am Fenſter, zeigte ſeinen Hut mit der Kokarde der drei Farben, die Urſache waren, von der Ermordung ſeines Kommendanten und ſeiner Offiziere, von dem Verluſt einer Feſtung und beinahe des Gehorſams ſeines ganzen Königreichs. Darauf ſchrie das ganze Volk: es lebe der König. Einer der Wahlherren, ein Hr. Moreau de S. Merry nahm nun das Wort. Er ſagte dem Könige ſtarke Wahrheiten, gab ihm geradezu Lehren über den Werth, welchen Könige auf die Liebe des Volks ſetzen müſſen, als auf die einzige Baſis ihrer Macht, und gab ihm deutlich genug zu verſtehen, daß wenn er bis jetzt den Thron nur ſeiner Geburt ſchuldig ſey,

ſo müßte er ihn von nun an nur ſeinen Tugenden verdanken. Der König beſtätigte der Form wegen die Volkswahl des Maire und des Generalkapitains. Er verließ unter dem Zuruf und dem geräuſchvollen Entzücken der allgemeinen Freude das Rathhaus. Auf ſeinem Rückwege ſenkten ſich alle Waffen vor ihm. Dieſe lebhaften Aeußerungen ſchienen ihn zu rühren. Die Unruhe und Verwirrung machten dem Lächeln und dem Zutrauen Platz. Das Volk, Männer und Weiber, umgab ſeinen Wagen, und als er hineinſteigen wollte, wurde er von der Menge getragen und gehoben, die begierig war ihren König zu ſehen, und ihm Beweiſe ihrer Liebe und Zuneigung zu geben. Der eine nahm ihn beim Arm, der andre legte die Hand auf ſeine Schulter, ein dritter umfaßte ſeine Kniee. Hier hing man ſich an ſein Kleid, etwas weiter umarmte ihn eine Poißarde, und flog an ſeinen Hals. Nie hatte wohl ein König von Frankreich vertraulichere Liebkoſungen erhalten. Auf dem Quai de feraille hielten Handwerker ſeinen Wagen an. Einige hatten Bouteillen in ihren Händen, andre Gläſer. Sie ſprangen hinten auf und auf den Bock, ſchenkten den Bedienten zu Fuße ein, ließen den Kutſcher trinken, und alles dieß unter den

Augen des Königs, der ihnen zulächelte, ſie ſtießen an, und tranken auf ſeine Geſundheit. Die Miliz von Paris übergab dem König zu S`eve der Miliz von Verſailles. Es war beinahe acht Uhr. Der König ſtarb beinahe vor Hunger, er hatte nicht zu Mittage geſpeiſt. Man ſuchte allenthalben nach einem Huhne, und man fand nichts, er mußte ſich an einem Stück Brodt und Käſe und an Weine aus den Wirthshäuſern zu S`eve begnügen. Er wollte über S. Cloud gehen; aber er war nicht Herr davon; ſeine Begleitung ſtellte ihm vor, ſie habe Befehl ihn nach Verſailles zu bringen, nach keinem andern Ort. Die Königinn, die von Stunde zu Stunde Nachricht von ihm erhalten hatte, war nicht weniger in der größten Angſt. Sie erwarteten ihn mit der unausſprechlichſten Unruhe. Jeden Augenblick konnte ſie für ihn und für ſich beſorgt ſeyn; und um ſo mehr für ſich, weil ſie allein und ohne ihn war und ſie wohl mußte, wie ſehr ſowohl ſie als ihre Günſtlinge gehaßt wurden. Sie hatte ihn geſucht davon abzubringen, nach Paris zu gehen und ſich mit aller Stärke dieſer doppelten Furcht widerſetzt. Sie hatte ihn durch die unglücklichſten Vorherſagungen zu beunruhi-

gen geſucht; ſie ſah für ihn nur Unglück und traurige Vorfälle, mitten unter den erhitzten Leidenſchaften eines zügelloſen Volks. Dieß-mal war der König feſt und unerſchütterlich. Ich hab' es verſprochen, ſagte er, und ich will hin, meine Abſichten ſind rein geweſen, und darauf verlaß ich mich. Das Volk muß es wiſſen, daß ich es liebe; es mag übrigens mit mir machen, was es will. Als er von der Barriere von Paſſy bis auf den Greveplatz hundert und zwanzigtauſend Menſchen unter den Waffen ſah, konnte er ſich kaum von ſeiner Beſtürzung erholen. Man machte ihn aufmerkſam auf die langen Piken mit ſcharfen, rohen, eiſernen Spitzen, die in vier und zwanzig Stunden geſchmiedet waren. Dieſer Anblick ſchien ihn in Schrecken zu ſetzen. Gegen zehn Uhr des Abends kam der König auf dem Schloſſe zu Verſailles wieder an. Hier endigt die Geſchichte der eigentlichen Revolution. Sie umfaßt einen Zeitraum von ſechs Tagen. Die Handlung womit ſie ſich endigt war, daß der König ſich der Willkühr der Pariſer Preis gab, und mit der Nation einen feierlichen Frieden, und gleichſam einen neuen Bund ſchloß. Dadurch, daß er die Nationalkokarde eines Chefs, den das Volk ſelbſt gewählt hatte, annahm,

erkannte er die Souverainität des Volks an, und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Revolution. Mir iſt in der Geſchichte weder der ältern noch der neuern Staaten, keine Handlung von ſo großem Intereſſe bekannt. Ich bin größtentheils von den Thatſachen und Begebenheiten ſelbſt Zeuge geweſen. Hier zeigt ſich eine große Verſchwörung gegen das franzöſiſche Volk und ſeine Repreſentanten; entdeckt und erſtickt in ſechs Tagen. Die Kabalen, die ſtrafbaren Projekte eines verſchwendriſchen und verderbten Hofes vereitelt und übern Haufen geſtürzt, endlich der Triumph der Freiheit über den Deſpotismus. Ein herrlicher Gegenſtand, wovon ſie indeß hier nur eine ſehr ſchwache Skizze erhalten.

Paris den 10 Auguſt 1789.

Dritter Brief.

an denſelben.

Ueber die Urſachen der Revolution.

Die erſte Aeußerung einer großen und edelmüthigen Seele zeigt ſich in dem Beifall, den ſie

jeder Handlung giebt, die den Charakter der Energie, der Stärke und Tugend führt, ohne daran zu denken, ob die Handlung ihr vortheilhaft oder ſchädlich ſey. Dieß war auch bei dem franzöſiſchen Adel der Fall. Er konnte leicht vorausſehen, daß die Revolution ihm gefährlich würde und ihm den Untergang drohe; ich habe aber doch die Bemerkung gemacht, daß die Eroberung der Baſtille den Beifall der Stände ſowohl, als der Stadt erhielt. Der größte Theil des Adels freute ſich eben ſo darüber, als der Bürgerſtand. Die Trennung der beiden Parteien, die jetzt mit ſo vieler Wuth gegen einander kämpfen, erfolgte erſt nach der Revolution. Den Tag, als der König ſeinen Einzug hielt, erkannte ich mehrere Deputirte vom Adel für eifrige Anhänger der Revolution, die heute die heftigſten Ariſtokraten ſind.

Ein Volk geht nicht plötzlich von Sklaverei zur Freiheit über, ohne vorher eine lange Anarchie dulden zu müſſen.

Nicht ſowohl über die Anordnungen, die auf dieſe Revolution folgten, muß man erſtaunen, ſondern darüber, daß dieſe nicht unendlich größer geweſen ſind. Nach acht Jahrhunderten der Unterdrückung und Trägheit erwach-

te das Volk und ſah ſich auf einmal im Beſitz der ſouveränen Macht. Es hat ſich derſelben wie eines neuen Gewehrs bedient, das es noch nicht zu führen wußte. Es hat ſeine Stärke gemisbraucht; aber kein Volk der Erde, als das franzöſiſche, konnte ſie uur ſo wenig misbrauchen, und mitten im Siege ſo vieler Mäßigung fähig ſeyn. Nichts beweiſt es mir ſtärker, daß es an Menſchlichkeit, an Verſtande, an Aufklärung weit über allen Völkern der Erde ſteht. Sehen ſie nur auf die von Gordon aufgewiegelten Engländer und auf ihre Exzeſſe gegen die Katholiken mitten unter einer völlig befeſtigten Regierung. Man denke ſie ſich nun in der Anarchie, worin wir geweſen, und noch ſind, und Ströme von Blut werden fließen.

Den Tag nach dem Einzuge des Königs, wurde ein unglücklicher Müller von St. Germain, der ohne Grund in den Verdacht gefallen, Korn aufgekauft zu haben, das Opfer eines zügelloſen und wilden Pöbels. Ein Fleiſcher vertrat den Dienſt des Henkers, und ſchlug ihm den Kopf ab. An demſelben Tage würde ein ehrlicher Pächter von Poiſſy, der eben ſo unſchuldig war, ein gleiches Schickſal gehabt haben, wenn ihm nicht zwei Deputirte von Verſailles zu Hülfe geeilt wären; der eine

von ihnen war ein Biſchof; er warf ſich vor dem Volke auf die Kniee, und wäre beinahe von ihm gemishandelt; Beide erhielten nur mit unſäglicher Mühe, daß der Partikulier nach Verſailles in die Gefängniſſe gebracht wurde, um nach den Geſetzen verurtheilt zu werden. In dem ganzen Reiche wurden nur drei oder vier Magiſtratsperſonen oder Maires, einer zu St. Denis, ein anderer zu Troyes, und ein Becker zu Paris eben ſo unmenſchlich als ungerecht maſſakrirt. Auf dieſe wenigen Ermordungen ſchränken ſich faſt alle Verbrechen des niedrigſten Pöbels ein, welcher doch nicht die franzöſiſche Nation ausmacht. Von bezahlten Böſewichtern aufgewiegelte und getäuſchte Bauern haben viele Schlöſſer verbrannt und Archive zerſtört; ich wüßte aber nicht, daß ſie nur einen einzigen Edelmann ihrer Rache aufgeopfert hätten; im Gegentheile ſind viele von dieſen Mordbrennern von dem Adel getödtet. Die ſchreckliche Rache, die das Volk von Paris an zwei Menſchen nahm, die von der Meinung des Ganzen angeklagt, und als ſubalterne Tyrannen angeſehen wurden, als hätten ſie ſich ſchnell von Bedrückungen und Raub bereichert, und hart, geizig, dürſtend nach Gold, ſich dem Deſpotiſmus und dem Hofe verkauft;

ich rede von den Herren Foulon und Berthier; dieſe Sache möchte ich nicht mit unter die Verbrechen zählen. Der eine hatte in dem neuen Miniſterium Partei gemacht; der andere war Intendant von Paris. Ich bin weit davon entfernt, ihrem grauſamen Schickſale meinen Beifall zu geben, und die Wildheit des Volks zu billigen; aber es ſagte: das Verbrechen dieſer Leute iſt von ſolcher Art, daß es ſchwerlich von dem Schwerdte der Gerechtigkeit beſtraft werden wird: und was den Weg der Gerichtshöfe betrift, ſo ſind ſie zu reich, um uns nicht zu entwiſchen. Herr Foulon ließ ein Gerücht von ſeinem Tode verbreiten, alle ſeine Leute mußten Trauer anlegen, und verbarg ſich auf einem ſeiner Landgüter. Seine eignen Leute lieferten ihn ſeinen Bauern aus; er wurde im Bette überfallen, auf einen Wagen gebunden und nach der Komité des Rathhauſes geführt. Herr de la Fayette vertheidigte ihn lange, aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich, er konnte ihn nicht retten. Herr Berthier wurde von der Miliz von Compiegne entdeckt, zu einem Wahlherrn von Paris gebracht, und in der Mitte einer außerordentlichen Menge Zuſchauer nach dem Rathhauſe geführt. Um ihn zu retten, wollte man die gerichtliche Form beobach-

obachten, ſeinen Prozeß einleiten, und ihn ins Gefängniß ſetzen. Das aufgebrachte Volk verwarf den Prozeß, vernichtete alle Form, zerſtreute die Wache des Rathhauſes, riß ihn aus der Mitte der Wache hervor, zeigte ihm den Kopf ſeines Schwiegervaters, der eben hingerichtet war, und hieb ihn, von vielen Stichen durchbohrt, ſofort in Stücke. Wüthend ſtieß einer des Volks ſeinen Arm in die noch lebenden Eingeweide, riß das Herz heraus, und zeigte es blutend dem Herrn de la Fayette, als ein Siegeszeichen. In der Gegend des Palais-Royal begegnete ich den nackten Leichnamen des Schwiegervaters und des Schwiegerſohns, mit Koth bedeckt, in den Gaſſen geſchleppt, und die beiden Köpfe auf Piken auf den Straßen umhergetragen. Man ſagt, ſie hätten vergebens zwei Millionen dem Volke geboten, ihr Leben zu erkaufen. Soviel iſt gewiß, die bei ihnen gefundenen Juwelen, Gold und Silber wurden von demſelben Volke treulich dem Rathhauſe überliefert, es verachtete das Gold, und wollte ſich nur rächen.

Bei dem allen geſtehe ich indeß, daß ich das Gefühl, die Gutmüthigkeit und die Grosmuth der Franzoſen in ihrer Wuth gegen Leute,

die nicht ſchuldig waren, und es vor der Revolution nicht ſeyn konnten, gänzlich vermißt habe. Ich rede hier von den militäriſchen Befehlshabern, die zu dieſer Zeit von einer geſetzmäßigen Autorität, welcher ſie den Eid des Gehorſams geſchworen hatten, gebraucht wurden. In dieſen unglücklichen Zeiten des Sturms und der Revolution, wo die alte verworfne Ordnung wieder emporkommen und die neue zertrümmern kann, ehe ſie feſten Füß gefaßt hat, iſt alles Ungewißheit. Man ſchwebt beinahe immer zwiſchen dem Verbrechen der beleidigten Majeſtät oder der beleidigten Nation; Rebell oder Bürger, getreuer Unterthan oder Verräther des Vaterlandes, je nachdem die Sache ausfällt. Aber was heißt Verbrechen der beleidigten Nation, ehe es eine Nation gab?

Unterſucht man, was dieſe Revolution vorbereitet und herbeigeführt hat, ſo ſieht man ganz erſtaunt einen Zuſammenfluß ganz verſchiedner Urſachen, die ſich wunderbar vereinen, um ſie hervorzubringen; ſo daß, wenn eine von den Urſachen unterdrückt wäre, die Revolution nicht erfolgte, oder doch weit ſpäter, und auf eine ganz andre Art.

Die Unordnung der Finanzen hat gewiß dazu Anlaß gegeben; aber dieß iſt eine ſo ent-

fernte Urſache, daß man ſie kaum mit auf die Liſte ſetzen darf. Mit einem blinden Vertrauen auf die Gläubiger des Staats, mit der Leichtigkeit ſie zu täuſchen, mit einem leichten Stillſtande der Verſchwendungen, mit einem etwas windigen und ſchlauen Finanzminiſter, mit Papiergelde, einem Vergleiche, oder partiellen Bankerout, hätte man ſich aus der Affäre ziehen können. Ohne Reichsſtände war nie eine Revolution. Ich will daher als Urſachen der Revolution folgende angeben:

Erſte Urſache. Die Parlamenter wurden in dem Augenblicke von denſelben Ständen, die ſie zuerſt zuſammengerufen hatten, vernichtet. Um mit ihnen anzufangen, ſo haben dieſe große Fehler begangen. Sie haben ſich eines doppelten Widerſpruchs ſchuldig gemacht, der ſie in der Meinung des Publikums zu Grunde gerichtet hat. Seit langer Zeit hielten ſie dem willkührlichen Anſehn des Monarchen das Gleichgewicht; dieß war gewiß kein Uebel. In der letzten Kriſe der Finanzen gingen ſie ſelbſt noch weiter, ſie boten dieſerſelben Autorität die Spitze und brachten ſie mehr als einmal zum Weichen. Das Volk, welches für ſich hierin den größten Vortheil ſah, wünſchte ihnen hierzu vom Herzen Glück. Sie woll-

ten immer für einen bleibenden Ausſchuß der Reichsſtände angeſehen werden, der mit ihnen gleiche Rechte und gleiche Macht hätte. In dieſer Qualität beſtätigten ſie ſeit langen Zeiten die Edikte, die Anleihen, die Auflagen, und regiſtrirten ſie. Auf einmal warfen ſie dieſe ſtolze angemaßte Maſke ab, klagten ſich ſelbſt der Unrechtmäßigkeit an, und erklärten, daß die Reichsſtände allein dieß Recht hätten, ſo wie auch das Recht, im Namen der Nation Abgaben zu bewilligen; und daß ſie bis jetzt ihre Macht in dieſer Hinſicht übertreten hätten. Da das allgemeine Beſte dieſen Fehltritt noch beſchönigen konnte, that man über den Widerſpruch und den Misbrauch ihrer Macht die Augen zu. Als die Stände verſprochen und bewilliget waren, foderten ſie ihre Form von 1614, wo die Bürgerſchaft, d. i. die Nation, beinahe gar nicht in Rechnung gekommen war. Nun entdeckten ſich ihre geheimen intereſſirten Bewegungsgründe und ihr Ehrgeiz, und man ſah deutlich, daß es ſie verdroß, beim Worte gehalten zu werden; daß ſie nicht glaubten, die Regierung würde ihrem unverſtändigen Verlangen nachgeben, und nun hoften, ſich wenigſtens dadurch aus dieſer üblen Lage zu ziehen, daß ſie eine ſolche Form wieder verlang-

ten, wodurch ſie einen ſehr großen Einfluß erhalten haben würden. Von dieſem Augenblicke an ſtand das Volk gegen ſie auf, und verließ ſie.

Zweite Urſache. Eben der franzöſiſche Adel, der ungerechter Weiſe von den Repreſentanten der Bürgerſchaft geplündert, erniedrigt und vernichtet war, begünſtigte vor einem Jahre die Klagen und das Geſchrei des Volks, aus Haß gegen den Hof und gegen eine kleine Anzahl von Günſtlingen, auf die ſich alle Gnadenbezeugungen einſchränkten. Er war es, der unter dem Erzbiſchof von Sens, als ihnen der Dienſt zum erſtenmale abgeſchlagen würde, den Trappen das Beiſpiel gab, eher zu räſonniren als zu gehorchen, und den Soldaten gewöhnte, das Leben der Bürger zu achten. Er hofte nun die Stände zu beherrſchen, und mit der Geiſtlichkeit vereint, zwei Stimmen gegen eine zu haben.

Dritte Urſache. Die Auffoderung des erſten Miniſters, des Erzbiſchofs von Sens, an alle Denker des Reichs, ihre Meinung über die Zuſammenberufung der Stände und über die Mittel, wie ſie das größte mögliche Gute bewirken könnten, öffentlich bekannt zu machen. Daher die Menge ſtolzer, freier, unabhängi-

ger Schriften, die der Nation über ihre Rechte Licht gegeben haben.

Vierte Urſache. Ein beſonderes Ohngefähr, welches Herrn Necker beſtimmt hat, der Bürgerſchaft eben ſo Repreſentanten zu bewilligen, wie ſie die beiden vereinten erſten Stände hatten. Man ſah nachmals, daß er weit entfernt geweſen war, alle Folgen davon vorhergeſehen zu haben. Er hatte ſich auf keine Weiſe einfallen laſſen, daß die beiden erſten Stände vernichtet werden würden, weil er noch am 5. Mai, bei der Eröfnung der Reichsſtände, von einer Berathſchlagung nach den einzelnen Ständen geredet hatte, und dieſe in verſchiedenen Fällen ſehr anrieth.

Fünfte Urſache. Der übelverſtandne Stolz und die Hartnäckigkeit des Adels, daß er ſich weigerte, eine gemeinſchaftliche Macht anzuerkennen. Wenn er, ohne ſich ſo zur unrechten Zeit zu ſtreuben, in den gemeinſchaftlichen Saal getreten, und ſich gegen die Bürgerſchaft gefällig und herablaſſend bewieſen, ihr ſein Verlangen bezeigt hätte, mit ihr freundſchaftlich und brüderlich zu arbeiten; ſo würde die hergebrachte Achtung des Adels, die geſchmeichelte Eigenliebe die Bürger bewogen haben, dem Adel alles zu laſſen, was mit dem gemei-

nen Intereſſe der Nation beſtehen konnte. Der Adel hatte durch ſeinen Stolz die Gemeinen gegen ſich aufgebracht; durch ſeine Liebkoſungen würde er ſie unterjocht haben. Die Geiſtlichkeit hätte man unterdrücken können. Ihre unermeßlichen Güter hätten die Staatsſchulden getilgt; eine Menge Misbräuche wäre abgeſchaft; aber der Adel, ein die Monarchie ergänzender Theil, wäre erhalten. Man hätte nicht alles umgekehrt, und die Revolution wäre nicht erfolgt.

Sechſte Urſache. Der Adel war von allem unterrichtet, was in der Kammer des Bürgerſtandes vorging. Er hatte die dringendſten und wiederholteſten Einladungen erhalten, ſich mit ihm zu vereinigen. Er ſah in der Kammer des Bürgerſtandes die reiſſenden Fortſchritte einer Macht, die ihr der Wunſch der Nation gab, der täglich deutlicher und lauter ausgedrückt ward. Er fühlte, daß, wenn er noch länger zögerte, ſich der Bürgerſtand, der ſich ſchon für die Gemeinen erklärt hatte, ſodann für die ganze Nation erklären würde. Er ließ deſſen ungeachtet den 17. Jun. dieſen tödtlichen Streich zu. Der Bürgerſtand ſagte: wir ſind die Nation, wir ſind die National-Verſammlung, und handelte dem zu

folge. Er entſchied als Herr über die Staats-ſchulden und die Auflagen,* ſchrieb Geſetze vor und redete als Souverän. Der Adel war bei ſeiner unglaublichen Blindheit ein ruhiger Zu-ſchauer, und blieb in ſeine Kammer eingeſchloſ-ſen. Ich war den folgenden Tag im Saale der Deputirten, und ſaß neben dem Abbé S…, der zu der geſtrigen kräftigen Reſolution viel beigetragen hatte. Damals war ich, ſo wie auch noch jetzt, für die Errichtung einer obern Kammer. Ich unterhielt mich hierüber mit verſchiedenen Deputirten, die, ob ſie gleich die Idee jetzt nicht annahmen, ſie doch für die Zukunft nicht ganz verwarfen. Aber wenn man auch ſchon jetzt eine obere Kammer (oder Oberhaus) und ihre völlige Organiſation be-ſchloß, ſo konnte man dennoch mit der wirkli-chen Ausführung derſelben warten, bis zu En-de der ganzen Konſtitution. Hierauf wollten ſie indeß nicht hören. Ich ſagte zum Abbe S…: Nichts iſt gewagter, als was Sie geſtern gethan haben. Ja, ſagte er, wir kön-nen getrennt und gezwungen werden, der Ge-walt zu weichen; aber was auch immer die Folgen ſeyn mögen, zwei Jahre oder zehn Jah-re wird dieß wirkliche Nationaldekret beſtehen. Es wird die Urkunde des Patriotiſmus ſeyn,

und die Anhänger der Freiheit werden ſich heut oder morgen dabei mit einander verbinden.

Siebente Urſache. Unvorſichtigkeit über Unvorſichtigkeit. Statt Nachgiebigkeit zu bezeigen, wurde der Adel täglich noch ſtarrköpfiger. Er rieth dem König zur Strenge. Der Saal der Stände wurde verſchloſſen; das Militär verbot den Zugang, und ſtatt den Stoß vom 17. Junius wieder gut zu machen, ſo litt der Adel vielmehr am 23. einen neuen. Man lehrte die Volksmeinung ihren Einfluß fühlen, und das Volk ſeine Macht kennen. Das Ballhaus und die Kirche von Saint Louis, durch dieſe Macht beſchützt, ſpielten mit den königlichen Sitzungen. Jede Anſtrengung des Adels war ein neuer Schritt zum Fallen; er ſtürzte ſich immer tiefer in den Abgrund, ſtatt ſich heraus zu helfen.

Achte Urſache. Die Geiſtlichkeit zögerte und ſchwebte unentſchloſſen zwiſchen dem Adel und den Gemeinen, da ihr doch nichts wichtiger ſeyn mußte, als ſich für eine Partie zu erklären. Der Abfall der Pfarrer, die die Gemeinen verſtärkten, war eine natürliche Folge dieſer Ungewißheit.

Neunte Urſache. Der Adel hatte gewiß Leute von Verdienſt unter ſich, aber es waren

Krieger, keine Redner oder Denker. Sie wußten den Augenblick nicht zu benutzen und ſich in die Lage der Sachen zu ſchicken. Im Gegentheile zählte man unter den Gemeinen viele wohl unterrichtete Männer, gute Köpfe, und eine große Anzahl, deren Stand ſie gewöhnt hatte, das Wort zu führen. Unter den ſechshundert Deputirten der Bürgerſchaft waren beinahe vierhundert Advokaten, Magiſtratsperſonen oder Richter. Die Partei war ſich gar nicht gleich. Der Adel hat ſich von Enthuſiaſten und einigen Edelleuten leiten laſſen, die mit Leichtigkeit das Wort führten, aber weder viel Sachkenntniß noch Logik hatten, und noch ſchwächer an Auswegen und Hülfsmitteln waren.

Zehnte Urſache. Die Verführung der Gardes françoiſes und ihr Patriotiſmus. Die Freigebigkeit des Palais-Royal gegen die Soldaten der verſchiedenen Korps der Armeen, die nach Paris gekommen waren, und beſonders gegen die Artillerie. Das anſteckende Beiſpiel und der Abfall der regulirten Truppen, welches Folge und Wirkung davon war.

Eilfte Urſache. Die Neutralität der Schweizergarde.

Zwölfte Urſache. Der Mangel an allem Plane und Uebereinſtimmung bei der Einnahme und dem Beſitze von Paris, des Sonntags den 12. Julius durch die fremden und Schweizer-Truppen; die eben ſo wenig wußten, warum ſie ſich in der Nacht zurück gezogen, als warum ſie bei Tage eingezogen waren; Unordnung, Verwirrung, welche beweiſen, was es koſtet, große Verbrechen zu begehen: ferner, daß zu Verſailles nichts beſtimmt war, und daß Trennung, Uneinigkeit und getheilte Meinungen daſelbſt herrſchten.

Dreizehnte Urſache. Eine Art von obrigkeitlicher Würde, die ſonſt gänzlich vergeſſen wäre, und nun zum Wohl von Paris auf einmal wieder aufwachte, durch die dreihundert Wahlherren der Bürgerſchaft, die ihre Deputirten zu den Reichsſtänden ernannt hatten; die ſechzig Kirchen, wo die Wahl geſchehen, und die für die Bürger und die Stadt eben ſo viel Verbindungspunkte wurden.

Vierzehnte Urſache. Die Eroberung der Baſtille, der man um zehn Uhr hätte zu Hülfe kommen ſollen, und die ſo ſchläfrig vertheidigt wurde.

Funfzehnte Urſache. Die letzte Urſache endlich war der Graf von Mirabeau, der es

fühlte, daß er eine Stelle unter den Reichsſtänden Frankreichs einnehmen mußte, und der es ſich nicht verhelen konnte, daß er auf Hinderniſſe ſtoßen könnte, beſonders nachdem er ſeine geheime Geſchichte des Hofes von Berlin herausgegeben hatte. Als Edelmann aus der Provençe wandte er ſich an ſeinen Stand; er wurde abgewieſen. Er fand Gnade vor den Augen der Bürgerſchaft. Er wurde gewählt, er trat auf den Kampfplatz gegen den Adel in einer dreifachen Rüſtung von Grundſätzen, von Rache, und von dem größten Talente. Welch ein neuer alberner Streich des Adels, dieſen Mann nicht ſchätzen zu wiſſen. Ich bin moraliſch gewiß, daß er, von ihm berathen und geleitet, nicht die Fehler gemacht haben würde, die ihn zu Grunde gerichtet haben; er würde, von einem Kämpfer mit ſolcher Stärke vertheidigt, ſich gehalten haben. Ich ſehe den Grafen von Mirabeau als ein Gewicht in der Wageſchale an, das der Revolution den Ausſchlag gegeben hat. Man nehme dieß Gewicht dort weg und lege es in die entgegengeſetzte Schale, und wir haben keine Revolution.

Mirabeau iſt einer von den ſeltenen Menſchen, die gewiſſen Epochen eigen ſind, die von ihnen einen außerordentlichen Eindruck er-

halten und ihn mittheilen; bei denen groſſe Erſchütterungen, ohne daß ſie es ſelbſt einmal wiſſen, bis jetzt gelähmte Fähigkeiten erwecken; denen dieſe Erſchütterungen nothwendig ſind, um ſich zu begreifen, ſich kennen zu lernen, das große Feld ihrer Talente zu meſſen, und einem Jeden die Feſtigkeit und Energie zu geben, der ihrer fähig iſt. Außerhalb der National-Zuſammenkünfte würde Herr von Mirabeau durch ſeine Werke bekannt geworden ſeyn, die mehr von vorübergehenden und Lokal-Intereſſe ſind und die mehr Talente und Genie verrathen, als daß ſie gemacht wären, um bis zur Nachwelt zu gelangen. Bekannter noch würde er geworden ſeyn durch ſtarke Leidenſchaften, durch hervorſtehende Ausſchweifungen, durch ein ſeinen Grundſätzen widerſprechendes Betragen, durch eine Menge unmoraliſcher Handlungen, durch eine ungemäßigte Begierde nach Ruhm, und eine Reihe von Misgriffen und Irthümern über die Mittel und über die Wege, die dazu führen. (Denn Geräuſch iſt nicht Ruhm). Unruhig, ungeſtüm in ſeinem Privatleben; er führte ein ſtürmiſches Leben unter einer friedlichen Regierung, ein ruhiges mitten unter den Gefahren ſeines öffentlichen Lebens. Stellte den Bür-

gerſtürmen eine ruhige und heitre Stirn entgegen. Er war natürlich wie eingefugt in die Verſammlung einer großen Nation; beherrſchte ſie mit ſeiner ganzen Größe, weil er der Optik dieſer Stellung die Geſtalt eines Rieſen verdankte. Mitten unter den Stürmen einer Revolution warf er noch mehr Licht von ſich, und ſchien in ſeinem wahren Elemente zu ſeyn. Niemand hat, ſo wie er, den Umgang mit wohl unterrichteten Leuten zu benutzen gewußt. Er beſaß die koſtbare Gabe, ſie gleichſam zu durchblättern, ſie auszupreſſen, und die Kenntniſſe Andrer in ſeine eigne Subſtanz zu verwandeln; und indem er ſeine Kenntniß ſelbſt an den Tag legte, ſo wußte er die Meinungen, Ideen und Kenntniſſe aus allen, die ihn umgaben, mit Kunſt herauszulocken. Sein Geiſt war ein wahrer Schwamm. Wenn er der Revolution eine große Exiſtenz verdankt, ſo konnte ſie ohne ihn kaum zu Stande kommen. Man kann von ihm ſagen: er hat Frankreich wiedergeboren, und Frankreich hat ihn wiedergeboren.

In den entſcheidenden Augenblicken unterſtützte er die Gemeinen mit ſeiner Feſtigkeit, tröſtete ſie durch ſeine Beredſamkeit, beſeelte ſie mit ſeiner Stärke, und flößte ihnen ſeinen

Muth ein. Als der König die Sitzung verließ, und den Ständen befahl ſich wegzubegeben und den Saal zu räumen, gehorchten die beiden erſten Stände; die Gemeinen beſtürzt und muthlos, entfernten ſich nicht. Der Marquis de Brezé bat ſie von Seiten des Königs, den Saal zu verlaſſen; Mirabeau ſtand auf: Mein Herr! wer gab Ihnen das Recht, hier Befehle zu geben? an wen glauben Sie Ihre Befehle zu richten? denken Sie auch wohl daran, daß Sie zu Ihrem Souverän reden? Wir ſind die Repreſentanten der Nation, alles iſt uns hier Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig: eine Nation giebt Befehle, und nimmt keine an. Hierauf drehte er ſich ſtolz um: Sie ſehen, meine Herren, ſagte er, was Sie zu thun haben; was mich betrift, indem er ſich niederſetzte, ſo ſoll man mich nicht von der Stelle bringen, ohne mir das Leben zu nehmen; hierauf wandte er ſich an den Herrn von Brezé: gehen Sie, mein Herr, und ſagen Sie denen, die Sie ſchicken, was Sie gehört haben. Einige Tage nachher hatte ich Gelegenheit, den Marquis de Brezé in einem Hauſe zu Verſailles zu ſehen. Ich wünſchte ihm Glück, daß er Zeuge eines großen politiſchen Phänomens, einer Nebenſonne der Sou-

veränität geweſen, und ich zog ihn auf wegen der beiden Souveräne, zwiſchen denen er gleichſam hin und her geworfen, und in Verlegenheit war, den wahren Amphitrion ausfindig zu machen.

Sechszehnte Urſache. Ich will noch eine ſechszehnte Urſache hinzuſetzen, die eine Folge aller vorhergehenden iſt. Indeß der Adel ſo viele Fehler machte, beging der Bürgerſtand nicht einen. Alle ſeine Bewegungen waren durch eine hohe Politik, verbunden, überdacht und geleitet. Man muß noch dabei geſtehen, daß das ausgezeichnetſte und außerordentlichſte Glück vom Anfang an die Volksſache begünſtigt hat; und um wieder auf den Grafen von Mirabeau zurückzukommen, ſo war der beſtimmt, durch ſein Talent die Partei geltend zu machen, für die er ſich erklärte. Vergleichen ſie den Fehlblick des Adels der Provençe, der ihn verſtieß, mit der Geſchicklichkeit des Bürgerſtandes von Marſeille, der ihn aufnahm und adoptirte! Wenn man ſieht, wie ſelten man Männern ihren gehörigen Platz anweißt, ſo ſollte man glauben, daß man ſelbſt ein Mann ſeyn muß, um fühlen zu können, wie viel ein Mann werth iſt. Mirabeau würde den Adel von ſeinem Untergange gerettet haben, ich ſage

noch

noch mehr, er würde ſich ſo um ſeine Mitbürger mehr verdient gemacht, würde beſſer für die Wohlfahrt des Ganzen gearbeitet haben. Er würde ein weit feſteres Gebäude aufgeführt haben, wenn er ſelbſt das Intereſſe des Adels mit der Sache der Freiheit vereint, und beide an einander gekettet hätte. Ich will mich nicht den Betrachtungen und der Entwickelung der unzähligen Ideen überlaſſen, die das, was ſeit acht oder zehn Monaten unter meinen Augen vorging, in mir hervorgebracht hat. Ich würde einen dicken Band liefern, hier iſt der Auszug daraus.

1) Daß ich ein Anbeter der Freiheit bin, Anhänger der Revolution, unverſöhnlicher Feind der Tyrannei, der Ungerechtigkeit und der Misbräuche, eifriger Verehrer der natürlichen Rechte des Menſchen; daran hoffe ich, werden ſie nicht zweifeln.

2) Ruhm und Ehre ſey der National-Verſammlung. Ich lobe ihre Abſichten, ich bewundre den größten Theil ihrer Operationen. Die neue Eintheilung des Reichs, die allen Ständen der Sozietät eröfnete Bahn zu Ehrenſtellen, die Schöpfung oder Auferſtehung der Munizipalitäten, (fruchtbare Quelle des Glücks eines Reichs!) die Unterdrückung der

Mönche, der Penſionen, der Parlementer, der Lettres de Cachet und des Feudalſyſtems, der zerſchlagene Koloß der Geiſtlichkeit, ihre wieder in Umlauf gebrachten Güter, die ihren wahren Herren wiedergegeben ſind, ein neuer Gerichts- und Militair-Stand, die Theilung der öffentlichen Macht und Stärke, mit einem Worte, es iſt einem Reiche, welches eine Konſtitution hatte, eine Konſtitution gegeben.

3) Aber hat die National-Verſammlung nicht zu viel auf einmal gethan? Iſt ſie nicht in den Fehler Joſephs II. gefallen? Hat ſie überhaupt die beſten Mittel gewählt? Giebt es wohl in der Politik etwas gefährlichers, als dieſes reißende, verzehrende und zerſtörende Fortſchreiten. Kann man nicht ein Reich zum Beſſern umbilden, ohne gerade alles zu zerſtören, und vorzüglich ohne Ungerechtigkeiten zu begehen? Mit was für einem Rechte hat die National-Verſammlung eine Menge Lehnsgefälle für verfallen erklärt, deren Urſprung zwar widerrechtlich ſeyn mochte, aber die doch durch den Verlauf der Zeit und die ſukzeſſiven Veränderungen ein geheiligtes und wiedererkäufliches Eigenthum geworden waren? War das Volk nicht glücklich genug, ſich durch Geld von dieſer Sklaverei befreien zu können? Gab es

denn nur lauter Misbräuche in der Lehnsregierung? Enthielt ſie denn gar keine Dinge, die beizubehalten waren? Größe der Seele, einen Anſtrich des alten Ritterweſens, ſo geſchickt großmüthige Geſinnungen zu ernähren, und die Seele zu erheben? Zeigte ſie nicht ein Muſter der Subordination, die zur Erhaltung einer großen Sozietät ſo nothwendig iſt? war ſie nicht gleichſam das Bild einer Familie, die durch Bande vereint war, welche den Lehnsherrn ſeinen Vaſallen näher brachten?

4) Hat die Verſammlung alle Grundſätze der Philoſophie und der Vernunft nicht zu weit ausgedehnt? Hat ſie nicht etwa ein idealiſches Phantom der Vollkommenheit umarmt, wie jener Aſtronom in der Fabel mit gen Himmel gerichteten Augen? Hat ſie ſich nicht der Gefahr ausgeſetzt, einen unter ihren Füßen eröffneten Abgrund vielleicht zu ſpät zu bemerken?

5) Warum begeht man eine willkührliche unpolitiſche, gefährliche Ungerechtigkeit und raubt dem Adel ſeine ehrenvollen Privilegien? Warum zerſtreut, zerſtört, und vernichtet man dieſen alten Stand der Monarchie? Iſt es Ihnen erwieſen genug, daß eine Monarchie ohne Unterſchied der Stände, Kaſten und Adel beſtehen kann. Und da man in England eine

politiſche Maſchine hatte, die unter ſeine Einwohner in gerechtem Maße, Freiheit und Glück vertheilt; da dieſe dorten völlig in Gang gebracht und völlig erprobt iſt, warum nahm man die nicht an? Warum will man dafür eine neue aufbauen, und ſich der Gefahr ausſetzen, dieſe unter den Händen zerbrechen zu ſehen? Freilich iſt es ruhmvoller zu ſchaffen, als nachzuahmen, und ich gebe gern zu, daß man leicht könne hingeriſſen werden, das eine dem andern vorzuziehen. Man nahm dem Adel ſeine Geldprivilegien, er gab es zu; ſie waren unvernünftig und erdrückend. War das nicht genug? Der Adel lebte von Ehre und Wahn. Ließ man ihm ſeine Vorzüge, die mit der Geburt verbundene Rechte; bildete man für ihn ein Oberhaus (chambre haute), ſo verwebte man ihn mit in die Konſtitution, und machte ihn derſelben anhängig. Jetzt hingegen hat man ihn davon ausgeſchloſſen, ja, man hat ihn ſelbſt dagegen aufgelehnt. Aus Liebe für die neue Einrichtung und um feſt und ſicher zum Zwecke zu kommen, mußte die National-Verſammlung, nachdem ſie den Adel zu Boden geſchlagen, nachdem ſie ihn durch gerechte Obermacht zerſchmettert hatte, ihm nach einer geſunden Politik aufhelfen, und die

Hand reichen. Er iſt im Staate ein reicher, zahlreicher und mächtiger Stand. Verband man ſich mit ihm, ſo triumphirte man deſto leichter über die Korporationen der Geiſtlichkeit, der Rechtsgelehrten, der Finanzperſonen. Warum vermehrte man die Hinderniſſe? führt etwa die Natur der Dinge, der Lauf der Begebenheiten nicht ſchon deren genug herbei? Warum ſchafft man ſich nach Gefallen ſechs hundert tauſend Misvergnügte, die dereinſt im Stande ſind eine Konſtitution übern Haufen zu werfen, deren ſtärkſte Stützen ſie hätte werden können? Ich kenne alle Auflöſungen, die man auf dieſe Fragen und Einwürfe gemacht hat, aber ich kenne auch noch beſſer die peremtoriſchen Antworten, die man auf dieſe angeblichen Auflöſungen geben kann.

6) Die National-Verſammlung ſcheint mir auf ſandigem Grunde zu bauen, ſie errichtet ihr Gebäude auf chimäriſchen Grundſätzen von Gleichheit. Die Beſtimmung der Rechte mußte von einem tiefen Denker gemacht werden. Metaphyſik muß der Politik und der Geſetzgebung ihre Baſis und ihre Grundſätze geben. Was will dieſer zum Grunde gelegte Satz ſagen, alle Menſchen ſind an Rechten gleich?

Ich kenne keinen, der falſcher, gefährlicher und zerſtöhrender für jede Sozietät wäre. Die Menſchen ſind weder im Naturſtande, noch in der Sozietät an Rechten gleich. Dieß glaube ich auf das einleuchtendſte beweiſen zu können, aber freilich, muß ich dabei auf Grundſätze zurück gehn, auf welche die National-Verſammlung nicht gekommen iſt. Sie ſcheint es nicht gewünſcht zu haben, daß es Grundſätze giebt, die um ſo ſicherer täuſchen, je gröſſern Schein von Wahrheit ſie auf den erſten Anblick darbieten. Die gröbere Menge entdeckt nur einen einzigen Sinn in dem Satze, den ich beſtreite, und gerade den, welcher ihr ſchmeichelt. Der metaphyſiſche Sinn iſt zu erhaben für ſie, er entwiſcht ihr. Die Verſammlung hat darin gefehlt, daß ſie ein Theorem, das eines ſtrengen Beweiſes bedurfte, für ein Axiom genommen. Wäre ſie geometriſch dabei zu Werke gegangen, ſo würde ſie vielleicht ſtatt eines Theorems nur eine problematiſche Frage geſehen haben, deren Auflöſung folgendes Reſultat gegeben hätte: Alle Menſchen ohne Unterſchied haben gleichen Anſpruch auf die Menſchlichkeit und Gerechtigkeit ihres Gleichen. Man ſieht, daß das Volk dieſen Grundbegriff, der deutlich, wahr und des voll-

ſtändigſten Beweiſes fähig iſt, nicht hätte mis, brauchen können.

7) Wenn die National-Verſammlung ihre öffentliche Beſtimmung der Rechte (declaration des droits) nicht verbeſſert, und ſich nicht wieder mit dem Adel verbindet und ihn wieder als Stand und ergänzende Partei in der Konſtitution aufnimmt, ſo ſieht man leider mitten unter ſo vielen heilſamen Operationen lange Unordnung und unaufhörliche Gährung vor Augen. Die Unruhe und die Anarchie kann fortdauern, und wenn äußere Umſtände hinzutreten, ſogar noch zunehmen. Frankreich ſeines Zerrens, ſeiner Exzeſſe müde, überdrüſſig einer ohnmächtigen Freiheit, die ſein Glück nicht beförderte, kann ſich, wie ehemals in Dännemark, wieder in die Armee des Königs werfen. Dann würde ein geſetzmäßiger Deſpotismus in die Stelle einer willkührlichen Regierung treten; geſetzmäßig, weil er durch den Willen des Volks geheiligt wäre; und abzuhelfen ſtünde ihm deßwegen nicht weiter, weil die Schranken, die die vorige Regierung begränzten, jetzt völlig zu Boden geriſſen ſind. Eine ſolche Begebenheit würde Frankreich um mehrere Jahrhunderte zurück ſetzen. Oder wenn jede einzelne Provinz fühlte, daß es unmöglich ſey,

aus Frankreich ein nach demokratiſchen Grundſätzen errichtetes Ganze zu bilden, ſo könnte ſie ſich abſondern und vereinzeln. Auf die Weiſe würde dann Frankreich ſich in eine Anzahl mäßig großer Republiken zerſplittert finden, die, einzeln, einer guten Regierung fähig wären. Dieſe Republiken würden ſich mit einander verbinden, einen Reichstag, einen Kongreß errichten, um für die allgemeinen Angelegenheiten und die gemeinſchaftliche Sicherheit zu ſorgen. Mitten aus dieſen Vermuthungen und Dunkelheiten der Zukunft entſpringt eine frappante Wahrheit. Was auch unſre hitzigen Demagogen davon ſagen mögen, die das Wort Ariſtokrat zum Schrecken des Tages gemacht haben; in allen politiſchen Formen der Sozietät, republikaniſch, deſpotiſch, oder monarchiſch, werden immer die Ariſtokraten herrſchen und ſich zum Herrn machen.

Die Ariſtokratie iſt eine Regierungsform, die in der menſchlichen Natur gegründet iſt, und ſo alt, als die Welt ſelbſt. Allezeit und in jedem Lande wird eine kleine Anzahl aufgeklärter, muthiger Menſchen, die unwiſſende und leichtgläubige Menge regieren. Immer wird man Betrogene im Gefolge des Charlatans ſehen. Die jetzt in Frankreich ſo verhaßte

Ariſtokratie hat mehr evidente Rechte, als die vorgebliche Gleichheit der Rechte des Menſchen. Sie iſt das Recht, das jeder, der gut ſieht, hat, Blinde zu leiten; ſie iſt auch der Mis=brauch des Genie's und der Stärke, ſie iſt, ſo wie der Adel, ein unvermeidliches Uebel; ein giftiges Ingredienz, das nothwendig mit auf das Rezept einer Sozietät geſetzt werden muß.

Paris den 30. Oktober 1789.

Vierter Brief

an die Gräfinn von F...

Ueber die Revolution im Oktober 1789.

Es erſcheinen ſeit vier Monaten täglich zwei=hundert periodiſche Blätter, zweihundert Jour=nale oder Bulletins der National=Verſamm=lung unter zweihundert verſchiedenen Titeln; zwei hundert Pamphlets, funfzig fremde oder Nationalzeitungen; eben ſoviel kritiſche, po=litiſche, ökonomiſche, Broſchüren, Syſteme und Plane zur Konſtitution, zur Regierung, und zur Verwaltung der Finanzen. Sechs Wochen hätte man nöthig alles zu leſen, was

jeden Tag herauskömmt. Die Thatſachen vervielfältigen ſich; die Geſchichte der Revolution eilt mit ſolcher Schnelligkeit, daß die Feder ihr kaum folgen kann. Der Geſchichtſchreiber holt die Begebenheiten kaum ein. Sie übertreffen ihn an Geſchwindigkeit. Was ich ſeit vier Monaten geleſen, geſehn, geſchrieben und gethan habe, ſcheint mir nur ein Traum. Zuweilen beobachte ich mich ſelbſt, fühle mich an und glaube mich ganz allein im Univerſum, komme in Verſuchung, alles was vorgeht, nur für einzelne Wahrnehmungen meiner Seele, für phantaſtiſche und bizarre Bilder zu halten, die durch eine äußere, mir unbekannte Kraft erzeugt würden. Dieß iſt gerade der Fall bei der neuen Revolution, die ſich ſo eben vor meinen Augen zugetragen hat; und um das Stillſchweigen, das ich über die erſtere beobachtet habe, wieder gut zu machen, will ich ſie mit dieſer zweiten unterhalten.

Um verſtändlich zu ſeyn, will ich in dem Vortrage etwas weiter zurückgehen. Der Unterſchied der Stände dauerte noch, die beiden erſten aber, die ſich auf Befehl des Königs mit dem Bürgerſtand vereint hatten, hatten ſich zu einer gemeinſchaftlichen Berathſchlagung bequemt. Witzlinge ſagten als Wortſpiel,

der Adel und die Geiſtlichkeit hingen ſo ſehr an der Berathſchlagung par ordre (nach den drei Ständen), daß ſie ſich nur par ordre (auf Befehl) mit den Gemeinen vereint hätten. Und da das wüthende Volk den Adlichen und Geiſtlichen, die ſich der Vereinigung widerſetzten, den Tod drohten, ſagte der immer luſtige Franzoſe: jeder wäre geeilt einzeln, kopfweiſe zu berathſchlagen, um nicht gänzlich ohne Kopf berathſchlagen zu müſſen. (délibérer par tête und ſans tête) Damals miſchte ſich die Verſammlung nicht in die Ausſchweifungen des Volks, wie ſie nachher gethan hat. Beſcheidne Meinungen herrſchten damals darin. Frankreich ſchien auf dem Punkte zu ſeyn, eine der engliſchen analoge Konſtitution zu erhalten. Es war die Rede von einem Oberparlamente, (obern Kammer) oder von einem Senat. Eine große Anzahl Deputirter der Gemeinen, an deren Spitze die Herren **Mounier**, Bergaſſe, Lally-Tollendal ſtanden, wünſchten eine dieſer gemäßigten Formen, die die Weisheit faſt immer zwiſchen die beiden Extremen ſetzt. Vor drei Monaten ſprach man in Frankreich und beſonders in Paris von nichts, als von dem veto. In den Bogengängen, in den Kaffeehäuſern im Palais-Royal, in dem Zirkus und

dem Garten erſcholl nichts als das veto. Man diſputirte unaufhörlich und zwecklos über dieſen Gegenſtand zuweilen ohne einander zu verſtehen. Die Debatten waren ohne Ende. Das Palais-Royal ſpielt in der Revolution, wie ſie aus der Geſchichte ſehen werden, die ich ihnen davon verſprochen habe, eine große Rolle. Es war wirklich davon der Brennpunkt. Wer ſollte es glauben, daß aus dieſen rendes-vous der Müſſiggänger, Wildfänge, entnervter Leute und Spieler; aus dieſem alten Aufenthalte des Luxus und der Frivolität die brennende Flamme des Patriotismus und der Freiheit hervorbrechen, von einem Ende des Reichs bis zum andern um ſich greifen und alle Köpfe entzünden würde? Das Palais-Royal, wüthend gegen die Anhänger des veto, die mit dem Namen Ariſtokraten bezeichnet wurden, ſprach davon, mit Macht nach Verſailles zu marſchiren, die Mitglieder der Verſammlung zu beſtrafen, die als Feinde der Freiheit und Verräther des Vaterlandes das veto begünſtigten, und es in der Konſtitution dem Könige zueignen wollten. Schon des Sonntags den 30. Auguſt kam der Pöbel von Paris, der durch die heftigen Anträge einiger Wütenden, und beſonders eines gewiſſen Marquis de S.

Huruge aufgewiegelt war, in Bewegung und bedrohte Verſailles. Man war dorten in großer Beſtürzung. Hr. de la Fayette, der Maire von Paris, wandte dieſen Sturm ab. Die Zugänge nach Verſailles wurden bewacht und die Brücke de S`eve beſetzt. Ich ſelbſt war den erſten September zu Verſailles, und ſahe mehrere Kanonen zu S`eve, die alle gegen Paris gerichtet waren. Die Bürgermiliz bildete einen Kordon. Zwiſchen S`eve und Verſailles begegnete ich mehrern Detaſchements von den Gardes du Korps, die die Heerſtraße ängſtlich auf und abzogen. Mehrere näherten ſich meinem Wagen, und fragten, ob mir nichts begegnet, ob ich nichts entdeckt hätte, und ob es zu Paris ruhig wäre. Die Entfernung hatte, wie gewöhnlich, die Gefahr vergrößert, und die Bewegungen übertrieben. Um die Aengſtlichkeit von Verſailles zu beurtheilen, muß man ſich eine Idee von ſeinen Verhältniſſen mit Paris, und unſrer gegenſeitigen Lage machen. Vor der Revolution gab Verſailles Paris Befehle. Jetzt iſt dieß grade das Gegentheil. Die ausübende Macht iſt ohne Kraft; das Anſehn des Königs iſt nichts. Verſailles iſt ohne Truppen, und hätte es auch Truppen, ſo wäre es nur eine eitele und vielleicht

gefährliche Parade. Die Freiheitsliebe hat jeden Franzoſen zum Soldaten gemacht, und jeden Soldaten zum Bürger. Ein Theil der Garden (maiſon du roi) des Königs iſt zur Nationalmiliz übergegangen. Mehrere Korps bleiben neutral oder unbeweglich vor ihren Mitbürgern. Die Armee läßt die Waffen ſinken beim Wort Vaterland; alles ſchwanket zwiſchen der aufkeimenden und vormaligen Autorität. Nichts beſchützt die Ordnung und die öffentliche Ruhe. Die Folge iſt, daß Verſailles, der Hof, der König und wir ſelbſt in Paris zum Theil dem Pöbel Preis ſtehen, der von der Bürgermilitz nur ſchwach zurückgehalten, und deßwegen immer geſchont wird, weil er bei der Revolution ſo wichtige Dienſte geleiſtet hat. Frankreich kann freilich rein und glänzend aus dieſem Chaos hervorgehen; aber das Chaos exiſtirt noch. Ich fand zu Verſailles mehrere Damen von meiner Bekanntſchaft, die zwiſchen Wuth und der lebhaften Unruhe getheilt waren. Bei dem kleinſten Geräuſche auf der Gaſſe, flogen ſie ans Fenſter und glaubten ſchon die Banditen und die Armee von Paris zu ſehen, um ſie zu entführen oder zu morden. Im Augenblicke, wo der Schreck vorüber war, zeigte ſich der Zorn. Sie ſtießen

Verwünſchungen gegen die National-Verſammlung aus, die, wie ſie ſagten, der Freiheit der beiden erſten Stände Feſſeln anlegte, und ihnen, unter der Gefahr ſich beleidiget, ihre Güter geplündert und ihre Schlöſſer verbrannt zu ſehen, Stillſchweigen auflegte. Sie verachteten und brandmarkten den niedern Adel, und beſchuldigten ihn, das Vaterland und ihren Stand verrathen zu haben. Sie verglichen den Adel und die Geiſtlichkeit in der Verſammlung mit dem Reiſenden, den man anhält, und ihm zuruft, Geld oder Leben. Die Ariſtokraten ſtrömten ins Haus, worin ich mich befand. Man redte vom Herzog von O..., und ich erwähnte, daß er vom Volke bis zur Gottheit erhoben würde. Drei Herrn ſtanden hitzig auf, und riefen in dem Ton eines Operchors zugleich aus: Gottheit der Hölle! dieß einzige Wort drückt die Geſinnungen des Hofes gegen ihn aus, und die tiefe Rache, die er ihm aufbewahrt. Der Graf von Mirabeau machte dieſen Tag einen gleichen Eindruck auf beide feindliche Parteien, der mir ohne Beiſpiel ſcheint. Er iſt ein neuer Zug ſelbſt in der Geſchichte der Bizarrerieen, und Widerſprüche der Menſchen. Während daß man in Paris funfzehn tauſend Mann nach Verſailles ſchicken

wollte, um die Verräther der National-Verſammlung zu vertreiben, die für das abſolute veto des Königs waren; während daß man über die Mittel, das Leben des Hrn. von **Mirabeau** zu ſchützen, berathſchlagte, der vom Volke für den Schutz der Freiheit angeſehen wurde; während daß man den Schluß abgefaßt hatte, im Palais-Royal ihm eine Wache zu geben, um für ſeine Sicherheit zu wachen, redete Herr von **Mirabeau** voll Feuer zu der Verſammlung für dieß abſolute veto des Königs. Den Morgen hatte ich dieſer Rede beigewohnt. Und den Abend hörte ich ihn von allen Leuten des Hofes und von Verſailles in die Wolken erheben. Hr. von **Mirabeau** blieb nichts deſtoweniger in dem Beſitz der Gunſt des Volks, und ſeine Rede über das veto, ein unverzeihliches Verbrechen in dem Munde eines jeden andern, hatte das ſeltne Glück, die Stimmen der demokratiſchen Partei mit dem Beifalle des Adels und der Großen zu vereinigen. Ich war noch einige Zeit vor dem Tage des heiligen **Ludewigs** zu Verſailles; die Neuheit des Schauſpiels hatte mich dahingezogen. Der Maire von Paris, an der Spitze einer Deputation der Bürgerſchaft und der Generalkapitain im Gefolge der vornehmſten Offiziere der National-

garde

garde, wollten dem Könige am Tage ſeines Feſtes huldigen und ihm Glück wünſchen. Der ganze Weg von Paris nach Verſailles war mit Bürgermiliz und mit regulirten Truppen, ſowohl Kavalerie, als Fußvolk bedeckt; von Ort zu Ort ſtanden Piquets von der Marechauſſee und Haufen Neugieriger. Beſonders voll war der Waffenplatz und der Zugang von Paris. Man konnte ſich dort nicht rühren. Aus den Zimmern des Herrn Grafen von M . . . war der Anblick vortreflich. Als ein ganz neues Phänomen zu Verſailles ſah man hier zum erſtenmal Gleichheit und Popularität. Sogenannte große und kleine entrées oder Zugänge wurden übern Haufen geworfen und als gothiſches Koſtume vergeſſen; Allen ſtand Alles offen. Alle Heiligthümer des Hofes, bis jetzt nur dem Adel allein zugänglich, wurden von den Bürgern von Paris, bewafneten und nicht bewafneten, geſchändet, entweiht, die mit ihren Frauen am Arme allenthalben hineindrangen. Das geringere Volk verſammelte ſich in der Galerie im Ochſenauge, (oeil de boeuf) und drängte die großen Herren, die Herzöge und Hofleute, bis in die Zimmer des Königs, die, vermöge ihres ſtarren und offnen Blicks, gleichſam einen Meduſenkopf in dieſem ſeltſamen Gemälde an-

zuſtaunen ſchienen. Nach Tafel ſtatteten der Maire und der Generalkapitän, in Begleitung einer Menge Offiziere von Bürgern und vom Militär, einen Beſuch bei Herrn und Frau von M.... ab. Wir waren beim Kaffee. Außer den fremden Miniſtern war noch große Geſellſchaft im Saale. Ich beſchäftigte mich beſonders damit, die Geſichter und das Mienenſpiel zu beobachten; wahrhaftig, ſie waren zum malen. Aerger, Verdruß, Erſtaunen, Verachtung, Ironie unter einem Anſtrich von Höflichkeit, bildeten den herrſchenden Ausdruck. Wahrlich, man hatte Grund, ein wenig zu erſtaunen. Der Marquis de la Fayette und ſeine Armee folgten und gehorchten einem Akademiker, dem Herrn Bailly, Deputirten des Bürgerſtandes. Ein Controleur-General, Herr d'O.... in Offizieruniform, diente unter der Pariſer Miliz. Man war ungewiß, ob es nicht eine Maſkerade im Karnaval ſey, und man ſchien fragen zu wollen, weſſen Feſt man heute feiere, das Feſt des Königs, die Faſtnacht? Das Frauenzimmer konnte ſich nicht enthalten, ſich über den Herrn d'O.... luſtig zu machen und ihn über ſeine Ordonanz-Kleidung zu perſifliren. Jene berüchtigte Nacht vom 4. Auguſt, vielleicht die

einzige Epoche in der Geſchichte des menſchli-
chen Herzens, wie in den Jahrbüchern der Welt, wo alle Leidenſchaften, Großmuth, Eiferſucht, Rivalität, Patriotiſmus und Rache, vereinigt, vermiſcht wurden und gegen einander trafen, brachte die erhabenſten Opfer hervor. Jene Nacht, ſag' ich, hat den Grund zum künftigen Glücke des Landes gelegt. Sie hat der Induſtrie, dem Handel und dem Ackerbau eine lachende Zukunft bereitet. Aber ſie hat die Gemeinen zu ſehr ihre Stärke und ihr Uebergewicht fühlen laſſen. Statt großmüthig zu werden, haben ſie ihren Sieg gemisbraucht. Die Güter der Geiſtlichkeit möchte man immer für Eigenthum der Nation erklärt haben, dieß iſt billig und iſt nur Erſatz. Die Geiſtlichkeit darf keineswegees abgeſondertes Eigenthum haben, darf keinen beſondern Körper oder Stand bilden. Aber als der Adel, aus was für Beweggründen es auch geſchehen mogte, ſich großmüthig und unintereſſirt zeigte, mußte man ihn nicht völlig ausplündern. Er entſagte ſeinen Geldprivilegien; dabei mußte man ſtehen bleiben, und ihm alle ſeine andern Vorrechte laſſen. Jetzt hat er nichts mehr, was ihn von den übrigen Bürgern unterſcheidet. Die Reichsſtände von Frankreich werden nie weder

Gemeine, noch Adel, noch Pairs haben, und es wird daraus ein wahrer demokratiſcher Miſchmaſch werden. Jene ſo geprieſne Nacht kann Frankreich ſein neues Aufblühen und ſeine Freiheit koſten. Sie kann es in die Schrecken eines bürgerlichen Krieges, in den langen Todeskampf der Anarchie ſtoßen. Ein ſolcher Körper, als der franzöſiſche Adel, mächtig, reich und zahlreich, verliert nicht alles, ohne nicht aufs äußerſte aufgebracht und misvergnügt zu ſeyn. Man hätte den Adel im Gegentheile aus eignem Intereſſe zur Wiederherſtellung des Staats ſich vereinigen laſſen ſollen. Die Gemeinen mußten ſich an den Adel anſchließen, und ſich mit ihm vereinigen, und ſich mit ihm verbinden. Dieſer Bund würde leicht den Zweck jedes andern Gemeingeiſtes, (eſprit de corps) jedes beſondern Intereſſe erreicht haben. Dann erhob ſich das Gebäude der Freiheit ungehindert auf den Trümmern des Deſpotiſmus der Miniſter, der Uſurpirung der Parlementer, der Ariſtokratie der Geiſtlichkeit, des Einfluſſes der Finanziérs, der Tyrannei der Großen und der Habſucht der Hofleute. Wie ungeſchickt, wie verblendet war es, dieſem günſtigen Intereſſe ein ganz entgegengeſetztes unterzuſchieben. Heißt das

nicht willig einen entſtehenden Bau, ein wankendes Gebäude jedem gewaltthätigen Stoße ausſetzen, den ihm die Vereinigung aller Klaſſen erniedrigter, geplünderter und unterdrückter Menſchen, die ich aufgezählt habe, zubereiten? Um aus den Mitgliedern des Adels Bürger zu machen, mußte man ihnen die Vorrechte der Ehre und der Meinung laſſen, die niemanden ſchaden, mußte ſie als einen beſondern Stand ſubſiſtiren laſſen, ihre alte Form nicht anrühren, die ſie bis jetzt gehabt haben. Der Unterſchied des Ranges, der Stände, der Klaſſen, iſt nothwendig zur Erhaltung einer jeden Sozietät, von der kleinſten Republik an bis zum größten Reiche; nur mit der Verſchiedenheit, daß der Unterſchied, der in einem kleinen Lande kaum merklich ſeyn darf, lebhaftere Nuançen erhalten, ſich ſtärker zeigen muß, je nachdem die Sozietät zahlreicher wird, und einen größern Raum einnimmt. Adel, was man auch davon ſagen mag, iſt ein zwiſchen dem Volke und dem Könige in der Mitte ſtehendes Korps; er iſt ein weſentlicher, eine große Monarchie ergänzender Theil. Seit jener merkwürdigen Nacht hat ſich der ſo wenig geſchonte Adel zum Theil der Geiſtlichkeit genähert, die da eiferſüchtiger auf perſönliche Ach-

tung und Reichthümer iſt, als aufs Wohl der Seelen, empfindlicher gegen den Verluſt ihrer Zehnten, als gegen die Wiederherſtellung ihres Vaterlandes; ein Name, der ohnedieß für Eheloſe keine Bedeutung hat. Mehrere Mitglieder der Gemeinen oder Bürgerlichen von gutem Verſtande, und erſchrocken über die unglücklichen Folgen für ein ſo großes Reich, deſſen Konſtitution auf zu populäre Grundſätze errichtet iſt; und überzeugt, ſo wie ich, von der abſoluten Nothwendigkeit, in den Händen des Monarchen eine große Macht zu konzentriren, wenn man ſich nicht der Verſtümmelung der Monarchie und dem Unglücke, das Zügelloſigkeit und Anarchie begleitet, ausſetzen will, haben ſich mit dem Adel und der Geiſtlichkeit vereint. An den Adel haben ſich ihrer Seits die Korps gehängt, die mit einer nahen und gerechten Veränderung bedrohet werden, als die Geiſtlichkeit, die Magiſtratur, und das Finanzweſen. Die Misvergnügten haben ſich im Schutze dieſer Vereinigung offenbarer gezeigt und lauter deklamirt. Die Arbeiten und Operationen der Verſammlung ſind mit Strenge getadelt und mit Treuloſigkeit beurtheilt. Ungeachtet der doppelten Erklärung, daß die Staatsſchulden unter dem geheiligten Schutze

der Nation und der franzöſiſchen Geſetze ſicher ſind, hat man doch zwei Anlehen nach einander nicht erfüllt geſehen. Bloße Bürger, Weiber der Künſtler und Kaufleute haben das großmüthige Signal zu patriotiſchen Beiträgen gegeben. Sie haben zuſammen ihre Juwelen den Repreſentanten der Nation zu Füßen gelegt. Dieß Beiſpiel iſt täglich von Bürgern und Bürgerinnen jedes Standes befolgt, und ungeachtet der beträchtlichen Summen dieſer vereinten Geſchenke, hat ſich der Kredit doch noch nicht wieder gehoben. Man läßt viel Korn aus der Fremde kommen, die letzte Erndte iſt ſehr gut geweſen, und ſeit drei Monaten iſt Paris dennoch ohne Brodt. Korn und Geld iſt verſchwunden. Die Thür der Becker und der Kaiße d'Eskompte wird vergebens jeden Tag belagert, um Brodt und Geld zu erhalten. Alle ſcheinbaren Operationen der Regierung, der Stände und des Bürgerraths von Paris, Ueberfluß, Geld und Kredit wieder herzuſtellen, ſcheinen von einer furchtbaren, feindlichen und verborgenen Partei verhindert zu werden, deren unterirdiſche Manövres dem Auge der Bürger und der Freiheit entgehen.

Seit einem Monate beſonders lief ein dunkles Gerücht von einem nahen Aufſtande

und einer neuen Revolution. Man beſtimmte ſogar die Zeit auf den Oktober. Engliſche Zeitungen beſtimmten ſelbſt den Tag, nämlich den 7. Oktober. Ich habe dieß von einem Engländer, der es zu London in einem Pamphlet vom 25. September geleſen haben will. Man vermuthete geheime Verſammlungen. Die Misvergnügten ließen ihrem Unwillen freien Lauf, ſogar an öffentlichen Oertern, gegen die Schlüſſe vom 4 Auguſt, und griffen ihre Prinzipe und Bewegungsgründe an. Die Wörter, Konſtitution und Freiheit, wurden nur mit ironiſchem Lächeln und Verachtung ausgeſprochen. Sie mußten ſich des guten Erfolgs ſehr gewiß glauben, weil ſelbſt mitten in der Verſammlung die Stimme der Drohung ſich zu erheben wagte. Ein Deputirter des Adels nannte die Volkspartei Demagogen, die man bald wieder zu ihrer Pflicht zu bringen wiſſen würde. Da man das Palais-Royal fürchtete, ſo mußten immer Patrouillen, unter dem Vorwande Ordnung zu erhalten, die Haufen im Garten zerſtreuen. Man gab ſogar einen Kupferſtich heraus, unter dem, wenn ich mich recht erinnere, die Worte ſtanden: le Patrouillotiſme chaſſant le patriotiſme du Palais-royal. Sie machten die patriotiſchen Geſchenke

der Bürgerinnen von Paris, die Fingerhüte, Beſtecke, und einen Theil ihrer Juwelen, die ſie zum Altar des Vaterlandes gebracht hatten, lächerlich. Sie belegten die glühenden Vertheidiger der Freiheit mit dem Namen Unſinniger (enragés) und Demagogen. Sie nannten den Theil des Saals der Stände, den jene inne hatten, das Palais-Royal, und den Eingang zu der Seite das Höllenloch. Mehrere junge Leute von Adel verſammelten ſich auf den Kaffehäuſern, und ſuchten Proſelyten zu machen. Geiſtliche unterſtützten ſie, und der Brodtmangel und der Mangel an Arbeit machte das Volk nur zu geneigt zu einem Aufſtande. Der innere Umlauf des Getreides war, ungeachtet der Schlüſſe der Verſammlung und der Wachſamkeit des Bürgerraths, allenthalben gehemmt. Es verbreitete ſich das Gerücht, die Pächter erhielten Geld, damit ſie nicht dreſchen ließen; die Müller, um nicht mahlen zu laſſen; beſoldete Banditen von Paris holten das Brodt von den Beckern und würfen es in den Fluß.

Der Endzweck aller dieſer Manövres ging dahin, die Hungersnoth zu vermehren, das Volk von ſeinem wahren Intereſſe abzuziehen, ihm ſeine Leiden als bittre Frucht der Neue-

rungen vorzuſtellen, und es zur Verzweifluug und zum Aufruhr zu bringen. Man wollte, das Volk ſollte den Verluſt der alten Regierung bedauern, es ſollte die Rückkehr des Deſpotiſmus als das einzige Mittel gegen ſo große Uebel wünſchen. Dieſe unglücklichen Entwürfe traute man den Verläumdern der Freiheit, jenen kriechenden Sklaven der Hofgunſt zu, die von Ungerechtigkeit leben, Gnade durch Zudringlichkeit erpreſſen, die nur auf gekrümmten Wegen der Intrigue zu Ehrenſtellen gelangen; die auf eine niederträchtige Art den Monarchen umgeben, immer bereit, eine zweideutige und zweifelhafte Geburt an die Stelle geleiſteter Dienſte zu ſetzen, und die Hofnung ihres Glücks auf die treuloſe Kunſt zu ſchmeicheln ſetzen; und die nun in Verzweiflung ſind, Verdienſt haben zu müſſen, um eine Stelle zu erhalten, und ſich einen wirklichen Werth geben mußten, um doch etwas zu ſeyn. Das Regiment Flandern war nach Verſailles beordert, man wußte nicht recht warum. Kaum waren die Stände davon benachrichtigt. Ihre Reklamation unter dieſen Umſtänden und ihr Erſtaunen war nur gering, und ſichtlich durch den geheimen Wunſch vieler Mitglieder gemäßigt. Indeß gab man ihnen doch als Urſache an, daß die

Munizipalität und die Bürgergarde von Verſailles jenes Regiment zu ihrer Unterſtützung verlangt hätten. Unter dieſem Vorwande konnten ſie noch ein zweites und drittes Regiment fodern u. ſ. w. Wer ſieht nicht die Folgen hievon? Dieß war der Zuſtand der Dinge, als den erſten Oktober der Gardes du Korps einfiel, daſſelbe Regiment Flandern zu bewirthen und ihm ein militäriſches Feſt zu geben. Die frohen Aeußerungen, die ausgebrachten Geſundheiten, die Zeichen der Brüderſchaft miſchten ſich bald unter die politiſchen Unterhaltungen, und unter die Verhandlungen der Geſchäfte der Zeit und der Konſtitution. Die Unterredung veränderte, wie gewöhnlich, zwanzigmal die Gegenſtände. Man brachte ſie durch geſchickte Wendungen auf das große Intereſſe des Augenblicks. Man ſtieß an, verdoppelte die Geſundheiten, der Wein floß in großen Strömen, und die Köpfe erhitzten ſich. Ein Monarch, ſo würdig der Liebe, wird von ſeinen Unterthanen unterdrückt. Eine Verſammlung von Demokraten, Böſewichtern und Verruchten, die ihre frevelnden Hände an den Altar legen, greift das Eigenthum an, tritt den Adel mit Füßen, will den Staat umwerfen, und den König vom Throne ſtoßen. Ein Gre-

nadier ſteht auf, ſchlägt auf ſeine Bruſt, ſchwört den Eid ab, den er der Nation gethan, und will ſich, von Gewiſſensbiſſen gequält, das Herz durchbohren. Während daß die Liebe für ihren Monarchen und deſſen Familie die Köpfe entflammte und das Herz erweiterte; während Schmerz und Kummer ſich äußerte, die Reue ſichtbar ward, die Klagen gegen die Deputirten ausbrachen, und Verwünſchungen gegen die Meineidigen, die ihre Treue verrathen hatten; öfnet ſich auf einmal die Thür, und die Königinn erſcheint. In ihren Armen hielt ſie den Dauphin, und ſtellte ihn mit der ihr eigenthümlichen Anmuth, und mit einem Geſichte, in dem die Traurigkeit das ſanfte Lächeln nicht unterdrückte, den Kriegern dar, flehte ſie um ihre Hülfe, wie einſt ihre flüchtige Mutter, als ſie von einer furchtbaren Verbindung bedroht wurde, ihren jungen Sohn den getreuen Ungarn darreichte, und um ihren Schutz bat. Der Dauphin ging aus Hand in Hand. Die Königin unterhielt ſich mit den Chefs, ſchmeichelte und liebkoſete die Offiziere, grüßte die gemeinen Soldaten, lächelte ihnen zu, miſchte ſich unter ſie, ſetzte ſich in ihre Mitte, und nahm Theil an dem Feſte. Plötzlich fühlten ſich Offiziere und Soldaten

dadurch ſo gerührt, daß ſie die Patrioten-Kokarde von den Hüten riſſen und ſie mit Füſſen traten. An ihrer Stelle erſchienen nun ſchwarze und weiſſe Kokarden, die man unter ſie vertheilt hatte. Sie gingen noch weiter; von Rührung und Liebe trunken, gingen ſie aus dem Banketſaale, und begaben ſich haufenweiſe auf den Marmorhof unter die Zimmer des Königs. Hier hörte man nichts als Klagetöne und Seufzer. Der König erſchien auf dem Balken. Nun ſtellte ſich, wie durch einen elektriſchen Schlag, das Bild Richards in der Gefangenſchaft ihrer verworrnen Phantaſie dar. Sie ſtürzen auf die Säulen los, klammern ſich daran feſt, helfen ſich, als wollten ſie den König befreien, einander den Balken erſteigen, und alle ſingen unter Wiederholung und Begleitung der Muſik des Regiments auf einmal das bekannte Lied: O Richard, ô mon Roi, l'univers t' abandonne. Dieß Lied war gleichſam ein Pendant und ihrer Meinung nach eine Ausführung des Liedes: Où peut on être mieux qu' au ſein de ſa famille, das den 17ten Juli von der Stadtmuſik aufgeführt wurde, als damals der König in der Mitte der bewafneten Bürgerſchaft ſich nach Paris begab. Dieſe Bürger ſchienen jetzt den Soldaten das

Anſehn rebelliſcher und ſiegender Unterthanen zu haben, die ihren gefangenen König im Triumph herumführten, und durch die mit ihrem Pompe verbundenen Ideen von häuslicher Glückſeligkeit, Spott mit Gewaltthätigkeit vereinigten. Das Banket wurde den Tag darauf mit mehrern Gäſten, mehrerem Tumulte und noch weit beleidigendern Umſtänden für die Nation wiederholt. Den erſten Tag begaben ſie ſich in den Komödienſaal, und den zweiten in die Reitbahn. Nicht lange darauf verbreitete ſich das Gerücht von dieſen Bankets in ganz Paris. Sie erregten Nachdenken. Man ſah ſie als unanſtändige Bachanalien an. Der Lärm verbreitete ſich in den Diſtrikten. Das Rathhaus wurde unruhig. Das Palais-Royal kam in Bewegung. Die Erſchütterung der Köpfe nahm überhand, und theilte ſich allen Bürgerklaſſen mit. Schon des Sonntags den 4ten Okt. verſammelte ſich truppweiſe der Pöbel. Die Weiber der Halle ſtellten ſich an die Spitze. Sie wiegelten die Vorſtädte S. Antoine und S. Marceau auf; Leute, ſo wie ſie zu Revolutionen nöthig ſind; leidenſchaftlich, arm, leichtgläubig und unwiſſend. Verſailles war das Ziel aller dieſer Bewegungen. Man that den Vorſchlag die Gardes du Korps, die ver-

wegenen Urheber der Beſchimpfung der Natio-nalkokarde zu züchtigen, der Geiſtlichkeit, der geheimen Feindin der Konſtitution und der Frei-heit, den Krieg anzukündigen; und den König zu bitten, in ſeiner guten Stadt Paris zu woh-nen. Den Tag darauf (Montags den 5ten Okt.) ſahe man den Greveplatz mit Weibern überſchwemmt. Mit den Fiſchweibern hatten ſich die gemeinſten Straßenmädchen und aller weiblicher Pöbel von Paris vereinigt. Nur wenige Mannsleute waren unter ihnen. Die Männer hatten den 14. Jul. die Ehre davon getragen, heute ſchienen die Weiber die Ehre haben zu wollen: Mit Hülfe einiger Heldin-nen der Halle, trieben ſie die Wache des Rath-hauſes in die Enge, ſprengten die Thüren, ver-breiteten ſich wie Bachantinnen in dem Innern deſſelben, ſchrieen um Rache, liefen umher und ſuchten Waffen. Sie bemächtigten ſich der Kanonen, und ſpannten ſich ſelbſt oder die Pferde, die ihnen in den Weg kamen, davor. Hier zeigte ſich unſern Augen ein Schauſpiel, das einzige in ſeiner Art: Drei bis vier tau-ſend Weiber mit Bändern von allen Farben geſchmückt, von verſchiednen Bewegungsgrün-den und allen Arten Leidenſchaften angefeuert, mit Piken und Degen bewafnet, jauchzend

oder tobend und alle wahnſinnig; einige ſaßen auf den Kanonen, die ſie weggenommen oder auf den Pferden, die ſie vorgeſpannet hatten; die größte Anzahl war zu Fuße. Eine von dieſen Weibern, reinlich gekleidet, mit heiterm Geſicht, ſehr großen ſchwarzen Augen und einem bräunlichen Tein, ſaß auf einem Zugpferde; einen Helm auf dem Kopfe und eine Lanze in der Hand erinnerte ſie uns an die Minerva oder an das Mädchen von Orleans. Verſailles in Sicherheit verſenkt, war ſorglos und befürchtete nichts. Dieſer Schwarm von Weibern zog lärmend auf die verſchiedenen Wege, die nach Verſailles führen, und vermehrte ſich noch durch alle, die ſie in den Gaſſen und auf den Heerſtraßen antrafen. Jeden der ihnen begegnete hielten ſie an, und zwangen ihn durchaus zu folgen. Das Wetter war regnig. Gutgekleidete Frauenzimmer mußten aus ihren Wagen ſteigen, bis nach Verſailles zu Fuße im Kothe gehn, und wider ihren Willen an dem Ruhme dieſer Expedition theil nehmen. Dieſe gemiſchten und unordentlichen Phalangen kamen gegen drei Uhr Nachmittags von verſchiedenen Seiten an, umringten auf einmal den Saal der Stände, trieben die Wache aus einander, ſtürzten ſich mit Koth bedeckt,

ſin-

ſingend, lachend, fluchend, von Wein, Ausſchweiſungen und Patriotiſmus trunken, ein durchs andre, wie ein reißender Strom in den Saal, und verbreiteten ſich verwirrt um die Deputirten herum. Letztere waren beſtürzt ſich auf einmal zwiſchen Höckerweibern und den niedrigſten Prieſterinnen der Venus zu erblikken. Alle dieſe Weiber riefen auf einmal: Brodt! Brodt! Wir ſterben in Paris vor Hunger. Das Brodt war der Vorwand des Anlaufs und zugleich das Kriegsgeſchrei und Verſammlungswort. Nach dieſem lärmenden Geſchrei ſtand eine von ihnen auf, verlangte von dem Präſidenten Erlaubniß reden zu dürfen, und indem ſie ſich gegen die Geiſtlichkeit wandte, ſagte ſie: „Ihr Herren Biſchöfe, „die Nation hat Euch aufgetragen, hier an ei„ner Konſtitution zu arbeiten, wodurch wir „frei und glücklich werden; man ſagt, Ihr „ſtrittet heimlich dagegen, Ihr hieltet ſie auf, „weil ſie Eure Einnahme verringern und Euch „vielleicht zwingen wird das zu thun, was Ihr „uns predigt. Iſt es nun einmal unſer Loos „Wirthshäuſer oder liederliche Oerter zu beſu„chen, ſo nehmen wir wenigſtens Liebe zum Va„terlande mit dahin, und flößen ſie andern ein, „Ihr unter den ehrwürdigen Gewölben Eurer

„Tempel, in Gegenwart Eures Gottes ſeid „faſt alle ſchlechte Bürger. Verwaltetet Ihr „Euer Amt ſo geſetzmäßig als wir das Unſrige, „ſo würden wir ſchon lange Ueberfluß und Frie„den genießen. Wir, ein Theil des Volks, „reden zu Euch im Namen des Volks. Die „Güter, die Ihr verſchwelgt, ſind uns ge„raubt. Ihr lebt in Pracht und Wolluſt und „predigt uns Demuth, Buße und Kaſteiun„gen. Ihr ermahnt uns ohne Murren unſre „Uebel zu leiden, und ſie mit Geduld und Er„gebung zu tragen, und verſprecht uns dafür „das Paradies. Aber wenn unſere ſtets ſich „erneuernden Arbeiten Eure Bequemlichkeit „und Eure Freuden unterhalten, wenn Euer „ungeheurer Ueberfluß unſrer Nothdurft entzo„gen iſt, dann iſt es klar, daß Ihr auf Unſre „Unkoſten Euch ein Paradies in dieſer Welt „baut, und hieraus wird nicht minder klar, „daß Ihr ſelbſt an kein Leben nach dem Leben „glaubt. Ich fürchte, Gott verzeih mirs, „daß Ihr nicht ſowohl die andre Welt lobt um „uns dahin zu verweiſen, als um Euch in die„ſer Welt von uns los zu machen.„

Die Biſchöfe ſchlugen beſchämt die Augen nieder, und wandten ihr Geſicht weg. Der Graf von Mirabeau der noch immer Freund

des Volks blieb, ſelbſt wenn er ſich als Feind deſſelben zeigte, unterbrach mit einer donnernden Stimme dieſe Rednerinnen und ihren Anhang, und bat den Präſidenten, einen Biſchof, die Häſcher zu beordern, ſie hinaus zu bringen oder ihnen Stillſchweigen aufzulegen. Aber wer kann ein Fiſchweib zum Schweigen bringen; ſie lachten Herrn von Mirabeau an, und ſchrien nur noch ſtärker: Brodt! Brodt!

Der König war auf der Jagd. Man benachrichtigte ihn von dieſem Aufſtande der Pariſer Weiber. Er kam ſogleich aufs Schloß zurück. Verſchiedene von den Weibern warfen ſich zu Deputirten beim Könige auf, und beklagten ſich über Mangel und forderten Brodt. Sie blieben einige Zeit in der Gallerie, und erwarteten vorgelaſſen zu werden. Als ſie hier noch immerfort in Klagen über die Hungersnoth ausbrachen, näherte ſich ihnen, wie man ſagt, ein Miniſter mit den Worten: Als Ihr einen König hattet, da fehlte es Euch nicht an Brodt. Ihr habt deren zwölf hundert gewollt, geht und fordert es nun von ihnen.

Der Graf von Mirabeau klagte einige Tage nachher den Miniſter wegen ſeiner Aeuſſe-

rung vor der Verſammlung an. Der Miniſter rechtfertigte ſich durch förmliches Ableugnen des Geſagten. Man will noch eine andre Stimme gehört haben, die den Weibern zurief: **Wenn Ludwig XVI. wieder König wird, ſo wird es dem Volke nicht an Brodt fehlen.**

Alle Weiber von Paris durchzogen Verſailles. Ihre zerſtreuten Pelotons vereinigten ſich darauf vor dem Schloſſe, und ſtellten ſich daſelbſt in Schlachtordnung. Sie wurden, um ſich im Falle der Noth zu ſichern, von etwa drei hundert entſchloßnen Banditen begleitet. Einige waren mit Flinten, und andre mit langen Piken oder mit Eiſen beſchlagenen Stäben bewaffnet. Mehrere hatten ſich in weiblicher Kleidung unter die Weiber gemiſcht. Der König nahm die Deputation an, als man aber dieſe Zwitterhorden von Streitenden ſah, kam das ganze Schloß in Schrecken; man verſchloß ſogleich die Thore und Gitter. Die Gardes du Korps, das Regiment Flandern und Dragoner ſtellten ſich auf den Waffenplatz zwiſchen die Gitter und Weiber. Aber bald darauf wurden die Gitter geöfnet, und die deputirten Weiber, die von dem König kamen, durchgelaſſen. Sie waren ſehr gnädig aufgenommen, machten ihren Gefährtinnen Hoff-

nung zum Ueberfluß und erzählten die Verſpre=chungen des Monarchen und ſeine zärtliche Be=ſorgniß. Man wollte es ihnen nicht glauben. Man verlangte aus dem Munde des Königs ſelbſt dieſe tröſtlichen Worte zu hören. Ein Trupp Weiber wollte ins Schloß gehen, man trieb ſie zurück. Sie widerſetzten ſich nur noch mehr. Der Lärm und das Geſchrei ver=mehrte ſich, und verbreitete ſich weiter. Unſe=re unerſchrockenen Amazonen ließen ſich nicht durch den drohenden Blick und durch die aufge=hobnen Säbel der Soldaten in Furcht ſetzen. Sie ſchloſſen ihre Glieder, und drangen wü=thend vor. Es dauerte nicht lange, ſo fing ſich das Treffen zwiſchen der Halle von Paris und den Gardes du Corps an. Statt der Schläge flogen von beiden Seiten Grobheiten und Schimpfwörter durch einander. Man hörte die Namen: Ariſtokraten, Verräther der Nation. Die plumpen Stallmeiſter dieſer Damen nahmen an dem Zanke Theil und un=terſtützten das Gefecht. Sie hoben ihre furcht=baren Piken in die Höhe und formirten einen Wall. Auf dieß Geſchrei, auf dieſen Wort=kampf, mehr oder weniger ſtark oder ſanft, folgte ein Waffengeklirr, das Pfeifen der Ku=geln. Unvorſichtigkeit und Eifer waren ſchuld,

daß mitten aus den Garden des Königs Schüſſe einiger Karabiner fielen. Dieſe Schüſſe waren auf die Krieger gerichtet, und trafen zufälligerweiſe die Kriegerinnen; zwei oder drei wurden verwundet. Man ſuchte ſogleich ſie zu rächen. Man gab Feuer auf die Gardes. Zwei wurden getroffen und ſtürzten von den Pferden. Drei mit gehacktem Eiſen geladne Kanonenſtücke, geführt von der Vorſtadt St. Antoine, richtete man auf die Gardes du Corps. Es regnete; man hielt verſchiedne male vergeblich die Lunte auf, überdieß hörte man einige Stimmen rufen: **Haltet ein, es iſt noch nicht Zeit.** Der Regen, die Feuchtigkeit des Pulvers, und der Mangel an Uebereinſtimmung retteten alſo in dieſem ſchrecklichen Augenblicke die Gardes du Corps von einem allgemeinen Blutbade. Es wurde ihnen von neuem der Befehl des Königs, nicht zu ſchieſſen, und das Volk nicht zu reizen, mehrere male wiederholt. Darauf ſonderte ſich das Korps der pariſer Mädchen ab. Sie griffen das Regiment Flandern in der Fronte an, und fielen den Dragonern in die Flanke. Sie drangen in ihre Reihen hinein und verwickelten ſie ſo durch ihre Umarmungen, daß ſie ihre Mordgewehre aus den Händen fallen ließen. Auf das Sig-

nal, das ſie gaben, ſenkten alle Soldaten zum Zeichen des Friedens ihre Waffen vor der pariſer Armee. Die Gardes des Königs zogen ſich zurück. Die Gitter wurden wieder verſchloſſen. Das Schloß blieb noch zu erobern übrig. Unterdeß war Paris nichts weniger als ruhig. Es war beſorgt, wegen des Schickſals der großmüthigen Kriegerinnen, die ſich der Sache des Vaterlandes und der Freiheit aufopferten; beſorgt wegen des Erfolgs einer Revolution, wovon vielleicht Frankreichs Schickſal abhing. . Ob Paris dieſe Revolution dirigirt, ob es ihr den erſten Stoß gegeben, oder ob es ſich nur in die Umſtände nachmals hineingefügt hat, dieß läßt ſich nicht entſcheiden. Paris hatte den Befehl gegeben, Niemanden weder aus der Stadt noch aus dem Königreiche zu laſſen, und dieſe Befehle wurden von der Nationalmiliz auf den Gränzen reſpektirt. Ich ſelbſt wurde zu Wagen zwei oder drei mal innerhalb der Mauern angehalten. Die Straßen waren leer. Die Bürger, in ihren Häuſern eingeſchloſſen, waren in der größten Erwartung. Statt des gewöhnlichen Lärms herrſchte jetzt die größte Stille in Paris. Die ſechszig Republiken, zugleich verbündet und getrennt, unter dem Namen der Diſtrikte be

kannt, debatirten, deliberirten, und konnten nicht einig werden. Dieſer Tag war um ſo kritiſcher und entſcheidender, da das Schickſal des umgeſtürzten oder wiedergebornen Frankreichs, gleichſam von zwei Dekreten der Verſammlung abhing, die in dieſen Augenblicken ſelbſt zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwebten. Das Eine ging auf die Auflage eines Viertheils von den Einkünften aller Einwohner des Königreichs, das einzige Mittel bei der traurigen Verfaſſung des königlichen Schatzes, bei dem Verſchwinden des baaren Geldes und der Weigerung der Provinzen die Steuern zu bezahlen, Frankreich zu retten, und es den ſchrecklichſten Folgen eines Bankerotts zu entziehen; das andre beſtand in der Deklaration der Rechte, und der Konſtitution des Reichs ſelbſt, oder es enthielt wenigſtens die beſchloßnen und ſchriftlich abgefaßten Artikel davon. Ob aber eine freie Nation, die durch ihren Repräſentanten daran arbeitet, ſich eine Konſtitution und Regierungsform zu verſchaffen, bei dieſer Arbeit der Beſtätigung des Monarchen bedürfe, um geſetzmäßig, verbindlich und fähig zu ſeyn, eben ſo wohl den Monarchen als alle Bürger im gleichen Grade zu verbinden: dieß war eine Frage, deren Entſcheidung man

bis jetzt für zu ſchwer und kützlich gehalten hatte. Indeß hatten die Stände, ohne die Frage zu entſcheiden, dieſe Artikel der Beſtätigung des Königs übertragen, und da ſie zu der ſo nothwendigen Auflage des Viertels geneigt waren, und ſogar noch darüber hinaus gingen, ſo hatten beide Dekrete ein gleiches Schickſal, ſo daß das eine nicht ohne das andre durchgehn konnte; entweder weil es die Stände für klug hielten, die Gelegenheit zu benutzen, den König zur Annahme der neuen Konſtitutionsgeſetze zu bewegen, oder weil ſie ihren Kommettanten nicht eher dieſe Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubten, Auflagen zu bewilligen, als bis die Konſtitution gemacht und ratifizirt ſey, ſo wie ſie ſich in ihren Mandaten ausdrücklich dazu verpflichtet hatten. Der König antwortete den 4ten Oktober, die Deklaration der Rechte ſey ein unvollkommnes Werk, die Konſtitution könne nicht nach Bruchſtücken beurtheilt werden, und nur erſt dann, wenn ſie vollſtändig wäre, ließe ſich über das Ganze und ſeine Verhältniſſe ein Urtheil fällen, und motiviren; indeß wolle er das ihm Vorgelegte beſtätigen, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die ausübende mit der öffentlichen Ruhe ſo genau in Verbindung ſtehende Macht,

gänzlich konzentrirt, ohne alle Vermindrung und Verändrung in ſeinen Händen bliebe. Der König hatte vielleicht eben ſo viel Grund ſo zu ſprechen, als die Stände über dieſe unbeſtimmte, zweideutige und bedingte Antwort unruhig zu werden. Ueberdieß hätte ſie auch müſſen von dem Miniſter kontreſignirt ſeyn, ſie war es aber nicht. Der Präſident der Verſammlung Hr. Mounier hatte Befehl erhalten, den König zu bitten, eine reine und einfache Einwilligung von ſich zu geben, und ihn nicht eher zu verlaſſen, als bis er ſie erlangt hätte: Die meiſten Diſtrikte von Paris wollten mit Macht nach Verſailles marſchiren, daſelbſt die Weiber unterſtützen, und einen entſcheidenden Streich ausführen.

Die neue Pariſer Miliz, die aus jungen Leuten voll Feuer und guten Willen beſtand, drang mit heftigem Geſchreie darauf, den Bürgerinnen und der Konſtitution zu Hülfe zu eilen, vorzüglich verlangten die Gardes-Françoiſes, die man ſeit der erſten Revolution, die zum Theil ihr Werk war, in die Nationalgarde verwandelt hatte, von ihrem General, daß er ſich an ihre Spitze ſtellte, und zwar in einem Tone, dem man nichts abſchlagen durfte. Dieſer General iſt der Marquis de la Fayette,

ein junger Held, dem ein glückliches Geſtirn und ein beſonders Schickſal zu einer doppelten Ehre beſtimmte, nämlich Vertheidiger der Rechte der Menſchheit und Apoſtel der Freiheit in beiden Hemiſphären zu ſeyn. Hr. de la Fayette zögerte von einer Stunde zur andern, und ſchob unter verſchiedenem Vorwande den Abmarſch auf. Sein Poſten als General-Kommandant der Nationalmiliz von Paris, der in dieſen unruhigen ſtürmiſchen Zeiten ſo ſchwer und gefährlich war, wurde in dem gegenwärtigen Augenblicke im höchſten Grade verwickelt und kritiſch. Zeigte er ſich an der Spitze der Nationalbataillons, ſo hatte er das Anſehn eines Rebellen, eines Kommandanten gegen ihren König bewaffneter Empörer. Weigerte er ſich die Armee anzuführen, ſo war er in Gefahr aufgehangen oder niedergehaun zu werden. Schon erhob ſich aus der Mitte des auf dem Greveplatze um ihn herum verſammelten Pöbels ein wildes Geſchrei: an die Laterne oder nach Verſailles. Der General, lebhaft im Gedränge zwiſchen dieſen beiden Gefahren, ſtellte dem Volke und den Soldaten vor, daß er ohne Befehl des Rathhauſes nicht marſchiren könne. Das Volk holte den Maire von Paris, und verſammelte die Repräſentan-

ten der Bürger. Die Zeit verſtrich unter dieſer Ungewißheit und Unruhe. Es war beinahe ſechs Uhr. Das zügelloſe verwegene und vor Ungeduld brennende Volk rief einſtimmig: **Marſchiren, marſchiren Sie nur, man wird Ihnen auf dem Wege ſchon den Befehl des Bürgerraths nachſchicken.** Der General gehorchte, nahm ſeine Maaßregeln, ertheilte die Ordres, ſtieg bleich und zitternd, wegen der ſo wichtigen und ernſthaften Folgen, die eine ſolche Begebenheit haben konnte, aufs Pferd, und befand ſich wider ſeinen Willen oder mit Einwilligung der Stadt auf dem Wege nach Verſailles an der Spitze einer Armee von zwanzig tauſend Mann und zwanzig Kanonen. Dieſe unbändige, von Rachgierde entflammte und durch Freiheits-Fanatismus aufgeblaſne Armee entwarf Anſchläge zur Rache. Hr. de la Fayette benutzte geſchickt die Zeit, die er auf dem Marſche hatte, um mit ſeinen Soldaten zu reden, ihnen andre Geſinnungen einzuflößen und ihre Stimmung, die ſo traurige Folgen haben konnte, zu ändern. Er ritt beſtändig durch alle Glieder, ermahnte ſie der Stimme der Vernunft Gehör zu geben, und ſich zu mäßigen. Als ſie zu Viroflay nicht weit von der Allee von Verſailles angekommen

waren, ließ er ſeine Armee Halt machen, und um ſich ihrer noch mehr zu verſichern, verlangte er aufs neue den Eid der Treue und des Gehorſams von ihr. Es war Mitternacht, und die Dunkelheit verſtärkte durch ihren Trauerſchleier die Feierlichkeit dieſes Eides, und die Furcht meineidig zu werden. Der General trennte ſich, an der Spitze eines Bataillons, von der Armee, und rückte gerade aufs Schloß zu. Er trat allein hinein, und näherte ſich dem Könige mit den Worten: **Sire, ich bringe ihnen meinen Kopf, um den Ihrigen zu retten: muß mein Blut fließen, ſo ſoll dieß wenigſtens eher zum Dienſte meines Königs als bei dem unedlen und düſtern Fackelſcheine des Greveplatzes geſchehn.** Auf Befehl des Generals hatte ſich die Pariſer Miliz dem Schloſſe genähert, und der Pöbel von Paris mit dem von Verſailles unter die Soldaten gemiſcht, umringte es. Man hatte den Platz und das Schloß erleuchtet. Der König kam mit der Königin und dem Dauphin auf den Balkon. Hr. de la Fayette ging voran; mit dem höchſten Ausdrücke der Liebe und Hochachtung ſtellte er ſie dem Volke und der Armee vor, die durch das Geſchrei: **Es lebe der König**, ihre Freude bezeugten. Die

Deputirten waren den ganzen Tag verſammelt geblieben. Sie verließen bei Ankunft der Pariſer Armee ihren Saal. Der König wünſchte Deputirte um ſich zu haben, um Hrn. de la Fayette zu hören, und mit ihnen über die gegenwärtigen Umſtände zu berathſchlagen. Der Präſident ließ ſie durch die Trommel verſammeln. Als ſie auf dem Saale wieder zuſammen waren, beſchloſſen ſie, daß die Verſammlung ſich nicht, wie es der König anfangs zu verlangen ſchien, aufs Schloß begeben, ſondern ſechs und dreißig von ihren Mitgliedern hinſchicken ſollte, die den König nicht verließen. Hr. de la Fayette ſtattete der Verſammlung Bericht von ſeiner Sendung ab. Die Sitzung wurde um drei Uhr nach Mitternacht aufgehoben. Das Volk zerſtreute ſich in die Wirthshäuſer; die in Pelotons zertheilte Armee legte ſich nicht nieder, ſondern blieb untern Waffen; das Regiment Flandern und die Dragoner wurden der Wache der Pariſer Mädchen übergeben, wovon ſie ſich auch nicht trennten. Nachdem die Deputirten weggegangen waren, bemächtigten ſich die Weiber der Halle des Saals der Stände, und brachten daſelbſt den übrigen Theil der Nacht zu. Alle dieſe Weiber kamen beinahe vor Hunger um. Der Präſident gab

den Beckern Befehl, ihnen Brodt zu bringen. Man weiß nicht, wer ihnen das Brodt und im großen Ueberfluſſe Fleiſch, Wein und Brandtewein reichen ließ. Der Tag darauf ſollte noch weit kritiſcher und entſcheidender ſeyn. Man zitterte, wenn man nur daran dachte, daß dieſer Tag eine Menge möglicher Begebenheiten enthielt, die von unzählbaren äußerſt unbedeutenden und jedem menſchlichen Blicke unſichtbaren Urſachen herrühren und durch den Zufall Frankreich ſchrecklich zerrütten, und es mit Trauer und Unglück erfüllen konnten. Gegen ſieben Uhr des Morgens machte ſich der Pöbel auf, begab ſich aufs Schloß, und ſtürzte ſich, entweder weil in dieſem Augenblicke der Verwirrung und Anarchie die Poſten ſchlecht beſetzt waren, oder weil man ihnen keine Gewalt entgegen zu ſetzen und auf ſie zu feuern wagte, in die Gallerie, und bis in die Zimmer. Das Volk hatte es auf die Königinn abgeſehn, es warf ihr ihre Favoriten, ihre Verſchwendungen und ihren Haß gegen die Franzoſen vor. Es erinnerte ſich jenes berühmten Halsbandes, das zwei, ſeiner Meinung nach, Unſchuldige auf den Richtplatz brachte. Seit der Preßfreiheit haben ſchändliche Pasquillen und Schmähſchriften die Königinn der

Nation als eine Fredegunde dargeſtellt, die die einzige Urſach von Frankreichs Unglück wäre. Das Volk irrte in dem Innern des Schloſſes umher, fand daſelbſt noch mehr Nahrung für ſeinen Haß, und ſuchte Gelegenheit ſich an der Königinn und den Gardes du Corps zu rächen. Weiber mit Meſſern bewaffnet gingen voran, und munterten es auf. Sie traten in den Saal der Leibwache der Königinn und gingen grade auf das Zimmer zu, wo die Königinn noch ſchlief. Die Wache habenden Gardiſten wollten ſie an dieſer Thür vertheidigen. Das Volk umringte ſie, griff ſie an; die Banditen mit langen Piken drangen auf ſie ein, und verwundeten einige. Die Gardiſten parirten die Hiebe mit ihren Degen und Bajonettern aus; aber durch die Menge überwältigt, widerſtanden ſie nur mit Mühe, und wurden jeden Augenblick weiter zurück getrieben. Da ſie eben unterliegen wollten, gaben ſie Feuer, das die andere Partei erwiederte. Man hörte von beiden Seiten Flintenſchüſſe. Das Blut rieſelte ſogar an der Thür der Königinn. Der Tumult, das Geſchrei, die Schüſſe weckten dieſe unglückliche Fürſtinn auf. Voll Entſetzen ſprang ſie aus dem Bette, ſuchte ſich im Hemde und halb nackt zu retten, und lief in

das

das Zimmer des Königs. Kaum war ſie aus ihrem Zimmer, ſo zerbrach die Thür und fiel unter den verdoppelten Schlägen der Wüthenden, die ſie ſuchten, ein. Sie floh und hörte im Fliehen Weiber drohend ausrufen: **Sie hat den Staat verrathen, man muß ſie hängen, man muß ſie hängen!** Hr. de la Fayette von dieſen Scheußlichkeiten und ſchrecklichen Unordnungen benachrichtigt, eilte aufs Schloß und zeigte ſich dem Volke, entriß ihren Händen verſchiedne Gardes du Corps, und ſetzte ſich um ſie zu retten ihrer ganzen Wuth aus. Er redete mit den Gardes-Françoiſes und erweckte in ihnen Ehrgefühl und Großmuth; unterdeß wichen und flohen die Gardes du Corps. Das Volk durchſuchte alle Winkel innerhalb und auſſerhalb des Schloſſes, wo es nur Gardes du Corps verſteckt glaubte. Es zog ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Man verfolgte ſie, und ſchleppte ſie wie wilde Thiere in der Stadt und im Park umher; zwei wurden, aller Bemühungen der Pariſer Miliz ſie zu retten ungeachtet, auf den Stufen des Marmorhofs niedergehauen, man hieb ihnen die Köpfe ab, ſteckte ſie auf Piken, und trug ſie in Triumph von Verſailles nach Paris in das Palais-Royal. Auf den Höfen und Treppen ſah

man nur wüthende Menſchen, die lange mit einem abgerundeten und in Geſtalt eines halben Mondes geformten Eiſen beſchlagene Stäbe führten, ein neues mördriſches Gewehr, das zur Zeit der Revolution aus Noth in der Eile gemacht wurde, und womit Paris aus Mangel an Schießgewehren, ſein Volk zur Erkämpfung der Freiheit bewaffnete. Die Hofdamen in der Galerie oder im Ochſenauge, auſſer ſich vor Schrecken und zitternd, ſtreckten flehend ihre Hände zu den Deputirten aus, die in Menge herbei kamen, um die königliche Familie zu retten, und, wo möglich, den raſenden Pöbel zurückzuhalten. Gardes du Corps wurden ergriffen, und vor den Augen der Deputirten und der Damen auf die unglückliche Treppe geſchleppt, wo ihre Kameraden das Leben verloren hatten: ein gleiches Schickſal erwartete auch bereits ſie, als der König erſchien. Er gab dem Volke mit der Hand ein Zeichen, und in einem von Schmerz und Güte durchdrungnen Tone bat er für das Leben und um Gnade für ſeine Gardiſten. Die Wuth des Volks wurde durch die Gegenwart und Stimme des Königs unterbrochen und gleichſam bezaubert. Die Gardiſten entkamen ihren Händen.

Auf dieſe ſchreckenvolle blutige Szene folgte bald ein lachenderes Gemälde. Die Gardes du Corps, die ſich in die innern Zimmer des Schloſſes zurückgezogen hatten, kamen auf einmal wieder zum Vorſcheine. Sie liefen zu den Fenſtern, ſchwenkten ihre Hüte, ſteckten die Nationalkokarde an, und zeigten ſie dem Volke. Zugleich warfen ſie ihm ihre Bandeliere zu, und riefen aus allen Kräften: es lebe die Nation! Das Volk antwortete durch verdoppeltes Rufen: es lebe der König, es leben die Gardes du Corps! Auf Befehl des Hrn. de la Fayette kamen die Gardes du Corps herab, und ſtellten ſich auf dem Platze in Reihe und Glied. Dieſer General ließ ſie in Gegenwart des Volks den Eid ablegen, der Nation, dem Könige und dem Geſetze treu zu ſeyn. Darauf reichte ihnen daſſelbe Volk, das ſie vorher niederhauen wollte, die Hände, und nahm ſie mit Frohlocken auf. Nun miſchten ſich alle unter einander, und umarmten ſich. Die Königin benutzte geſchickt dieſen Augenblick und zeigte ſich mit dem Dauphin. Allein zu Verſailles ſollte ſie die Gunſt des Volks noch nicht wieder erlangen. Sie hörte in dieſem Augenblicke nichts als: es lebe die Nation und der kleine Dauphin und einige Stim-

men, die von St. Cyr ſprachen. Sie begab ſich zurück. Der König übergab in dieſer Zeit der Nationalverſammlung die Artikel der Konſtitution und die Beſtimmung der unbedingt beſtätigten und uneingeſchränkt und ohne Klauſel angenommenen Rechte. Hr. de la Fayette verkündigte dem Volke dieſe große Neuigkeit. Die Luft halte wieder von lautem Ausbruche der Freude und des Beifalls. Während dieſer allgemeinen Zufriedenheit riefen die Weiber, die ſich zunächſt am Schloſſe und vorzüglich auf den Höfen befanden, ſehr vernehmlich: **Es lebe der König, nach Paris. Es lebe unſer guter König. Komm nach Paris guter König, Vater komm nach Paris und verlaß deine Kinder nicht mehr!** Darauf wiederholte die Menge draußen und auf dem Platze dieſe Worte: **Nach Paris unſer guter König: Nach Paris guter König.** Und da man der Gewalt der Wünſche von dreiſſig tauſend Menſchen nicht widerſtehen konnte, ſo erſchien der König auf dem Balkon und mit einer Miene voll Güte und wirklich rührender Offenheit ſagte er: **Meine Kinder ihr wollt, daß ich Euch nach Paris folge, ich wills thun, aber mit der Bedingung, daß ich mich nicht von meiner Gemahlinn und mei-**

nen Kindern trennen darf. Darauf hörte man von allen Seiten. Ja, ja ja! und zum erſtenmale: es lebe die Königinn. Sogleich ſchickte ſich alles zur Abreiſe an, und um das Signal dazu zu geben, und die allgemeine Freude weit umher zu verbreiten, wurde eine Generalſalve aus dem groben und kleinen Geſchütze gegeben. Es war zwei Uhr als der König mit der Königinn, dem Dauphin, Madame premi`ere und Monſieur in den Wagen ſtiegen. Der Zug ging ſehr langſam, und ſie kamen erſt um ſieben Uhr bei der neuen Barriere von Paſſy oder vielmehr bei dem Triumphbogen an, den man an ihre Stelle geſetzt hatte. Eine unzählige Menge Menſchen waren auf den Straßen verbreitet, Bürger und Neugierige von jedem Alter und Geſchlechte von einem ſo neuen und außerordentlichen Schauſpiele herbeigezogen, bildeten von Paſſy an bis zum Rathhauſe eine doppelte Reihe. Die Armee, die Artillerie-Trains und ein Theil der Weiber auf den Kanonen ſitzend, eröffneten den Marſch. Hierauf folgten funfzig Wagen mit Mehl und Korn, die das Volk in den verſchiednen Magazinen zu Verſailles gefunden und weggenommen hatte. Dieſe Wagen gingen dem königlichen unmittelbar voran. Ein

zahlreiches Korps Bürgerkavalerie mit Weibern und Deputirten untermiſcht, umgaben den König und die Wagen des Hofs. Darauf folgten ein durchs andre, zu Fuße und zu Pferde, das Regiment Flandern, die Fiſchweiber, die Dragoner, die Gardes du Corps, die Banditen, die hundert Schweizer und die Mädchen. Um den Mehlwagen herum ſahe man die Heldinnen der Halle zerſtreut mit grünen Zweigen in den Händen; ihre unerſchrocknen Stallmeiſter trugen große Baumzweige, ihre mit Kornähren behangenen Lanzen waren mit Laube geſchmückt, und die ganze Reihe hinunter trug jedes Bajonett ein Brodt, und jede Pike einen Lorbeerzweig. Dieſer Wald von Bäumen mit vielen Flinten und Piken untermiſcht, ſchien ſich durch eine unſichtbare und magiſche Kraft langſam von Verſailles wegzubewegen, um in das ausgehungerte Paris, Mehl Korn und Ueberfluß auszuſchütten. Die ganze Menge erfüllte die Luft mit ihrem Geſchrei und ihren Geſängen. Die Weiber, die vor dem Wagen des Königs hergingen, ſangen ſchmutzige Gaſſenlieder, wandten ſich boshaft lachend zur Königinn und machten allerlei Anſpielungen auf ſie; darauf zeigten ſie mit der einen Hand der in den Straßen verſammelten Menge die

Mehlwagen und mit der andern wieſen ſie auf den Monarchen und ſeine Familie, und ſagten: Gutes Muths Freunde, es wird uns nicht mehr an Brodt fehlen, wir bringen euch den Becker, die Beckerinn und den kleinen Meiſtergeſellen. Hinter dem Wagen ſahe man die gedemüthigten, beſchützten und geretteten Gardes du Corps ihre Freunde umarmen, und brüderlich Arm in Arm mit einem Fiſchweibe oder einem gemeinen Soldaten gehn. Welch ein rührendes, und zugleich groteskes Gemälde! Man ſchaudert, man wird unwillig und man bewundert. Hier kontraſtirt das komiſche und Erhabne, und berührt ſich. Fiſchweiber, die das Schloß zu Verſailles belagert, und den König von Frankreich zum Gefangnen gemacht haben, führen ihn nach dem Rathhauſe, zu den Füßen der Schöppen (echevins) und der Munizipalität ſeiner Hauptſtadt: auf der andern Seite aber ſehen wir hier ein gutes, geiſtreiches und menſchliches Volk, das trunken vor Freude ſeinen König zu beſitzen um ſeinen Wagen herum tanzt, und ſingt; die Bilder der Gleichheit, die Energie der Freiheit: man konnte den König eben ſowohl für den Vater einer Familie mitten unter ſeinen Kindern als für einen abgeſetzten von

ſeinen rebelliſchen Unterthanen in Triumph aufgeführten Fürſten halten; dieſe Begleitung hatte das Anſehn eines Bürgerfeſtes oder eines Saturnals. Nie würden die Callote, die Hogarthe, die Teniers dieſe Gemälde in ihrer fruchtbaren und regelloſen Einbildungskraft gefunden haben. Der König kam um neun Uhr auf dem Rathhauſe an. Er wandte das Geſicht weg, als er zu der unglücklichen und berühmten Reverbere hinauf ſtieg, hinter welcher das Bild eines Königs von Frankreich aus ſeinem Geſchlechte, unter ſeinen Augen wirklich die Kommandanten und Intendanten ſeines Nachfolgers aufhängen ſah. Die Königinn hatte den ſchrecklichen Namen dieſer Laterne ausrufen hören: ſie ſahe ſich auf dem Greveplatze in den Händen eines aufgebrachten Volks, das ſeit vier Monaten ſehr viel Geſchmack an der Laterne gefunden hatte. Sie zitterte und wer würde nicht ſchon bei mindrer Gefahr gezittert haben. Indeß blieb ſie in guter Faſſung und verbarg ihre Angſt. Ueberhaupt wiſſen ſich die Fürſten beſſer zu beherrſchen und zu verſtellen, als die übrigen Menſchen. Sie hielt den Dauphin in ihren Armen. Er war ihr Harniſch, ihre Egide. Sie kam mit einigen groben Flüchen, einigen derben Kraftaus-

drücken und mit der Liebespſalmodie der Demoi=ſellen der Porcherons und der Halle davon. Dieß ausgenommen ging alles von beiden Seiten ſehr gut; und dieß lebhafte, aufgebrachte, aber gute Volk rächte ſich nur durch Lieder auf der Königinn, z. B.

La Boulangere a des ecus
qui ne lui coutent gueres.

Der König und die Königinn wurden mit einer Rede von dem neuen Chef der Munizipalität dem Maire von Paris empfangen. Dieſe Munizipalität hat nichts weiter mit der alten gemein als den Namen. Sie beſteht nicht mehr aus einigen Pariſer Bürgern oder Kaufleuten aus der Straße St. Denis in Schöppenkleidern, die ſich etwa mit der Unterſuchung eines Brunnen oder eines Schlammkanals beſchäftigten und von einem Prevot der Kaufleute oder einem Polizeilieutenant Befehle erhielten. Das Rathhaus iſt jetzt der Mittelpunkt, wo ſich die Macht der ſechzig verbündeten Republiken vereinigt. Dieſe waren es, die die Revolution anſtifteten, ſie ziehen das ganze übrige Königreich in ihre Demokratie hinein, ſie gaben demſelben ein Beiſpiel, haben Einfluß auf die Reichsſtände, und bereiten Frankreich ein neues Schickſal zu. Es iſt

doch ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen einem Schlammkanal und der Eroberung Verſailles und des Königs.

Das Schloß der Thuilleries, das die Königinn bewohnte, wenn ſie nach Paris kam, war zur Wohnung des Königs und ſeiner Familie fertig. Sie ſchliefen daſelbſt und wohnen vorjetzt noch ſo lange da, bis die eigentliche königliche Reſidenz das Louvre eingerichtet und ausgebeſſert iſt, wenn anders der König das der Stadt gethane Verſprechen hält, ſeine dauernde Reſidenz daſelbſt aufzuſchlagen. Eben die Pariſer Nationalmiliz und eben die Gardes françoiſes, von denen die Baſtille eingenommen und die Bürger und Diſtrikte ſo mächtig unterſtützt wurden, um die Hauptſtadt der abſoluten Herrſchaft des Königs zu entziehn, hatten die Wache bei ihm. Den Tag darauf und die folgenden Tage war der Garten voll von den Pariſer Einwohnern, ihre Augen auf den Balkon und die Fenſter des Schloſſes geheftet. Auf das Dringen des Volks zeigten ſich hier der König, die Königinn und der Dauphin eins ums andre. Ich befand mich auch unter der Volksmenge. Ein König von Frankreich, der in ſeiner Hauptſtadt ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte, war etwas, das

nothwendig wegen ſeiner Neuheit, die Neugierde erregen muſte. Ich kam eben daſelbſt an, als die Gardes du Corps zum erſten male aus den Thuillerien kamen. Sie gingen einer hinter dem andern nahe bei der Reitbahnthür vor mir vorbei. Sie waren bleich, entſtellt, und trugen noch auf ihrem Geſichte alle Zeichen des Schreckens und der Angſt, worin ſie die Nacht vorher geweſen waren. Verſchiedne hatten eine Bürgergrenadier-Mütze auf, und ein jeder von ihnen gab einem Soldaten von der Nationalgarde den Arm. Ohne dieſe Bedeckung hätten ſie ſich nicht in Paris wagen dürfen. Sie wollten ſich daher mit dem Palais-Royale wieder ausſöhnen, wovon ſie auch mit den lebhafteſten Freudensbezeugungen und aufs brüderlichſte aufgenommen wurden. Auf den Straßen von Paris, in den Thuillerien und in dem Palais-Royal traf man nichts als Fiſchweiber an, mit Bändern geſchmückt, mit rothem und glühendem Geſichte, trunken vom Weine und vom Siege. Sie umarmten die vorübergehenden, ſuchten ihren Mund und ihren Geldbeutel auf, und ſetzten beides in Kontribution. In dieſer doppelten Abſicht gingen ſie truppweiſe in die Häuſer. Allein die Obern der Halle erklärten ſich auf dem Rathhauſe öf-

fentlich gegen dieſe Unſittlichkeit, und verſpra- chen dieſe Untergebenen wieder in Ordnung bringen zu laſſen, und eine ſtrenge Polizei an ihnen auszuüben. Der Maire und der Bür- gerrath bezeigten ihnen ihren Beifall, und zur Belohnung für ihren patriotiſchen Eifer ſind ihre Namen auf eine auf dem Rathhauſe auf- gehangene Tafel geſchrieben. Dieſe Weiber üben eine große Herrſchaft über das niedrige Volk in ihren Quartieren aus. Nicht lange nach der Revolution vom letzten Juli hielten es der Maire und die Stadt nicht für unwürdig, ihnen eine Deputation zu ſchicken, um ſie zu bitten, die Bürger zur Eintracht zu ermahnen, und Ruhe und Friede unter ihnen zu erhalten. Die Vereinigung der verſchiednen Hallen hat zu allen Zeiten zu Paris eine Art Republik ge- bildet, die mitten unter den Spionen und ſelbſt unter der Geißel des Deſpotismus ihre freie Sprache erhalten hat. Sie hat mehr als einmal die Könige und Miniſter hintergangen, und ihnen mehr als eine Wahrheit vorgeſungen und vorgeſagt. Auf die Art hat die Halle, die immer frei war, wenig durch die Revolution gewonnen: ſie iſt geblieben, was ſie war. Sechs dieſer von ihrem Korps deputirten Wei- ber kamen den Tag darauf um dem Könige und

der Königinn ihr Kompliment zu machen. Sie wurden wie jede andre Deputation mit Achtung aufgenommen. Sie redeten mit den Souverainen und den Hofleuten eben ſo frei und ungezwungen als mit jedem andern. Sie waren weder furchtſamer noch dreuſter bei Ludwig XVI. ſeit der Revolution, als ſie es bei Ludwig XIV. würden geweſen ſeyn, da er ſiegreich von ſeinem Feldzuge aus Holland zurückkehrte. Man freute ſich am Hofe ſehr über ihre ungezwungene Luſtigkeit und ihre witzigen Antworten. Man bewunderte ihre politiſchen Bemerkungen und ihren vorzüglich geſunden Verſtand. Welches andre Volk als die pariſer würde die Originalausdrücke Becker und Beckerinn gemacht haben? die um ſo luſtiger waren, weil man ſie wahr fand; denn von dieſem Augenblick an fehlte es in Paris nicht mehr an Brodt. In allen Läden war Ueberfluß, und was merkwürdig iſt, alle Becker ſagten, daß ſie ſeit der Ankunft des Königs etwa zwei Drittheil von dem bücken, was ſie vorher gebacken hätten, und daß ſie immer noch was übrig behielten. Dieſe Vermehrung des Brodts war ein Wunder, das die Gegenwart des Königs bewirkte. Allein das Wunder dauerte nicht lange; der Ueberfluß verſchwand nach einigen Tagen. Wer

ſollte es glauben! mit Brodt kann man zu Paris eine Revolution anſtiften und unterdrücken. Von Brodt hängt das Schickſal der Monarchie ab. Der Pariſer iſt ein ſtarker Brodteſſer. Auf Brodt gehen alle ſeine Wünſche; er zittert immer vor dem Mangel deſſelben, und weiß es nicht wie in England und Deutſchland durch Wurzeln, türkiſchen Weitzen, Kartoffeln, Reis, ſelbſt nicht einmal durch Rocken zu erſetzen; er muß feines Weizenmehl und weiſſes Brodt haben. Nimmt man ihm dieß, ſo ſchreit er über Hungersnoth, und iſt wüthend. Brodt iſt alſo die empfindliche Seite des Volks, die diejenigen, welche große Unruhen zu Paris ſtiften wollen, nur berühren dürfen; und ſeit der Revolution haben die Misvergnügten nur durch Brodt Tumulte zu erwecken und das Volk zu empören geſucht. Man wirft ihnen vor, ſie wären bei einer reichen Erndte die Urſache des Brodtmangels. Sie hätten nämlich das Korn aus Frankreich gehen laſſen, die Provinzen und Eigenthumsherrn wegen ihrer eigenen Bedürfniſſe in Furcht geſetzt, die Proviantvorräthe zu Paris geplündert, und das Brodt bei den Beckern aufgekauft und es in die Erde geſcharrt oder in den Fluß geworfen. Man ver-

ſichert, daß man an dem merkwürdigen Tage des 5ten Oktobers eine ungeheure Menge Brodt in den Netzen von St. Cloud gefunden habe.

Von der Revolution, die in dieſer Epoche vorging, haben wir bis jetzt nur das Aeuſſere und Oberflächliche geſehn. Ein ausgehungertes, ein beleidigtes Volk, das wegen Brodt und um ſich zu rächen nach Paris läuft. Es würde eben ſo intereſſant als belehrend ſeyn, auf die Urſachen zurückzugehn, und die verſchiednen Triebfedern zu unterſuchen, die eine für das gegenwärtige und künftige Schickſal Frankreichs ſo äußerſt wichtige Begebenheit hervorbringen konnte. Dieſe Urſachen ſind uns unbekannt. Wir wollen ſehn, ob Muthmaßungen und eine genaue Auseinanderſetzung uns ein Mittel geben, dieſen Schleier ein wenig aufzuheben. So konnten erſtlich jene ſcheinbaren Urſachen auch wohl wirkliche Urſachen ſeyn, und unter dieſer Vorausſetzung wäre denn die Begebenheit, die uns beſchäftigt, nichts als eine ganz natürliche Folge von der durch die Hungersnoth und das Feſtin der Gardiſten des Königs veranlaßten Gährung des Volks. Der Brodtmangel könnte ſtrenge unterſucht, ganz andere Urſachen als die von mir angeführten zum Grunde haben. Er läßt ſich nämlich

herleiten aus der Unordnung und Verwirrung des Reichs, aus dem daraus entſtandnen Hinderniſſe des innern Geldumlaufs, aus Gefahren, die nun mit dem Kornhandel verbunden waren, ſeitdem das Volk einige blutige Executionen unter dem Vorwande des Aufkaufens vorgenommen hatte, und endlich aus der Zerſtörung der künſtlichen Maſchiene, wodurch Paris Lebensmittel erhielt, und deren Triebfedern nur einigen Agenten der Regierung bekannt waren, welche entweder die Flucht ergriffen hatten oder nicht mehr exiſtirten. Eine zweite Muthmaßung wäre folgende: Die Misvergnügten, der Adel, die hohe Geiſtlichkeit, und die Parlamenter hatten ſich vereinigt: befeſtigt durch ihre Verbindung wurden ſie mit jedem Tage kühner. Schon ſuchten ſie offenbar genug die Operationen und Arbeiten der Nationalverſammlung lächerlich zu machen. Eine geheime Freude leuchtete ihnen allen aus den Augen, und verrieth ihre Hoffnung zu einer bevorſtehenden Revolution, die dem Staate ſeine vorige Geſtalt und dem Könige ſein Anſehen wieder geben ſollte. Alles dieß war die Urſache der militäriſchen Feſte in den beiden erſten Tagen des Oktobers. Der König umgeben von den Großen und der Geiſtlichkeit, ihren Rathſchlägen überlaſſen

und

und für alle ihre Eindrücke empfänglich, ſtand ſehr im Verdachte, daß er nach Metz fliehen, ſich in die Arme ſeiner Armee werfen, und mit Gewalt die Wiederherſtellung der alten, von den Repräſentanten der Nation angegriffnen Vorrechte ſeiner Krone bewirken wollte. Die Ausführung dieſes Projekts zerſtreute dann die Reichsſtände, zog den Bankerot nach ſich, und ſtürzte Frankreich in alle Schrecken eines Bürgerkriegs. Was ſollte Paris in einer ſolchen kritiſchen Lage thun und welche Parthei der Politik und Klugheit gemäß ergreifen. Dieſe Stadt bewaffnete ſich zuerſt, gab zuerſt das Beiſpiel, und ſchenkte der öffentlichen Sache die erſten Vertheidiger. Ihre Bürger opferten dem Vaterlande ihr Leben auf. In ihrem Schooße wehten die ſechszig Standarten der Freiheit. Sie wurde die Befreierinn des Königreichs. Sollte ſie nun dieſe ſo wichtigen Vortheile dem Ungefähre anvertrauen? Sollte ſie ihr Werk wieder umſtürzen laſſen? Sollte ſie mit Gleichgültigkeit das Innere Frankreichs von ſeinen eignen Kindern zerfleiſchen ſehn? Sollte ſie dem Deſpotismus Zeit laſſen, Mittel zu ſammeln, ſeine Rache zu vollziehn? Was ſollte ſie thun? Alles was wir geſehen haben. Sie mußte die geheime Urſache alles deſſen ſeyn,

was geſchehen iſt, die unſichtbare Triebfeder ei-
ner zweiten Revolution, die als die nothwen-
dige Ergänzung der erſten angeſehn wird. Sie
mußte das Brodt vermindern: mußte durch ei-
ne veranſtaltete Hungersnoth die Unzufrieden-
heit des Volks erregen: mußte Gerüchte in
den Diſtrikten verbreiten, und heimlich den
Saamen zum Aufruhr ausſtreuen: mußte ſich
der Truppen zu Verſailles verſichern, das Re-
giment Flandern zu gewinnen ſuchen; mußte
Straßennymphen mit Bankonoten bewaffnet da-
hin ſenden. Dieſe mußten Befehl erhalten,
die Soldaten mit Gold und Wolluſt anzugreifen,
zwei Arten Waffen, die ihre Wirkung nicht
verfehlen, und ſogar getrennt für Menſchen
und beſonders für Soldaten unwiderſtehlich ſind.
Bezahlte Fiſchweiber, beſoldete Banditen und
das auf eine geſchickte Art aufgewiegelte Volk
mußten ſich haufenweiſe nach Verſailles bege-
ben, und um dieſen gefährlichen Strom in
ſeinen Ufern zu halten und ihm nur gerade
den, zu dem beabſichteten Zwecke nothwendigen
Grad von Wirkung zu erlauben, mußte Paris
den Zug durch ſeine Armee begleiten und bewa-
chen laſſen. Eine dritte Vermuthung, eben
ſo wahrſcheinlich als die beiden erſten, iſt die,
daß alle die Begebenheiten vom 5ten und 6ten

Oktober durch die Ariſtokratie der Prieſter und des Hofes vorbereitet, herbeigeführt und erkauft waren. Sie hofften durch dieſen Aufſtand den König in Schrecken zu ſetzen, ihn dahin zu bringen ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, einen Bürgerkrieg dadurch zu erregen, die Nationalverſammlung auseinander zu ſprengen, das kaum angefangene und noch wankende Gebäude der Konſtitution umzuſtürzen, und eine der vorhergehenden entgegengeſetzte Revolution zu bewirken, die Frankreich wieder in denſelben Zuſtand würde verſetzt haben, woraus es ſich im Monate Juni mit ſo vielem Ruhme und Glücke herausgeriſſen hatte. Dieſer Hypotheſe zufolge hätten alſo die Ariſtokraten, ohne das Anſehn zu haben, durch ihre Abgeſchickte Paris in Hungersnoth verſetzt, das Volk aufgewiegelt, die Diſtrikte empört, die Soldaten verführt und die Straßenräuber erkauft.

Die vierte Vermuthung geht auf den Herzog von Orleans; der in dieſem Falle alles, was wir der Verbindung der Ariſtokraten zuzuſchreiben haben, allein ausgeführt hätte. Es konnten geheime Abſichten ſeyn, warum er als demüthiger und beſcheidner Deputirter der Nationalverſammlung, als ſimpler Edelmann von Crepy in Valois Inſtruktionen und Grund-

ſätze von Gleichheit bekannt machte, ſich durch Wolthaten und Freigebigkeit der Gunſt des Volks bemächtigte, ſich der Sache deſſelben annahm und ſein Intereſſe vertheidigte. Viel-leicht hatte er um nur einen glücklichen Augen-blick abzuwarten, und geſchickt die Gelegenheit zu benutzen, ſich dem Volke als den Verthei-diger ſeiner Rechte, als ſeine einzige Hoffnung und Zuflucht zu zeigen, überall den Samen zur Unruhe und zur Zwietracht ausgeſtreut, und zur Entſtehung der Anarchie beigetragen. Sein ganzes Betragen ſeit einem Jahre war vielleicht nichts als verſteckte, durch Ehrgeiz angeſpon-nene und unter dem Schleier der Popularität verhüllte Verrätherei. Vielleicht hatte er, um ſich einen Anhang zu verſchaffen, und ſich auf den erſten Platz emporzuſchwingen, die Na-tion, den König, das Volk und die Großen betrogen, verrathen, zwanzig Millionen auf-geopfert, und ſein Vermögen in Unordnung gebracht. Man ſagt, allein ohne alle Wahr-ſcheinlichkeit, daß er, im Fall es jenen von Pa-ris nach Verſailles getriebenen Zwitterhorden gelungen wäre, den König in Schrecken zu ſe-tzen, ihn zur Flucht nach Metz zu bewegen, auf dem Wege in gewiſſen Entfernungen Hin-terhalte verſteckt hätte, damit der König, wenn

er ja dem erſten entkäme, doch dem zweiten und den folgenden nicht entgehen könnte. Sein Plan ſey nämlich geweſen, den König, die königliche Familie, und alle Gardes du Corps, die ſeine Bedeckung ausmachen würden, nieder hauen zu laſſen. Es befanden ſich damals ſehr viele Gardes du Corps zu Verſailles. Nie war eine Lage bedenklicher als die ihrige, nie war jemand auf einmal von ſo vielen Schlingen umgeben und von mehreren Gefahren bedroht als ſie. Den Montag Morgen vermutheten ſie nichts weniger als dieſe Gefahren, und ſie wurden ſogar nicht einmal alle gewahr, die dieſer unglückliche Tag enthüllte. Einmal hatten ſie die Gefahren zu befürchten, wovon ich eben geſprochen habe, wenn ſie anders nicht eingebildet ſind; dann die Rache des pariſer Volks und der bewaffneten Straßenräuber, die an der Spitze deſſelben ſtanden; ferner die Ahndung der Bürgermiliz von Verſailles, die ſie durch ihre Geringſchätzung und durch ihr ſtolzes und hochmüthiges Betragen aufgebracht hatten: und endlich den Haß der Gardes Françoiſes. Dieſe ſahen nämlich, weil ſie nicht mehr die Leibwache des Königs ausmachten, diejenigen mit ſchelen Augen an, die ſich ausſchließungsweiſe dieſes Vorzugs bemächtigt hat-

ten. Alle dieſe Gefahren ſtürmten auf einmal auf ſie los, und umringten ſie. Allein, zufolge der Großmuth, die die franzöſiſche Nation und vorzüglich das Militär ſo ſehr auszeichnet, ſchützten ſie, wenige Augenblicke nachher, eben dieſe Gardes Françoiſes vor der Wuth des Pöbels, und wurden ihre Befreier. Vor der Ankunft der Armee rettete ſie auf eine wundervolle Art die Verwirrung und das üble Zuſammenhängen dieſer unordentlichen Menge und der anhaltende Regen, der das Losbrennen der Kanonen verhinderte. Wir wollen einen Augenblick bei dieſen vier Vermuthungen ſtill ſtehen: dieſe Begebenheit wird einſt zu vielen Konjekturen Anlaß geben. Welche von den vieren iſt Wahrheit? Muß es gerade eine allein ſeyn? Würde es ſich widerſprechen, wenn alle gleich gegründet wären? — Läge aber wirklich allen Wahrheit zum Grunde, dann hätte die Sonne zum erſtenmale eine Verwickelung von ſo ſonderbaren Begebenheiten, Zufällen und Intriguen beſchienen. Welch ein Gemiſch von verborgnen Triebfedern, von gegengeſetzten Abſichten, von Furcht und Hoffnung und entgegenwirkendem Intereſſe. Auch iſt es in der That ziemlich wahrſcheinlich, daß das Volk, welches ſeit einigen Monaten ſeine Kräfte ver-

ſucht hatte, und ſie fühlte, ſich von einem unwill=kührlichen, wenigſtens von der größten Anzahl dafür gehaltnen Triebe nach Verſailles fortreißen ließ, ohne eben ſehr die Folgen davon vorherzuſehn.

Daß Paris und ſeine Diſtrikte vielleicht, wenn ſie ſich das ſchreckliche Unglück dachten, das aus der Flucht des Königs nach den Gränzen entſpringen würde, lebhaft fühlten, wie genau ſein Beſitz mit der Behauptung der neuen Konſtitution und der werdenden Freiheit verbunden ſey.

Daß die Ariſtokraten hingegen ſehr richtig ſchloſſen, man dürfte nur Verſailles mit Gefahren umringen, um den Hof zu zwingen, die Städt zu verlaſſen, und man könnte, wenn der König nur erſt zu Metz den Eindrücken der Prieſter und der Großen überlaſſen und vielleicht von hundert tauſend bewaffneten Edelleuten umgeben wäre, die Armee und mit ihr alles, was man ſeit ſechs Monaten verloren hatte, leicht wieder gewinnen. Auch konnte der Herzog von Orleans, der den günſtigen Augenblick des 14ten Juli verfehlte, ihn den 5ten Oktober wieder zu finden ſich einbilden. In der That, dieß wäre eine ganz neue Verbindung von Begebenheiten. Vier mächtige Urſachen hätten, ohne von einander zu wiſſen, ein

und denſelben Tag, ein und dieſelben Mittel gewählt, um verſchiedne und entgegengeſetzte Wirkungen hervorzubringen. Vier Faktionen, wovon die eine die Abſicht hatte, zu ſtrafen und ſich zu rächen; die andre ſich in der Perſon des Monarchen eines Unterpfandes des Friedens und der Freiheit zu verſichern; die dritte den König zu entführen, um unter ſeinem Namen zu herrſchen; und die vierte ihn zur Flucht zu bringen, um an ſeiner Stelle zu regieren. Dieſe beiden letztern, wofern ſie anders exiſtirt haben, (denn man ſchließt faſt immer auf die Wirklichkeit einer frevelhaften That, wenn ein großes Intereſſe da iſt, ſie zu begehn) mußten ihren Erfolg für gewiß, und ihre Maßregeln für untrüglich halten. Unter hundert Königen in der Lage Ludwigs XVI. würden neun und neunzig geflohn ſeyn. Alles trieb ihn dazu an; ſowohl das Intereſſe ſeiner Sicherheit, als auch das, nach den Vorurtheilen der Könige vielleicht noch weit größre Intereſſe ſeines Anſehns. Man kann vermuthen, daß zu dieſen mächtigen Bewegungsgründen noch das Zureden und Dringen der Königinn, der Großen und aller derer kam, die um ihn waren. Der König widerſtand allem. Die Liebe zu ſeinem Volke war ſtärker als alle Bewegungsgründe;

er fürchtete, es dem Verderben eines innerlichen Krieges auszuſetzen. Seine Aufrichtigkeit und Rechtſchaffenheit waren ihm vielleicht nützlicher als eine argwöhniſche Politik; denn ging er davon, ſo ſetzte er ſelbſt ſeine Krone und ſein Leben aufs Spiel. Die Gutmüthigkeit des Königs rettete Frankreich. Er glaubte mitten unter ſeinem Volke nichts fürchten zu dürfen, er warf ſich den Pariſern in die Arme, und that wohl. Den Tag nach der Ankunft des Hofs in der Hauptſtadt hatte der Herzog von Orleans eine Zuſammenkunft und eine lange Unterredung mit dem Könige. Herr de la Fayette war ihm, wie man ſagt, daſelbſt zuvorgekommen und hatte ſchon im voraus dem Könige die ganze Verſchwörung entdeckt, in ſeiner Gegenwart den Herzog beſchämt und ihn durch Beweiſe überführt, daß er ſelbſt dem Leben des Königs nachgeſtellt habe. Man ſoll dem Herzoge, als er aus dem Kabinette des Königs gekommen wäre, die Unruhe und Beſtürzung aus dem Geſichte geleſen haben. So viel iſt wenigſtens gewiß, der Herzog von Orleans bat den Tag nach dieſer Unterredung die Nationalverſammlung um einen Paß, weil er, wie er vorgab, von dem Könige einen Auftrag nach England hätte; und er reiſete auch noch

denſelben Tag nach London ab. Dieſe ſchleu- nige Abreiſe zwei Tage nach der Revolution zu Verſailles machte ſehr viel Aufſehen, ſetzte ſei- ne Anhänger in Beſtürzung, erweckte den Ver- dacht des Volks, und brachte die Rechtſchaf- nen auf. Zweifel und Ungewißheit beſchäftig- ten die Köpfe und man hatte allerley Vermu- thungen. Der erſte Gedanke, worauf das Volk fiel war, es ſey von dem Herzoge hinter- gangen worden, der im Grunde nichts als ein Ehrgeiziger und ein Verräther wäre. Es ge- rieth in Wuth, und es verſammelte ſich ein Haufen Menſchen um das Palais Royal. Man ließ ſich verlauten, man wolle das Palais Royal, und die dem Herzoge gehörigen Häuſer in dem Garten in Brand ſtecken. Ich hörte ſelbſt, wie dieſer Vortrag geſchah und Anhänger fand. Ich ſah, wie die unglücklichen Kaufleute, die den untern Theil dieſer Häuſer bewohnten, in Beſtürzung geriethen, erſchrokken wurden und den Abend nicht wußten, ob ſie ihre Butiken ver- ſchließen, oder ob ſie auspacken ſollten. Ich ſahe die aufgebrachteſten unterm Volke Pech- fackeln holen.

Den 8ten Oktober begab ich mich nach Verſailles um der letzten Sitzung, die die Ver- ſammlung daſelbſt halten ſollte, beizuwohnen.

Sie hatte beſchloſſen, dem Könige nach Paris zu folgen, und ſich nicht von ſeiner Perſon zu trennen. Das Blutvergieſſen zu Verſailles, die Abreiſe des Herzogs von Orleans, die Drohungen des Volks gegen die Geiſtlichkeit und den Adel, hatten ſehr viele Mitglieder der Verſammlung in Schrecken geſetzt. Mehr als zwei hundert Deputirte, die zu Paris für ihr Leben fürchteten, hatten Päſſe verlangt, um nach Hauſe zu reiſen oder gar das Reich zu verlaſſen. Die Sitzung war ſehr ſtürmiſch. Die Päſſe wurden verweigert, und man gab zu überlegen, daß die einzige Stärke des Königreichs in der Nationalverſammlung beſtünde: daß man durch dieſe Päſſe auf einmal ſowohl die Verſammlung als das Königreich zerſtören, und der Nation ihre letzte Zuflucht rauben würde. Die Edelleute waren die erſten, die darauf drangen, daß das Koſtume, das ſie von den übrigen unterſchied, abgeſchafft, und alle Rangordnung vermiſcht und aufgehoben würde; wahrſcheinlich, damit ſie in gewöhnlicher Kleidung nicht bemerkt würden, und ſich unter der Menge verlieren könnten. Ich führte eine Dame in die Verſammlung, die zuvor noch nie da geweſen war. Der widrige Lärm aller der verſchiednen Stimmen, das wiederholte Geſchrei des Bür-

gerkriegs, das man von allen Seiten hörte, die leidenſchaftlichen und tumultuariſchen Bewegungen von tauſend Deputirten, die ein durchs andre in dem Sale umhergingen, erſchreckten ſie ſo ſehr, daß ich alle Mühe hatte, ſie zurückzuhalten. Sie glaubte, es würde zum Handgemenge kommen. In dieſer Sitzung benachrichtigte die comité des rapports die Nationalverſammlung von den Empörungen in Bretagne und von einer gut geſchriebnen und gut ausgearbeiteten Verordnung des Biſchofs von Tréguier den Bürgerkrieg zu befördern und das ganze Königreich in Flammen zu ſetzen. Der Sohn eines Deputirten der Nationalverſammlung, der aus der Provinz gekommen war, ein junger und naifer Mann, ſetzte ſich neben mir. Ich unterhielt mich mit ihm, und er ſagte mir alles, was er wußte. Er hatte ſich den Abend vorher in die comité des rapports eingeſchlichen und daſelbſt ein Paket bringen ſehn, worauf ein beſonders Blatt lag, das er verſtohlen durchlas. Es ſtand darauf: Herzog von O*** Regent des Reichs, der Graf von M*** erſter Miniſter, der Chevalier von L*** Kriegsminiſter. f) Die gu-

f) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieß Blatt und Paket eine der erſten Feindſeligkeiten der Gegenparthei des Herzogs von O*** war.

ten Bürger zu Paris waren gewohnt in dem Herzoge von Orleans den eifrigſten Vertheidiger der Nationalfreiheit zu verehren, und konnten nicht glauben, daß in ſeiner Reiſe nach London etwas Geheimnißvolles läge, und ſie eine andre als die bekannte und am Tage liegende Urſache hätte. Sie ſagten: Traut dem Adel nicht, er wird dem Herzoge den tödtlichen Streich, den er ihm dadurch verſetzt hat, daß er ſich an die Spitze der Volksparthei ſtellt, nie verzeihn. Alle dieſe ſeinem Ruhme nachtheiligen Gerüchte entſpringen aus Rache, und der Adel breitet ſie aus; und um ſich von dem Verdachte zu befrein, als habe er an den Schrekken und Grauſamkeiten des 5ten und 6ten Oktobers Theil, ſucht er ſie auf den Herzog von Orleans und ſeine Parthei zu ſchieben. Er erfindet, er erdichtet, er verläumdet den rechtſchaffenſten Mann des Reichs. Ich hörte täglich für die eine und die andre Parthei ſprechen; und es iſt gewiß, daß der Adel den Augenblick dieſer Abreiſe wahrnahm, um wüthend gegen den Herzog loszubrechen. Eine Broſchüre unter dem Titel Domine ſalvum fac Regem, worin man ihn erſchrecklich mitnahm, wurde in großer Menge unter das Volk verbreitet. Man ſchenkte ſie im Palais Royal denen, die ſie nicht

kaufen wollten. Alles iſt hier noch dunkel und nichts aufgeklärt. Ich kenne den Herzog von Orleans nicht, aber ich halte ihn mehr für ſchwach als für boshaft. Ich glaube, er hat wollen eine Rolle ſpielen, hat alle vormaligen Eindrücke auslöſchen, ſich mit der Meinung des Publikums ausſöhnen, und ſich an dem Hofe und den Miniſtern rächen wollen, die ihn wegen eines bey der königlichen Sitzung (lit. de Juſtice) 1788 zu heftigen Vortrags nach Raincy verbannten; und vielleicht hat er auch noch die unbeſtimmte Abſicht gehabt, einen günſtigen Zufall zu benutzen, den das Spiel der zahlloſen Begebenheiten aus einer ſo großen Revolution herbeiführte. Ueberhaupt ſind die Menſchen, ſelbſt von dem größten Verdienſte, die gar keinen Charakter haben, nicht zu Kriſen und Revolutionen gemacht. Sie zeigen ſich furchtſam und unentſchloſſen. Sie können keine Parthei ergreifen, ſich nicht beſtimmen. Sie thun nur alles halb. Sie ſchwanken zwiſchen Klugheit und Ehrgeiz. Sie werden leicht verdächtig, aber ſelten überführt; weil ſie nie Kraft haben, untadelhaft oder Verbrecher zu ſeyn. Der Herzog von Orleans iſt für einen Haufen pariſer Iſraeliten, die ihm zugethan blieben, eine Art Meſſias geworden.

Man hört ſie alle Tage ſprechen, morgen kömmt er und er kömmt nicht. g) Ich will hier den Entwurf des Gemäldes, den ich ihnen von dieſer zweyten Revolution verſprochen habe, beſchlieſſen. Es bleibt mir noch die Beſchreibung einer weit intereſſantern übrig, die ich auch einſtmal unternehmen werde; nämlich die, welche nach den beiden Revolutionen vom Juli und Oktober in den Ideen, Meinungen, Grundſätzen, und ſelbſt den Sitten, den Geſetzen

g) Alle Gerüchte, die ſich von ihm in der Hauptſtadt verbreitet haben, alles was man von ihm geſagt hat, widerlegt ſich ſchon durch ſich ſelbſt und durch die Vergrößerung. Seine Zurückkunft nach Paris zeigt das Abgeſchmakte dieſer Gerüchte, und ſchließt der Verläumdung den Mund. Grade jetzt, da dieſer Briefwechſel gedruckt wird, hat die Nationalverſammlung die Unſchuld und den Patriotismus des Herzogs von Orleans anerkannt und ſeinen bürgerlichen Tugenden das vortrefflichſte Zeugniß gegeben: auf die Art fällt meine vierte Vermuthung weg. Das gerichtliche Verfahren des Chatelet wegen der Begebenheiten des Oktobers iſt ſo ſehr als partheilich verdächtig geweſen, daß man geſagt hat, es wäre weiter nichts als ein der Revolution gemachter Prozeß. Geht man alſo jetzt von der völligen Gewisheit aus, daß der Herzog von Orleans bey allem, was er gethan hat, keine geheime Abſichten, keine

und der ganzen politiſchen Konſtitution dieſes Reichs vorging; einer ſo zerſtörten und umgekehrten Konſtitution, daß man in wenigen Monaten, wenn nicht irgend eine neue Bewegung den Lauf deſſen, was einige Wiedergeburt, andre Umſturz nennen, hemmt, von dem Vergangenen nicht die geringſte Spur in dem Gegenwärtigen finden wird.

Ehe ich dieſen Brief ſchlieſſe, will ich noch ein Wort von der Königinn hinzuſetzen.

Bei

beſondern und perſönlichen Bewegungsgründe hatte; und betrachtet man ihn ſeinem Stande zufolge als den erſten Prinz vom Geblüte, dabei als den reichſten Eigenthümer des Königreichs, im Beſitze vortheilhafter Rechte, Privilegien, Landgüter, Apanagen: überlegt man ferner, welch einen ſchrecklichen Stoß ſeine noch ſchönern Vorrechte, ſeine Würden, ſein Rang, ſeine Titel, ſein Vermögen, ſeine Geburt und ſeine Rechte gelitten haben: ſetzt man hiezu noch den Kummer ſeiner Seele, den Verluſt der Ruhe, die Unruhen, die Verläumdung und die Verfolgungen, ſo muß man geſtehn, daß die Geſchichte kein Beiſpiel von größrer Aufopferung, von erhabnerm Uneigennutz aufzuweiſen hat, und daß nie dem öffentlichen Wohl, dem Vaterlande und der Freyheit ein größeres Opfer gebracht iſt.

Beinahe wäre ſie das Opfer dieſer zweiten Revolution geworden. Um die Menſchen zu kennen, muß man ſie frei und mit ihren eignen Kräften gegen das Unglück kämpfen ſehn; zwei Bedingungen, die ſich faſt nie bei Fürſten finden. Auch kennen wir ſie unter allen Menſchen am wenigſten: denn zur Verſtellung aufgezogen, und um ſo weniger frei, da ſie es mehr zu ſeyn glauben, wiſſen ſie gerade das zu zeigen, was ſie nicht ſind, und können ſich nicht zeigen, wie ſie ſind. Einige gewinnen dabei, daß man ſie nicht kennt, andre verlieren. Die Königinn gehört unter die letztern. Die ſchreckliche Lage, worin ſie ſich befand, hat an ihr Eigenſchaften entdeckt, die ihr Achtung und Bewunderung erworben haben; denn die Revolution iſt dem geborgten Verdienſte eben ſo nachtheilig geweſen, als der wahren Größe vortheilhaft. Auf die Weiſe ſind alſo die Fehler, die die Königinn hat begehn können, und wofür ſie ſehr gebüßt hat, nicht die ihrigen; die Tugenden aber, die ſie gezeigt hat, ſind ihr wirklich eigen, nämlich Gegenwart des Geiſtes, Muth, Feſtigkeit, Güte und Verzeihung der Beleidigungen. Der große Irrthum der Fürſten beſteht darin, daß ſie glauben, die ganze Welt denke von ihnen das, was eine

geringe Anzahl eigennütziger Hofleute ihnen bis zum Ueberdruß wiederholt. Auch zweifeln ſie gar nicht, daß dieſer trügeriſche Ruhm ſich nicht über die Mauern ihres Palais erſtrecket. Nur die Stimme des Publikums, nicht die der Schmeichelei, giebt wahren Ruhm. Der gute Name der Fürſten beſteht überhaupt, wie der gute Name der übrigen Menſchen, nur in dem, was ſie nicht hören, und in dieſer Rückſicht hat die Königinn bei der Revolution mehr gewonnen als verloren. Es iſt wahr, ſie hat nicht mehr die traurige Macht, Schmeichler oder Undankbare mit Wohlthaten zu überhäufen; aber ſie hat auch, was bei weitem vorzüglicher iſt, die Achtung des Publikums, den perſönlichen Ruf einer Frau von Charakter gewonnen, die in allem der erhabnen Fürſtinn und der großen Frau, die ihr das Leben gab, würdig iſt.

Paris, den 30. November 1789.

Fünfter Brief.

Ueber verſchiedne Gegenſtände.

An dieſelbe zu London.

Nun werden ſie endlich meinen Brief über die Revolution vom letzten Oktober erhalten. Ich will noch den Brief über die Revolution vom Juli hinzufügen, den ich an unſern Freund von E... zu L... geſchrieben habe, und wovon ich Ihnen durch die Gelegenheit, die ſie mir anzeigen, eine Abſchrift zuſchicken will. Ich glaubte, dieſe beiden Briefe in vierzehn Tagen ſchreiben zu können, aber unbemerkt ſind ſie zu zwei Werken angewachſen, die ich bei mehrerer Muße weniger unvollkommen würde haben ſchreiben können.

Ich bin ein ſehr nachläſſiger Korreſpondent: ſchmälen Sie nur auf mich, ich verdiene es. Ihren Fragen wegen des Einſturzes der Galerien der National-Verſammlung habe ich kein Genüge geleiſtet. Ich wundre mich nicht über das Gerücht, das ſich von dieſem ſonderbaren Vorfalle zu London verbreitet hat. Indeß fällt die Urſache davon auf die Nachläſſigkeit der Zimmerleute. Ich war in der Verſammlung, und ſaß auf einer Tribüne rechter

Hand am nächſten bei der Galerie. Mit Erſchrecken ſahe ich, wie ſich dieſe von Menſchen beladene Galerien auf einmal von den Mauern losriſſen, und auf die Deputirten im Saale herabzuſtürzen drohten. Ihr Einſturz war für die, welche ſich auf den Galerien befanden, faſt eben ſo gefährlich, als für die unten ſitzenden, die dem doppelten Schlage von dem Zimmerwerke und den Herunterfallenden ausgeſetzt waren. Ich zweifelte nicht, daß drei bis vierhundert Menſchen den Augenblick ihr Leben verlieren würden. Es war niemanden zu verübeln, wenn er Argwohn und Verdacht hegte. Ein paniſches Schrecken bemächtigte ſich in dem Augenblicke aller derer, die um mich herum ſaßen. Man glaubte alle Galerien rund in dem Saale herum würden ſich allmählig losreiſſen; oder Bewaffnete, Verſchworne ſtünden dahinter und würden auf die herabfallenden einſtürzen. Alle meine Nachbarn, von denen die meiſten Deputirte waren, verließen eiligſt ihren Platz, und ſtürzten auf eine ſehr kleine hölzerne Treppe zu. Ich verließ meinen Ort nicht, weil ich überzeugt bin, daß es bei ſolchen Unruhen das Klügſte iſt, zu bleiben, und daß ſich faſt immer mehr Gefahr dabei findet, ſie zu fliehen als zu erwarten. Dieſe Bewe-

gung des Schreckens dauerte nur einen Augen=blick; aber ſie war lebhaft. Eine gemalte Leinwand, welche die Galerien bedeckte, und mit Nägeln an der Mauer befeſtigt war, hielt ſie glücklicher weiſe auf, und mäßigte die Hef=tigkeit des Falls. Dieſer Zufall ſtörte die gan=ze Verſammlung, und machte der Sitzung ein Ende. Ich ſah von dem Koridor die Ver=wundeten heruntertragen. Man hatte ihre Anzahl ſehr vergrößert; denn den Tag darauf erfuhr ich, daß ihrer nur fünf oder ſechſe wa=ren, wovon keiner an ſeinen Wunden geſtor=ben iſt.

Einige Tage vorher, nämlich gegen das Ende des letzten Oktobers wohnte ich einer der Sitzungen bei, die wegen des wunderlichen Zuſammentreffens die Seele mit Betrachtungen beſchäftigen und lange im Andenken bleiben. Ich ſah hier einen Mann, der einige Jahre vor den glänzendſten Tagen der Regierung Lud=wigs XIV. geboren, durch die Länge der Zeit vergeſſen, wieder hervorgebracht und auf ein=mal den Repräſentanten, eines damals für nichts gehaltnen Volks, einer ſouveränen Ver=ſammlung dargeſtellt wurde; einer Verſamm=lung, die eben ſo die Reichsſtände als Werk=zeug der Sklaverei fürchtete und zerſtörte als

Ludwig XIV. ſie als Werkzeug der Freiheit würde geſcheut und vernichtet haben. Ich ſah dieſe ſouveräne Verſammlung vor einem armen Knechte vom Gebürge Jura aufſtehn; ſah, wie ſie dem Alter eines Greiſes von 120 Jahren Ehrfurcht bezeigte. Durch dieſe Ehrfurcht bewies ſie, daß ſie zwar wenige Achtung für das Alterthum der Reiche, für alte Staaten und Einrichtungen habe, aber doch wenigſtens in dem einzelnen Greiſe das Alterthum eines Sterblichen zu ſchätzen wiſſe. Der König hatte ihm in Betracht ſeines Alters eine Penſion bewilligt und er war aus dem Innern der Franche-Comté gekommen, um ſich dafür zu bedanken. Ich wollte dieß Phenomen näher ſehn, und ging den Tag darauf zu ihm. Er ſaß in einem Lehnſtuhle beim Feuer, war angekleidet, und ſchlummerte. Seine Tochter und einer ſeiner Anverwandten, der ihn nach Paris begleitet hatte, warteten ſeiner, bewachten und zeigten ihn. Er war ſchon vor 102 Jahren nach Paris zu Fuße gekommen, und er erinnerte ſich deſſen noch ſehr gut. Er hatte eine glückliche Phyſiognomie und ſtark ausgedruckte Züge. So wie ihn ſeine Sinne verließen (er war ſchon taub und blind) ſo nahm Mistraun und Liebe zum Gelde bei ihm zu. Man nahm

ihm ſehr leicht ſein Gold weg, und legte an die Stelle deſſelben kupferne Sous; aber er vergaß niemals, wenn er ſich niederlegte ſeine Taſchen unter ſein Kopfkiſſen zu legen, aus Furcht man möchte ihn beſtehlen. Seine Begleiter hatten wider ihren Willen mitten in die Vorſtadt S. Marceau ziehen müſſen. Sie wohnten daher zu weit entfernt, als daß ſie hätten ſo vielen Beſuch haben können, wie mitten in Paris, auch waren ſie darüber ſehr unzufrieden, ohne die Urſache zu verhehlen. Dieſer Greis war für dieſe guten Leute ein Peru geweſen, und man hatte keine Zeit mehr zu verlieren, dieſe Miene zu benutzen. Sie kamen wirklich in das Quartier des Palais-Royal, wo dieſer Greis endlich aufhörte zu leben, und eine Gewohnheit von hundert und zwanzig Jahren verlor.

Ehe ich meinen Brief ſchließe, will ich Ihnen noch etwas von dem neuen Hofe in den Thuillerien ſagen, wo ich ſeit langer Zeit nicht geweſen war. Ich komme jetzt eben davon her; ich traf daſelbſt eine ſo große Menge Menſchen, wie ich ſie nie zu Verſailles geſehn habe, auſſer bei dem letzten Ludwigs-Feſte. Der ungeheuer große Saal der Gardiſten war ganz angefüllt. Er ſtößt an das Vorzimmer der

Königinn, das eben ſo groß iſt, wo wir eine Stunde blieben. Ungeachtet ſchon eine große Anzahl Paris verlaſſen hatte, ſo war doch die Menge äuſſerſt zahlreich. Zu meiner Verwundrung beſtand ſie faſt blos aus Großen des Reichs; aus Geiſtlichen und Laien. Kommenden Sonntag wird es nicht ſo voll ſeyn; allein man wird daſelbſt eine Verändrung der Perſonen, und immer Leute entdecken, die man vorher noch nicht geſehn hat. Man kann zwanzig Jahre zu Paris ſeyn in der Abſicht den Hof und die Stadt zu ſtudiren, ohne beides kennen zu lernen. Ich für meine Perſon habe mit zwei geſunden Augen und einem guten Gedächtniſſe weder einen Namen noch ein Geſicht behalten können. Es verlohnte ſich wohl der Mühe eben ſo gut in Paris als ehemals in Rom ſeine Nomenklatoren zu haben; ſie würden hier ſehr nützlich ſeyn, und es wundert mich, daß man den Gebrauch derſelben hier nicht einführt. Man gehe nach Berlin, nach Wien, nach Warſchau, nach Petersburg, ſo hat man nach acht Tagen alles, was die Höfe ausmacht, kennen gelernt. Bliebe man auch zehn Jahre da, ſo würde man faſt immer aus ein und demſelben Zirkel kommen. Frankreich aber iſt ſo groß und ſo bevölkert als ganz Deutſchland,

und Deutſchland faßt auſſer zwei Haupthöfen noch vierzig andre Höfe von der zweiten und dritten Ordnung in ſich; und doch hat Wien allein 22 Millionen Unterthanen zu befehlen und bildet gleichſam einen Zentralhof für Deutſchland und Italien. Um über Paris zu urtheilen, um dieſe Königinn der Städte, dieſen Sammelplatz Europa's und des Erdbodens zu ſchäzzen, um ſich eine Idee von ihrer Bevölkerung und ihren Reichthümern zu machen, darf man nur an den Feſttägen auf ihren Straßen und in den umliegenden Gegenden umhergehn, die vierzehn Schauſpielhäuſer beſuchen, und vorzüglich mußte man ſich heute in den Apartements der Königinn einfinden.

Das Diné des kleinen Dauphins konnte kaum durchgetragen werden. Ich habe es des Mittags hinbringen und zurücktragen ſehn, und man hätte glauben ſollen, er hätte es nicht angerührt. Die Königinn war geputzt und in halber Trauer, ihre Miene heiter und lächelnd, aber ich fand ſie verändert; ich hatte ſie in langer Zeit nicht geſehn; ihr Geſicht war lang und mager. Des Königs Miene, Stellung, Benehmen und Figur war wie ichs immer gefunden hatte. Mesdames nehmen ſichtlich ab. Etwas in dieſen Zimmern war mir ſehr auffal-

ſend. Die Sieger und Beſiegten befanden ſich hier ein durchs andre gemiſcht. Ich durfte mich nur umdrehn, ſo ſah ich einen Herzog, einen Biſchof, einen Deputirten der National-Verſammlung, einen Pflanzer von St. Domingo oder einen Kommandeur von Maltha. die Geſpräche kreuzten ſich, die Denkungsarten waren verſchieden, die Meinungen trafen gegen einander, doch ohne zu große Heftigkeit. Die Feinheit und Gegenwart des Hofs mäßigten und vereinigten dem Scheine nach alles. In Paris ſelbſt iſt es nicht ſo. Seit einigen Tagen ſind in der Oper, in dem Klub de Valois erhitzte Köpfe von den beiden Partheien zum Handgemenge gekommen und es ſind acht bis zehn Duelle vorgefallen. Die National-gardes von Verſailles ſind unter ſich getheilt, Die von Notre Dame wollen keine Dienſte thun. Aller Wahrſcheinlichkeit nach werden wir nicht lange ruhig ſeyn. Das ſtolze Parlement von Bretagne iſt vorgeſtern vor die Schranken (barre) gefordert, und wird morgen aus dem Munde des Präſidenten ſein Urtheil hören. Es kömmt mir immer wie ein Wunder vor, wenn ich dieß Reich ohne Gerichtsſtühle, ohne Geſetze, ohne Truppen, ohne Magiſträte ſehe; dieß unermeßliche Land,

wo alle die verſchiedenen Mächte, die die Harmonie deſſelben erhielten, zerſtört oder äußerſt herabgewürdigt und geſchwächt ſind; wenn ich ſehe, ſage ich, wie dieſe große Maſchine ganz allein ohne merkliche Unrichtigkeit in Bewegung bleibt; wenn ich ſehe, daß mitten aus dieſer ungeheuern Anarchie ſo wenige Unordnungen entſpringen. Kurz wir gehen, wir kommen, wir leben in einem Zuſtande der Dinge, worin alles zu fürchten iſt, worin uns jeder Augenblick mit Unglück und Verderben umgeben kann.

Aus dem Gemälde, das Sie mir von der Lebensart in London machen, ſehe ich, daß ſie in allen Hofſtädten dieſelbe iſt. Die große Welt ſcheint von einem Ende Europa's bis zum andern verabredet zu haben, der Natur und dem geſunden Verſtande zum Trotz zu leben; aber ich bin ſehr überzeugt, die vorzüglichen Mitglieder der Gemeinen, die Redner, die Pitt und die vernünftigen Leute zu London leben nicht ſo. Ich fürchte, daß Sie in allen Ihren, ſonſt ſehr intereſſanten Bemerkungen über die Sitten und den Charakter der Engländer, das was nur einer ſehr geringen Anzahl Individuen zukommt, eben ſo auf die ganze Nation anwenden. Dieß iſt ein Irrthum, dem

alle Hofleute ausgeſetzt ſind; ſie ſehn nur ſich: der Hof iſt für ſie alles, und die übrige Welt nichts. Der gute Ton (bon ton) deſſen ſie ſich rühmen, iſt meines Bedünkens ſehr langweilig und von einem ſehr ſchlechten Geſchmacke, und ich weiß nicht, ob das, was ſie gute Geſellſchaft nennen, und die ihrer Meinung nach nur aus ihnen beſtehen kann, nicht die ſchlechteſte iſt. Sollte man wohl glauben, daß irgendwo anders als unter unterwürfigen Nationen dieſe lächerliche und elende ſchwankende Triebfeder, die man Ton nennt, Einfluß haben könnte! Uebertriebe ich die Dinge auch ſo, wie viele Leute hier es thun, ſo würde ich ſagen, daß nichts als eine Revolution, die Engländer zur Natur zurück bringen kann, weil dieſe thörichte Eitelkeit kleiner Seelen ſie ſo weit von derſelben und von der Kraft eines ſtolzen und freien Volks entfernt hat.

Ich wußte wohl, daß die engliſche Politik den König mit allen den Zerimonien umgiebt, die ihm die Achtung und die Ehrfurcht des Volks verſchaffen können; aber Engländer vor dem Thron niedergeworfen, nach einem gnädigen Blicke haſchen, einen ſo großen Werth auf ein einzigs Wort ſetzen ſehn, das ſind Charaktere der Knechtſchaft, die mich in Erſtaunen

ſetzen. Ich möchte beinahe glauben, daß dieß noch ein Ueberbleibſel von jenem Nationalhaſſe ſey, der die Engländer immer bewogen hat, das Gegentheil von dem zu thun, was man in Frankreich thut. So wie wir hier ihre Sitten angenommen haben, ſo haben ſie die, welche wir verlaſſen haben, wieder aufgebracht. — So wie wir unſern König vermenſchlicht haben, ſo haben ſie den ihrigen vergöttert. Indeß hat mir ſie die H. v. B... die die Engländer kennen muß, als Anbeter des wahren Verdienſtes, als Verächter der Titel, der falſchen Größe geſchildert, die ſich in Deutſchland nicht an dieſe Stuffenleiter des Adels, des Ranges und der Würden gewöhnen könnten und dieſe eitele Hierarchie fliehen, um nur den Menſchen zu ſuchen und ihn zu ſchätzen. Wahrſcheinlich hat ſie mit mir von den Engländern im Allgemeinen geredet und das was ſie mir geſagt haben, geht wohl nur auf galante junge Pflaſtertreter und eitle Höflinge.

Paris, den 10. Jenner 1790.

Sechster Brief

an dieſelbe.

Ueber die wahre oder vermeinte Verſchwörung des Marquis de Favras und den 4. Februar 1790.

Keine Revolution iſt ohne Verſchwörung, wohl aber eine Verſchwörung ohne Revolution. Hätte man der Verſchwörung des Katilina nicht vorgebaut, ſo würde ſie dem römiſchen Reiche eine ganz andre Geſtalt gegeben haben.

Die erſte von unſern Revolutionen war eine Verſchwörung des Hofs gegen die Stadt. Die zweite eine Verſchwörung der Stadt gegen den Hof. Jetzt muß ich Ihnen nun noch von einer dritten erzählen, die in ihrem Aufkeimen erſtickt wurde, und in keine Revolution ausbrach, nämlich von einer Verſchwörung der Ariſtokratie gegen die Revolution.

Man bemerkt indeß, daß mit der größern Menge dieſer Exploſionen ihre innre Kraft abnimmt, ihre Nüancen ſchwächer werden und ihre Ausbrüche an Stärke verlieren. Man muß hoffen, daß endlich die politiſche Erde aufhören werde zu beben.

Der Marquis de Favras war der Held und der Märtyrer dieſer letzten Verſchwörung, die glücklicherweiſe nur unter den Gewölben des Chatelet zum Ausbruch kam. Lange hörte man, während der Führung des Prozeſſes dieſe Gewölbe von den furchtbaren Phraſen, den König, H. Bailly, Necker und la Fayette ermorden, wiederhallen. Die National-Verſammlung hatte unter den mehrern Gerichtshöfen, die ein gleiches Recht hatten, die ſogenannten Verbrechen der beleidigten Nation zu unterſuchen, dem Chatelet, wegen der vorher geäuſſerten patriotiſchen Geſinnungen, vor den Parlamentern den Vorzug zugeſtanden. Sie nahm dabei die engliſchen Formeln des Kriminalprozeſſes an, die die Menſchlichkeit zum Beſten des Beklagten diktirte. Dieſe beſtehn darin, ihn durch einen Rath oder Vertheidiger gegen den Irrthum oder die Partheilichkeit der Richter und gegen ſeine eignen Irrthümer zu ſchützen, den Prozeß in Gegenwart des Volks ſelbſt zu führen und die Anklagen zu unterſuchen. Die öffentliche Verhandhabung der Prozeſſe iſt der Schutz des Schwachen und ohne Zweifel das beſte Mittel, ihn dem Einfluſſe des Kredits und des Reichthums zu entziehn.

Ich lernte H. de Favras acht oder vierzehn Tage ehe er arretirt wurde, bei einem Mittagseſſen kennen. Er iſt groß, wohlgewachſen, von bräunlicher Farbe, hat ſchwarze Augen, eine etwas hervorſtehende Habichtsnaſe, ſpricht wenig, hat eine nachdenkende Miene eine glückliche Phyſiognomie, die aber nicht Wort gehalten hat. Nach dem Diné verlohren ſich die Gäſte, wie gewöhnlich, in einzelne Haufen; ich geſellte mich mit H. de Favras zuſammen und unmerklich war ich mit ihm allein. Wir ſprachen ein wenig von den gegenwärtigen Zeitumſtänden, und beſonders von Finanzen. Dieſer Gegenſtand ſchien ihn ganz zu beſchäftigen. Er zog einen von ihm ſelbſt gemachten ſehr weitläuftigen Plan aus der Taſche, wie die Schulden des Staats in zwanzig Jahren könnten getilgt werden. Er hatte ſich die Mühe genommen, die allmähligen Zuſchüſſe nebſt den Intereſſen von Jahr zu Jahr zu berechnen. Ich zeigte ihm, wie er durch die Lehre von den Logarithmen allgemeine Formeln für dieſe Entwickelungen hätte finden und ſich dadurch einen großen Aufwand von Arbeit und Zeit erſparen können. Schwerlich würde man unter dieſer Berechnung der Finanzen und dieſen mit Ziffern angefüllten Blättern ein Ober-

haupt

haupt von Verſchwornen zu entdecken geglaubt haben, falls ihm dieß alles nicht blos zum Deckmantel hätte dienen ſollen.

Er wurde in der Nacht vom 24. Dezember mit ſeiner Gemahlinn, einer gebornen Prinzeſſinn von Anhalt, arretirt. Den Tag darauf durchlief die Nachricht von dieſer Begebenheit ganz Paris. Man beſchuldigte Monſieur, ſtellte ihn an die Spitze der Verſchwörung. Monſieur ſtrafbar oder nicht, fühlte die Gefahr dieſer Anklage, und eilte ſo ſehr er konnte aufs Rathhaus, um ſich zu rechtfertigen. Man ſahe die zweite Perſon des Königreichs gezwungen, ihre Popularität vor dem Bürgerrath zu vertheidigen, ſich feierlichſt als einen Anhänger der Freiheit und der Revolution zu bekennen und ſtolz auf den Vorzug eines pariſer Bürgers zu ſeyn. Nicht lange vorher hatte man ein Paſquill unter dem Titel ouvrez donc les yeux, (Oeffnet die Augen ꝛc.) das darauf abzweckte, das Volk gegen die Nationalverſammlung zu empören, in Paris und in den Provinzen verbreitet.

Der Maire von Paris mußte nicht allein vor ariſtokratiſchen Dolchen auf ſeiner Hut ſeyn; ſondern auch die demokratiſche Parthei ergoß

über ihn den Gift des Neides, und an demſelben Tage, den 24. Dezember, als man einen Verſchwornen arretirte, der ihm nach dem Leben ſtand, bemühten ſich einige Ehrgeizige unter den Repräſentanten des Bürgerraths, ihn von ſeinem erhabnen Platze zu ſtürzen. H. Bailly wurde angeklagt, und mußte ſich vor demſelben Bürgerrathe rechtfertigen. „Man „ſpielt Kabalen,„ ſagte er, „um meine Stelle „zu haben; man verläumdet mich, um mich „bey dem Volke zu ſtürzen. Ich werde ange„klagt, daß ich einen Schweizer halte; ich „fand ihn an der Thür, und ich habe ihn be„halten; daß ich Livrée gebe, die habe ich Ih„nen zu verdanken; daß ich einen Adelbrief ver„langt habe, den hätte ich vor drei Jahren ha„ben können, ich habe ihn nicht gewollt. ꝛc.„

Iſt überhaupt der Ehrgeiz in den Augen der Moral ein Verbrechen, ſo muß man geſtehn, daß er in dieſen ſtürmiſchen Zeiten, wo der Ruhm ſchwankend und die Gefahren gewiß ſind, ein Verbrechen iſt, das ſeine eigne Strafe bei ſich führt, und für ſich ſelbſt büſſen muß. Es iſt beſſer nur Beobachter zu ſeyn, ſich mit dieſem Geſchäfte zu begnügen und hierbei bleibe ich. In dieſer Abſicht ging ich vergangnen

Sonnabend den 30. Jenner aufs Chatelet, wo ich in meinem Leben nicht geweſen war. Man ſollte hier den völligen Bericht von dem Proʒeſſe des H. de Favras abſtatten, und ihn richten. Die Richter kamen des Morgens um halb zehn Uhr an, und gingen erſt um zwei nach Mitternacht aus einander. Mit Mühe drängte ich mich mitten durch den Haufen von Arbeitern und Handwerkern, die ihre Werkſtäte verlaſſen hatten, um auf dem Chatelet ſich ihrer neuen Souveränete zu freuen. Hätte ich ihre Würde auch vergeſſen oder verkennen wollen, ſo würden ſie mich gewiß von ſelbſt daran erinnert haben. Sie ſtellten ſich auf die Zehe, blieſen die Backen auf, um ſich ein wichtiges Anſehen zu geben, und um mich auch wiſſen zu laſſen, daß ich unter Regenten wäre, affektirten ſie Unhöflichkeit und Grobheit gegen mich. Eine Frau ſaß bequem auf der Eſtrade; vor ihr ſahe ich einen Platz leer, ich bat ſie alſo, mich doch dahin durchzulaſſen. Sie ſagte mir ſehr trokken: es iſt kein Platz da, — aber Madam erlauben Sie doch, daß ich zuſehe. — Ja, damit ſie mir wie die andern auf den Füſſen herumtreten. Ich hatte den Hut in der Hand und war ſo unglücklich bei dem Gedränge etwas Puder auf das Kleid ihres Mannes,

der neben ihr ſtand, zu bringen. Zornig dreh=te er ſich nach mir um und ſagte ſehr bitter, ſehen Sie doch, wie Sie mein Kleid zu=richten. Ich hatte alle Mühe unter dieſen Herren meinen Platz zu behaupten, die mir ziemlich deutlich ſagten, daß ich ſie genirte.

Sie wiſſen wahrſcheinlich, was für Ver=brechen man dem Marquis de Favras vorge=worfen hat. Man hat ihn angeklagt, er ha=be den Plan gehabt, den König zu entführen, und mit zwölf hundert Mann Kavalerie nach Peronne zu bringen. Dieſe ſollten durch drei Barrieren hinein dringen und die National=gardes, im Fall ſie ſich widerſetzten, nieder=haun. Er hätte zur Ermordung der Herren Necker, Bailly und la Fayette Meuchel=mörder beſtellen, die Nationalverſammlung aufheben, auf den Grenzen franzöſiſche, ſchwei=zeriſche und ſardiniſche Truppen verſammeln und die ehemaligen Gardes françoiſes, jetzt beſoldeten Nationalgardes, beſtechen wol=len. ꝛc. ꝛc. H. de Favras antwortete: die beiden Werbeoffiziere Turcati und Morel, die ihn dieſes abſcheulichen Komplots beſchul=digt hatten, wären Böſewichter. Sie hätten es mit einander verabredet, ihn zu ſtürzen, um die dem Angeber von dem Bürgerrathe be=

ſtimmten 24 tauſend Livres zu gewinnen. Der Bericht oder Vortrag des Prozeſſes endigte ſich etwa in drei Stunden. Der Anwald des Königs ſtand auf, wiederholte die Sache kürzlich und verurtheilte ihn zum Tode und zur öffentlichen Bußſtrafe. Er ſtockte indem er dieß traurige Urtheil ſprach. Vierzig Richter ſaßen oben im Sale im Kreiſe, der Präſident unter einem Himmel: hinter ihm ein Gemälde des gekreuzigten Chriſtus, und das Portrait des Königs an dem andern Ende des Sals. Nationalgrenadiere hielten innerhalb und auſſerhalb an der Thür Wache. Die Richter gaben Befehl, den Beklagten zu holen. Er kam, vor und hinter ihm ein Detaſchement Grenadiere. Ich ſahe denſelben Favras erſcheinen, den ich kannte und deſſen Todesurtheil ich ſo eben ausſprechen hörte. Sie können leicht denken, wie ſehr ich erſchüttert war. Er war weit ruhiger als ich. Seine Toilette mit Sorgfalt gemacht, ſein Ludwigs-Kreuz gehörig gelegt, weiß gepudert, kein Haar übers andre. Er ſtand vor ſeinen Richtern. Der Präſident nach einer furchtbaren Stille, die immer vor einer groſſen Erwartung vorhergeht, und plötzlich mitten aus dem Tumulte und den gedrängten Haufen eines lärmenden Volks, das in dieſem Au-

genblicke kaum zu athmen wagte, hervorbricht; der Präſident ſage ich, fragte mit einer ernſten Stimme in folgenden Worten. Wer ſind Sie? — Ich bin ein Angeklagter und Gefangner. — Wie heiſſen Sie? — Thomas de Mahy Marquis de Favras. — Wo ſind Sie her? — Von Blois. — Was bekleiden Sie? — Ich bin Obriſter im Dienſte des Königs. — Wo wohnen Sie? (Hier ſuchte er lange eine Antwort, ohne daß ich die Urſache davon errathen konnte) Endlich ſagte er, Place royale No. 21. Wie alt ſind Sie? — Sechs und vierzig Jahre. Setzen Sie ſich. Er ſetzte ſich; darauf befragte er ihn von neuem über die Anklagen des Prozeſſes. Er beantwortete alles mit ſehr vieler Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geiſtes, und blieb dabei, zu behaupten, er habe nie eine Art Komplot gegen die Nation gemacht; alle ſeine Projekte wären nur auf die Niederlande und auf Holland gegangen. Der Beklagte trat ab; ich benutzte dieſe Pauſe, um zu verſuchen, ob ich die wilden Demokraten um mich her etwas menſchlicher machen könnte. Ich ließ mich mit mehrern unter ihnen in ein Geſpräch ein. Ich ſah wohl, daß ſie mich für einen Ariſtokraten hielten. Der Huf- oder Kleinſchmidt, den ich

unglücklicherweiſe mit meinem Hute weiß ge≠
macht hatte, ſtellte ſich auf die Zehe, und
wandte ſich mit einer wichtigen Miene zu mir:
Mein Herr, ſagte er, der Anwald des Königs
hat eine weſentliche Sache in ſeinem Konklu≠
ſum vergeſſen. — Wie ſo, mein Herr. —
Dieſer Mann muß erſt degradirt werden, man
darf ihn nicht mit einem St. Ludwigs Kreuze
hängen. — Ich ſehe nicht ein wozu? —
Ich ſage Ihnen, m. H., hier wurde er hitzig,
er muß ſeinen Adel verlieren, das iſt eine we≠
ſentliche Formalität, die vor der Verurtheilung
vorhergehn muß, und die dieſer unwiſſende An≠
wald des Königs vergeſſen hat. — Aber be≠
denken ſie doch, was heißt denn degradirt wer≠
den, heißt es von dem Adelſtande zu dem bür≠
gerlichen herabſteigen? iſt dieß wirklich die
größte Schande? wie erniedrigend dann für den
Bürgerſtand, der der zahlreichſte iſt, zu glau≠
ben, daß man in einem niedrigern und ſchimpfli≠
chern Stande lebe, wenn man nicht mehr Edel≠
mann ſey. Sie ſehn wohl, daß Sie gegen
ſich ſelbſt entſcheiden. Begreifen Sie doch,
daß Herr de Favras in der Epoche, worin
wir ſind, in dem Sinne, wie ſie es verſtehn,
nicht kann degradirt werden. Im Gegentheil,
degradirt man ihn, ſo läßt man ihn dadurch

ſteigen, weil er ja, ſobald er durch die Degrada- tion in den Bürgerſtand tritt, worin Sie ſind, zu dem herrſchenden Range erhoben wird. Denn meine Herren, ſind Sie nicht jetzt alle Souve- räne? Das Geſicht dieſes Mannes wurde ganz heiter, er ſah mich mit einem von Freude ſtrahlenden Blicke an. Das ſüße Gefühl des Stolzes durchſtrömte ſeine Adern, und ſchwellte ſeine Muskeln an. Einer von den Volon- tairs der Baſtille, die ſich mit ihrer Uniform hineindrängten und ſich überall Platz machten, ſtellte ſich auf die Eſtrade gegen mir über. Er hätte mich beinahe umarmt. Ich wurde bald von dieſen Herren umringt, die mir nun ver- ſchiedne Fragen aufzulöſen gaben. Sie drück- ten mich brüderlich, ſtießen mich freundſchaft- lich mit dem Ellenbogen, und hörten mich wie ein Orakel an. In dieſem Augenblicke aber rief man: Still! Dieß war der Advokat des H. de Favras, der aufſtand um ſeinen Klien- ten zu vertheidigen. Er ſprach drei Stunden und zwar mit Nachdruck. Er ſtellte die Sa- che ſehr geſchickt vor und bediente ſich abwech- ſelnd ſarkaſtiſcher, ironiſcher und oft ſelbſt bitt- rer Wendungen. Meine Nachbarn, wie alles Volk in Paris vorher gegen Favras eingenom- men und aufgebracht, waren ſchon geneigt, ihn

für unſchuldig zu halten. Einige Richter laſſen, um den ermüdeten Advokaten von einer ſo langen Vertheidigung ausruhen zu laſſen, Theile von den Anklagen und Ausſagen her; Einer darunter, las wegen ſeines Alters mit einer etwas undeutlichen Stimme, ſo daß man ihn kaum verſtehen konnte. Ich unterſchied die Profeſſionen leicht an der Kleidung und Stellung. Unter mir ſtand ein Küchenjunge; dieſer ſchrie, weil er den alten Richter nicht hören konnte, aus vollen Kräften, wie im Parterre, lauter. Denken Sie ſich an welchem Orte und unter welchem Umſtänden. Nie war ſeit der Gründung der Monarchie in irgend einem Gerichtshofe Frankreichs eine Sache von größrer Wichtigkeit vorgenommen und unterſucht worden. Es kam hier auf nichts Geringers, als auf den Umſturz des Reichs, auf eine Gegenrevolution an, die das Land mit Blutſtrömen überſchwemmen konnte. Die Richter ſtanden auf und ſprachen leiſe mit einander, die Grenadiere näherten ſich dem Schreier. Ich glaubte, man wollte ihn aus dem Sale bringen, aber nichts weniger, man befahl ihm nur zu ſchweigen: er behauptete, er habe das Recht zuzuhören und folglich auch zu befehlen, daß man vernehmlich ſpreche. Die Grenadiere ſagten zu

ihm, nein, dieß Recht habt Ihr nicht, und dabei bliebs: der Küchenjunge blieb ſtehn, wandte den Kopf weg, und horchte mit verdoppelter Aufmerkſamkeit zu. Ich ſah, daß die Richter, welche weggegangen waren um zu delibriren, nicht zurückkamen, es war ſchon zehn Uhr, und ging daher weg. Ich hörte den Tag darauf, daß man dieß Urtheil bis auf den andern Tag aufgeſchoben hätte.

Seit ſechs bis ſieben Monaten gehen wir von Wunder zu Wunder, und jeder Tag führt irgend eine außerordentliche Begebenheit herbei. Der vergangne Donnerſtag, der 4. Februar, gehört mit zu dieſer Zahl. Dieſer Tag wird in der Geſchichte der Revolution eine große Epoche machen. Die Zahl vier ſcheint eine ſehr glückliche Zahl für die franzöſiſche Freiheit zu ſeyn. Am vierten Mai, Oeffnung der Stände. Am 24. Juni, Unruhen bei der königlichen Sitzung, Vorſpiel der Revolution. Am 14. Juli, Einnahme der Baſtille. Am 4. Auguſt wurde die Lehngerechtigkeit, der Adel geſtürzt. Am 14. Februar kam der König freiwillig in die Nationalverſammlung, und ſtellte ſich an die Spitze der Revolution, vereinigte ſich gutwillig mit der Freiheit und der neuen Konſtitution. Er hielt eine Rede, worin ich ſchon bei

der zweiten Zeile den Stil des H. Neckers erkannte. Der König war gerührt, und was er ſagte, machte tiefen Eindruck. Er verſprach den Misvergnügten ſeine Zuneigung und ſeine Erkenntlichkeit, wenn ſie das Unrecht und den Schaden vergeſſen, den ihnen die neue Ordnung der Dinge machte, und ihr dieß Opfer bringen wollten. Er ſuchte ihren Wetteifer und ihre Großmuth rege zu machen, indem er ſich ihnen zum Beiſpiel aufſtellte. Ich habe auch großen Verluſt erlitten, ich opfre auf und ich thue es mit Vergnügen für das Glück meines Volks! ꝛc. Dieſer Augenblick war das Signal zu den ausſchweifendſten Ausbrüchen der Freude und der Erkentlichkeit in ganz Paris, und wird es im ganzen Königreiche ſeyn. Das Volk begab ſich haufenweiſe in die Kirchen. Das Te Deum wurde zugleich in den ſechszig Diſtrikten, an allen Ecken, auf allen öffentlichen Plätzen und in allen Kirchen geſungen. Bei jedem Schritte traf man nichts als Altäre fürs Vaterland und für die Freiheit an. Da empfingen Pfarrer im Prieſtergewandt, unter Volksrichtern und Offizieren der pariſer Garde gemiſcht, von neuen Fahnen der Nationalmiliz umgeben, auf einmal von allen Bürgern den Eid: der Nation, dem Geſetze,

dem Könige treu zu ſeyn, und aus allen Kräften die von der Nationalverſammlung beſchloßne und vom Könige bewilligte Konſtitution zu unterſtützen. Die Rede des Königs an die Verſammlung ſoll in ehernen Tafeln gegraben und über ſeine Büſte befeſtigt werden. Alle zur Obrigkeit gehörigen Korps haben den Bürgereid der Verſammlung, und alle Mitglieder der Verſammlung haben ihn in die Hände des Präſidenten abgelegt. Einige Deputirte hatten noch Skrupel und wollten Bedingungen hinzufügen, ſie wurden aber ausgeziſcht und gezwungen, ihn unbedingt und ohne Klauſel zu ſchwören. Alle Inſtitute, Kollegien, Seminarien; alle Studenten und Schüler von Paris wurden in Prozeſſion geſtellt und ſagten den Bürgereid her. Dieſer Schritt des Königs, dieſer Tag des 4ten iſt das große Siegel der Revolution. Es bleibt den Unterdrückten und Unzufriednen nichts mehr übrig, als ſich zu unterwerfen oder aus dem Vaterlande zu gehn. Ueberdieß unterſtützen noch die Feſtigkeit der Revolution, die bewaffneten Konfederationen, die ſich in allen Provinzen zur Behauptung der neuen Konſtitution vereinigen und funfzehn hundert tauſend Franzoſen, deren Kriegsgeſchrei iſt, frei leben oder ſterben.

Wenn ich dieſe groſse Begebenheit des 4ten in die ariſtokratiſche Sprache überſetzen wollte, ſo würde ich ſagen: Am 4ten Februar hat ſich der König im Feierkleide in die Verſammlung begeben, um die Dame Konſtitution zu heirathen; nachdem die drei Aufgebote am 24. Jun., am 14. Jul. und am 6. Oktober 1789 publizirt waren. Die prieſterliche Einſegnung iſt von dem Biſchofe zu Autun geſprochen. Den Heirathskontrakt hat H. Nekker, königlicher Notar verfertigt und durchgeſehn, und da beſagter Kontrakt für ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit gehalten wird, ſo ſoll er zum Muſter für die künftigen Notare in eherne Tafeln gegraben werden. Die beiden Eheleute ſind nach pariſer Art mit einander vermählt. In dem Kontrakte, ſagt man, iſt feſtgeſetzt, daſs Gleichheit der Güter unter ihnen ſtatt finden ſoll. Die Ausſteuer der künftigen Gattinn beſteht in Spielzeug, das ihr von den Kindern und Frauen in Paris iſt überreicht worden. Die des künftigen Gatten hingegen in ſeinen Domänen. Was die gegenſeitigen Geſchenke betrifft, ſo verſichert man, in dem Kontrakte wäre es ausgemacht, daſs der eine Theil der Vermählten von dem andern die Krone von Frankreich empfangen und ihm dagegen eine

Nationalkokarde geben ſolle. Der Kontrakt iſt mit vieler Kunſt abgefaßt worden. Die beiden jungen Leute ſollen aus ſehr guten Häuſern ſeyn. Die künftige Gemahlinn iſt eine Tochter des hohen und mächtigen Herrn Maire zu Paris, der in ſeinem Rathhauſe auf dem Greveplatze wohnt, und der Dame Demokratie, die neulich auf den Trümmern der Baſtille in den Adelſtand erhoben und dazu von ihren sechszig Vettern, den Diſtrikten, zu Paris unterſtützt iſt. Der künftige Gemahl iſt der Sohn eines ſehr hohen und ſehr mächtigen Herrn des Schickſals, des Beherrſchers der Götter ſelbſt (man kann von väterlicher Seite einen glänzendern Urſprung haben.) Ich weiß nicht, warum man den Namen der Mutter verſchweigt, ſie lebt nicht mehr. Man ſagt ganz leiſe, ſie hieſſe Madame Nobleſſe und wäre sechs Monate vor ihrem Tode wahnſinnig geworden. Man behauptet ſogar, die Heirath würde nicht vor ſich gegangen ſeyn, wenn ſie an Leib und Geiſt geſund geblieben wäre. Es iſt ausdrücklich in dem Kontrakte feſtgeſetzt, daß im Fall die künftigen Eheleute ohne Kinder ſtürben, der Letzte von ihnen von dem andern erben ſollte. Man verſichert, dieſe Klauſel müßte um ſo nothwendiger in dem Kontrakte

bemerkt werden, da man vorherſähe, daß die künftige Gattin vielleicht kein zur Nachfolge fähiges Kind bekommen würde. Als Grund davon führt man an, ſie ſey keine Jungfer; vielleicht nur boshafte Verläumdung! Man ſagt, ſie ſey ſchon durch die Hände mehrerer Actuarien, Notarien und Advokaten der Provinz gegangen, ſie ſey ſogar zuvor ſchon mehr als einmal Mutter geworden. Bis jetzt aber habe ſie nur Misgeburten und übelgeſtaltete und ſchlecht organiſirte Kinder zur Welt gebracht, ob man ihr gleich ſeit ſechs Monaten von Morgen bis Abend von allen Arten Organiſationen die Ohren müde geſprochen hätte. ꝛc. Sie werden dieſen thörichten Einfall, für weiter nichts nehmen als was er iſt.

Niemand verbindet mit dem Worte Freiheit eine größere Idee und empfindet mehr dabei als ich. Sie werden in meinem Verſuche über die Revolution die politiſchen Grundſätze finden, wovon ich nie abgewichen bin. Sie ſind für den Adel günſtiger als die heutigen Grundſätze, und folglich auch für die Freiheit. Ich habe ſie mit mehrern unterſtützt und mit mehrern Demokraten unterſucht. Einigen unter ihnen gefielen ſie ſo ſehr, daß ſie in mich drangen, ich möchte ſie aus einander ſetzen und

öffentlich bekannt machen; allein dieß geſchah im Monat September, man war noch zu Verſailles, ſeitdem aber iſt alles verändert.

Die Stände haben eben die Gleichheit der Strafen für alle Bürgerklaſſen unterſucht, und auf immer das ungerechte Vorurtheil, wodurch die Schande eines Verbrechers und das Schimpfliche ſeiner Strafe ſich über alle Glieder ſeiner Familie verbreitet, aufgehoben und unterdrückt. Der Diſtrikt S. Honoré hat, um dieß weiſe Dekret zu unterſtützen, die nächſten Anverwandten der beiden Brüder Agaſſe, die wegen Verfertigung falſcher Bankonoten aufgehängt ſind, mit großem Pompe zu bürgerlichen und militäriſchen Ehrenſtellen erhoben.

Eben leſe ich eine Addreſſe an die Provinzen von dem Biſchofe zu Autun; ich habe folgende Worte darin bemerkt: Mag der Haufen der Böſewichter und der Feinde des öffentlichen Wohls uns auch immer verläſtern und Böſes von uns ſprechen. So lange ſie Eure Repräſentanten verläumden, ſeid Ihr frei und glücklich; denn lobten ſie uns, ſo wäre Frankreich verloren.

Sie

Siebenter Brief

an dieſelbe.

Fortſetzung des vorigen, und über verſchiedene andere Gegenſtände.

Ich ſehe Madam, daß die Briefe, die über den Zuſtand Frankreichs an Sie geſchrieben habe, mit vieler Nachſicht geleſen werden, ſelbſt von unſern vornehmen Flüchtlingen, deren Grundſätze doch von den meinigen ſo ſehr abweichen. Ein geſcheuter Mann, ſollte nie etwas von ſich drucken laſſen. Die Preſſe iſt faſt immer die Klippe, woran unſer guter Ruf ſcheitert. Ich kenne wenige Werke, die anfangs, in Geſellſchaft vorgeleſen, gelobt, gerühmt und bewundert, auch nachher noch, wenn ſie gedruckt und öffentlich bekannt gemacht waren, Probe gehalten hätten und nicht geſunken wären. Es ſcheint als ob das Publikum ein Vergnügen daran finde, dieß ephemeren Glück und dieſen vorübergehenden Ruf zu beſtrafen.

Sie fragen mich, was ich von der Verurtheilung des H. de Favras denke; und Madame la Comteſſe de B*** wünſchte überhaupt meine Meinung über dieſen merkwürdi-

gen Prozeß zu wiſſen. Es ſind zwei Seiten bei dieſem Prozeſſe zu unterſcheiden, die bekannte und die unbekannte, und ſchon aus dieſem geheimnißvollen Geſichtspunkte betrachtet, iſt der Tod des H. de Favras, der unter dem Deſpotismus ganz natürlich war, ein großer Fleck und eine ſouveräne Ungerechtigkeit unter der Regierung der Freiheit. In dem öffentlichen Vortrage des Prozeſſes, den ich zwei mal angehört habe, ſchienen mir keine hinreichende Urſachen vorhanden zu ſeyn, den Hrn. de Favras der Freiheit zu berauben, noch weniger fand ich darin gerechte Bewegungsgründe zu einer Verurtheilung. Ich will nicht unterſuchen, ob er ſtrafbar iſt oder nicht; ich behaupte nur, daß Richter jedesmal, wenn ſie einen nicht überführten Angeklagten verurtheilten, einen Angeklagten, deſſen Verbrechen nicht durch die evidenteſten und deutlichſten Beweiſe beſtätigt ſind, einen Unſchuldigen ſterben laſſen. Dieß iſt freilich ſehr ſelten, wenn es auf eine öffentliche Unterſuchung, auf eine Unterſuchung ankömmt, wobei das Volk der Richter, der Richter iſt. Aber hier iſt der Fall der, das Volk war Richter und Parthei und überdieß allmächtig. Unter engliſchen Geſchwornen hätte H. de Favras ſeinen Prozeß nicht verlo-

ren, eine vortrefliche Einrichtung, die man in Frankreich einführen will. H. de Favras konnte vor ſeinem innern Richterſtuhle ſtrafbar ſeyn, aber er war es nicht in den Augen des Geſetzes. Man mußte ihm Gott und ſeinem Gewiſſen überlaſſen. Die beiden Zeugen Turcati und Morel waren nicht unpartheiiſch genug, beſonders da der eine ſein Angeber war. Das alte noch immer gültige Kriminalrecht entſcheidet nach Auſſage zweier Zeugen von übeln Rufe, zweier verworfner Menſchen, für die Todesſtrafe. Sie nennt dieſe Zeugen **nothwendige Zeugen**, weil ſie, im Falle keine andern da ſind, mit dieſen zufrieden ſeyn muß. Sollte man nicht glauben, daß ein ſolches Geſetz aus einem Kodex der Menſchenfreſſer genommen ſey? In keinem Falle muß das Leben eines Menſchen von dem Zeugniſſe zweier ſeines Gleichen abhangen, ſie mögen Laſterhafte oder rechtſchaffene Leute ſeyn.

Seit ſechs Monaten höre ich nichts als von Verſchwörungen reden, und ich habe bei dieſer Gelegenheit die Beſchreibung einer der berühmteſten des Alterthums, nämlich der katilinariſchen nachgeleſen. Es iſt ausgemacht, daß nach den, mit dem Naturrechte übereinſtimmenden Gebräuchen und Geſetzen der Republik

Rom, keine von den mir bekannten Anklagen, ſelbſt wenn man ſie vereinigte, hinlänglich waren um ſich H. de Favras zu verſichern und ihn vor Gericht zu fordern. Die Verſchwörung zu Rom wurde durch einen gewiſſen Q. Curius entdeckt, einen Mann von Geburt, der dabei eitel, kühn, plauderhaft und zu allem fähig war. Seine Geliebte die Fulvia, eine edle Matrone, entlockte ihm ohne Mühe ſein Geheimniß. Sie ſprach davon in Rom, ohne ihren Liebhaber zu nennen. Indeß durfte man den Catilina doch nicht feſtſetzen oder verfolgen. Als Cicero Conſul geworden war, gewann er den Curius durch die Fulvia. Durch dieſe wurde er von allen Planen, von allen Schriften des Catilina unterrichtet, und doch durfte man noch nicht ſeine Freiheit angreifen. Curius benachrichtigte den Cicero, daß man ſein Haus angreifen, hineindringen und ihn ermorden wollte. Cicero ließ für die Verſchwornen ſein Haus verſchließen. Catilina war in Rom und man arretirte ihn nicht. Cicero hatte alle Bewegungen des Catilina beobachtet und verfolgt, hatte die ganze Verrätherei entdeckt, kannte alle Komplotte, und deſſen ungeachtet durfte ſich Katilina doch im Senate zeigen. Er that noch mehr, durch

Cicero's Beredtſamkeit und Dialektik angegrif- fen und in die Enge getrieben, antwortete er ihm mit Drohungen, wurde aufgebracht und überhäufte ihn mit Verwünſchungen. Man arretirte ihn nicht. Nur erſt dann glaubte Cicero ſich zeigen und öffentlich gegen Catilina und ſeine Mitverſchwornen handeln zu können, als es ihm gelungen war, ſich mit allen Arten von ſchriftlichen Beweiſen und Zeugniſſen zu verſehn und zu befeſtigen; als er ſie, einver- ſtanden mit den Geſandten der Allobroger, die die Verſchwörung angezeigt hatten, umringen, ihre Papiere wegnehmen und ſich eines gewiſ- ſen Vulturtius, der Briefe von Lentulus an Catilina zu bringen hatte, bemächtigen ließ. Erſt nachdem er von einer großen Menge Mit- verſchwornen, die ihm alles zu entdecken ver- ſprachen, wenn ſie unter öffentlicher Zuſiche- rung Verzeihung erhielten, das Geſtändniß hatte, nur dann erſt ſahe Rom und ſein Con- ſul den Catilina und ſeine Mitverſchwor- nen als überführt und die Verſchwörung als wirklich entdeckt und bewieſen an. Wel- che Achtung für die individuelle Freiheit und Sicherheit! Man kann nicht umhin beim Leſen des Salluſts eine Vergleichung zwiſchen den beiden Verſchwörungen anzuſtellen; denn

Craſſus, der eine eben ſo wichtige Rolle in Rom ſpielte als der Bruder des Königs in Frankreich, iſt bei der Verſchwörung des Katilina gerade das, was Monſieur bei der des Favras iſt: Beide ſtanden in dem Verdachte, als hätten ſie die Verſchwörung unterſtützt und Antheil daran gehabt; dieß glaubten die Pariſer eben ſo ſehr von des Königs älteſten Bruder als die Römer von Craſſus h) Bis jetzt habe ich nur von dem Theile des Prozeſſes des H. Favras geredet, der öffentlich bekannt gemacht wurde. Es iſt möglich und man glaubt es, ja es iſt wahrſcheinlich, daß noch ein anderer entſcheidender Theil da war, der verborgen blieb und den nur die Richter kannten. Aber wozu dieß Geheimniß? gewiß weil eine Menge reicher und mächtiger Leute in Gefahr gekommen und vielleicht eben ſo ſtrafbar befunden wären als H. de Favras. Wollte man aus Gründen der Klugheit, der Menſchlichkeit und Weisheit nicht ſo viele vornehme Verbrecher ſtürzen, warum opferte man denn einen Mann auf, der es nur für ſie und durch ſie ward? Man mußte entweder allen oder keinem den Prozeß

h) Von Craſſus war die Sache wahrſcheinlich, aber nicht von Monſieur.

machen. Warum hat H. de Favras unter dieſer Hypotheſe allein auf dem Schaffotte die Strafe gelitten, die alle verſchuldet hatten. Seine Hinrichtung hat mir eine unbeſchreibliche Unruhe verurſacht, und noch jetzt kann ich nicht an ſein ſchreckliches Schickſal denken, ohne daß mein Herz aufs empfindlichſte gerührt und meine Seele von Bewundrung durchdrungen iſt. Welch ein Mann! Und welch ein Tod! Alle einzelne Umſtände ſeiner Hinrichtung und ſeiner letzten Augenblicke ſind Ihnen zu London bekannt, und ſchon die Unruhe Frankreichs und die Begebenheiten, die ſich einander verdrängen und ſich mit jedem der dahin ſtrömenden Tage auf einander häufen, haben dieſe weit in die Vergeſſenheit zurückgeworfen. Man glaubte allgemein zu Paris, daß H. de Favras wenigſtens mit dem Leben davon kommen würde. Sein Urtheil wurde ſehr ſchnell geſprochen. Ich war den Morgen ausgegangen, und erfuhr nichts eher davon, als bis ich von mehr als zehn tauſend Mann alle Zugänge zu dem Greveplatze beſetzt ſahe, und eine unzählige Menge Volks auf den Brücken Kaais und Mauern in der Gegend herum vorfand. Ich ſah H. v. Favras auf dem Karn aus dem Chatelet kommen, ihm zur Seite die brennende

Fackel, hinter ihm den Henker. Er hatte ſich gegen den Pfarrer von St. Paul zugewandt, und ſprach mit ihm eben ſo ruhig als wenn er auf ſeinem Zimmer geweſen wäre. Den Tag darauf war ich im Kaffeehauſe de Foi. Ich traf hier zwei Soldaten von der Nationalgarde an, die H. de Favras bis an ſein Ende nicht verlaſſen hatten. Ich erfuhr von ihnen einige Umſtände, die ich nicht gedruckt geſehn habe. Er ſtand nämlich in ſeinem Zimmer, friſirt und angekleidet, mit dem Rücken ans Kamin gelehnt. Er ſchien an nichts weniger als an das ihm bevorſtehende Schickſal zu denken, und nur erſt, als man ihm ſagte, daß er hinab kommen ſollte, war es, als ob er Verdacht ſchöpfte und er machte einige Schwierigkeit. Er wurde in den Torturſaal geführt: man warf ſich über ihn her um ihn zu binden. Er verzog keine Miene. Er wollte ſein Ludwigskreuz keinem andern als einem Soldaten übergeben. Sein Referent ſagte ihm: Ihr Leben iſt ein Opfer, das Sie der öffentlichen Ruhe und Freiheit ſchuldig ſind, und ich habe Ihnen keinen andern Troſt zu geben als den Ihnen die Religion darbietet. Dabei ſchlug er ihm einen Beichtvater vor. H. de Favras antwortete unwillig; von Ihnen? einen Beichtva-

ter? von Ihrer Wahl? er würde mir verdächtig ſeyn. Ich will den Pfarrer zu Paul. Mit dieſem blieb er lange Zeit eingeſchloſſen. Als er zu Notre Dame ankam, ſtieg er mit Feſtigkeit von dem Karn, empfing ſein Verdammungsurtheil aus den Händen des Gerichtsſchreibers, las es ſelbſt mit lauter Stimme, redete zu dem Volke um ſich zu rechtfertigen, und rief den Himmel zum Zeugen ſeiner Unſchuld an. Darauf ſagte er, man führe mich aufs Rathhaus, ich will daſelbſt wichtige Geheimniſſe entdecken. Sie haben ſein Teſtament geleſen. Unvergeßlich ſind darin dieſe merkwürdigen Ausdrücke: **Ich liebte meinen König, ich glaubte ihn in Gefahr. Seine Lage rührte mich aufs innigſte. Mit dieſer Empfindung werde ich ſterben, das iſt mein einziges Verbrechen.** Wie erſchütternd ſind dieſe Worte! Sie führen das Gepräge der Rechtſchaffenheit und Wahrheit bei ſich. Ich weiß, fügte er hinzu, daß das Volk mit heftigem Geſchrei meinen Tod verlangt; wohlan, weil denn ein Opfer da ſeyn muß, ſo will ich eher, daß die Wahl auf mich falle als auf jeden andern Unſchuldigen, der vielleicht zu ſchwach und furchtſam wäre, und den die Gegenwart der Strafe und ei-

nes ſchandevollen, unverdienten Todes in Verzweiflung ſtürzen könte. Ich will alſo Verbrechen büßen, die ich nicht begangen habe ꝛc. ꝛc. In demſelben Teſtamente iſt die Rede von einem großen Herrn, der ihm die größte Unruhe wegen der königlichen Familie geäußert hatte. Der Gerichtsſchreiber hatte Graf de la C… geſchrieben. Warum ſchreiben Sie, ſagte er, einen Namen, den ich Ihnen nicht diktirt habe, löſchen ſie ihn aus, es iſt nicht der Graf de la C… Es iſt ſchrecklich für Sie, für einen Mann im öffentlichen Amte, einen Fehler zu machen und zwar in einem ſolchen Augenblicke! Mehr als funfzig tauſend Menſchen ſtanden ſeit acht Uhr des Morgens gedrängt und über einander auf dem Greveplatze. Um fünf Uhr des Abends entſtand unter dem Volke, das nicht länger mehr warten wollte, ein lautes Gemurmel. Sie ſagten unter andern, man wollte nur die Nacht abwarten, um deſto leichter einen andern Verbrecher des Chatelet unterſchieben zu können. Wäre es einer von uns, hieß es, ſo wäre er ſchon längſt gehangen, aber es iſt ein Marquis, ein Edelmann, und den will man retten. Von jetzt an bis zur Exekution brüllte das Volk beſtändig den Namen Favras, und verlangte ſeinen Tod. Die ſo

oft wiederholten feierlichen Verſicherungen der Unſchuld, die Miene der Redlichkeit des Hrn. de Favras, ſeine Standhaftigkeit hatten den Pfarrer zu St. Paul ſo gerührt, daß er ohnmächtig in die Arme des Delinquenten ſank. Sogar das Herz des Scharfrichters wurde weich; er konnte ſich die Thränen nicht zurückhalten, und als Hr. de Favras oben auf der Leiter war, rief er dem Volke zu, **Mitbürger, ich ſterbe unſchuldig.** Der Henker ſchluchſte, und ſagte zu ihm, **rufen Sie doch lauter, damit man ſie höre;** und H. de Favras wiederholte mit lauter Stimme dieſelben Worte. Der Scharfrichter und der Miſſethäter blieben unbeweglich ſtehen, es herrſchte die tiefſte Stille auf dem Platze. Darauf drehte ſich H. de Favras mit einer himmliſchen Heiterkeit zu dem Scharfrichter, und ſagte: **Thut Eure Pflicht.** Nie erhob ſich wohl jemand mit mehrerer Seelengröße über einen ſo ſchmachvollen Tod. Nie wurde wohl dem Tode mit mehrerm Muthe, mit mehrerer Standhaftigkeit getrotzt. Wenn ein General an der Spitze ſeiner Armee ihm die Stirn bietet, wenn er ihn mit Kaltblütigkeit betrachtet, ſo iſt hierin noch nichts Außerordentliches. Die auf ihn gehefteten

Blicke ſeiner Soldaten, die getheilte Gefahr, die Ideen von Ehre und Ruhm, alles dieß nährt ſeinen Muth; aber, ohne zu erbleichen, die Gegenwart eines Henkers, eines Schafots zu ertragen, die Zubereitungen zu einem gewiſſen und ſchmachvollen Tode zu ſehn, dabei eben ſo ruhig als wäre es in dem Kabinette, zwanzig Seiten zu diktiren, ohne erſchüttert zu werden, tauſende von Menſchen ſeinen Tod fordern hören, das iſt, dünkt mich der höchſte Grad des Heroismus und der Unerſchrockenheit. Hätte er die Abſicht gehabt, die Nation gegen ſich ſelbſt zu bewaffnen, hätte er einen Bürgerkrieg anzuſtiften geſucht, hätte er auf Mord und Blutvergießen, auf den Umſturz des franzöſiſchen Reichs gedacht, ſo hätte er eine wilde Seele gehabt; ſo konnte er das Andenken Catilina's erneuern: aber dieſe Ergebung, dieſe Standhaftigkeit, dieſe unerſchütterliche Heiterkeit: dieſer ſo ganz chriſtliche Tod, laſſen eine ſolche Vergleichung gar nicht zu. Ihre letzten Augenblicke gleichen ſich noch weniger. Wir haben das Ende des Favras geſehn, hier iſt nach dem Salluſt die Beſchreibung des Todes des Catilina: „Vor der Schlacht, die ſein „eignes Schickſal, das Schickſal ſeiner Verbündeten und das Schickſal des Reichs ent-

„ſcheiden ſollte, hielt er eine Rede an ſeine Ar=
„mee. Dieſe Rede iſt ein Meiſterſtück. Sei=
„ne Generale und ſeine Soldaten ſchöpften aus
„ſeinen Augen und ſeiner Rede Muth und Un=
„erſchrockenheit. Sie ſchuf eine Rotte Ban=
„diten zu eben ſo vielen Helden um. Nach
„der Schlacht fand man ſie alle todt, mit dem
„Geſichte gegen das Schwerdt ihrer Sieger zu=
„gewandt. Ihre Leichname bedeckten den Platz,
„den ſie kämpfend eingenommen hatten. Ca=
„tilina ſelbſt wurde fern von den Seinigen, mit=
„ten unter den Leichnamen der Feinde gefun=
„den, ſein letzter Athemzug waren noch Dro=
„hungen gegen ſeine Feinde und in allen ſeinen
„Geſichtszügen herrſchte noch jene Wildheit,
„die ihn im Leben charakteriſirt hatte.„ Man
mag auch H. v. Favras von einer Seite an=
ſehn, von welcher man will, ſo muß doch im=
mer Achtung und Ehrerbietung ſein Andenken
begleiten und ihm ins Grab folgen. Iſt er un=
ſchuldig, ſo müſſen wir zittern, ſo ſtehn wir,
ſo ſteht unſer Leben in den Händen eines jeden
niedrigen Angebers und falſchen Zeugen. Iſt
er ſtrafbar, ſo muß uns ſeine Verurtheilung
eben ſo ſehr in Furcht ſetzen, weil die Beweiſe,
die man öffentlich vorbrachte, nichts weniger als
zureichend und überzeugend waren. Ich bin

geneigt, ihn weder für gänzlich unſchuldig noch für gänzlich ſtrafbar zu halten. Er war ein eifriger Royaliſt; als Soldat, als ein Ritter von St. Ludwigs-Orden, als ein Mann von Projekten, als ein ſtolzer und ſtarker Geiſt, durfte er es ſeyn. Er konnte glauben, der König wäre nicht frei, der Adel wäre unterdrückt und als ein tapfrer Ritter ſey er dazu beſtimmt, Unrecht wieder gut zu machen. Iſt er von Mächtigen mit ins Spiel gezogen worden, iſt er nur bloß ein Werkzeug in ihren Händen geweſen um eine Gegenrevolution zu bewirken: ſo iſt nichts größres, nichts edlers, als daß er ſie durch ſeine Verſchwiegenheit mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckte. H. de Favras hat in ſeinen letzten Augenblicken eine Größe des Charakters, eine Stärke der Seele gezeigt, die ihn zu einem außerordentlichen Manne machte und ihn in die Klaſſe der Helden verſetzte. Vielleicht führt zum erſtenmale die Todesſtrafe des Stricks, die jeden ſchändet, den ſie trifft, das Gepräge einer unſterblichen Größe bei ſich. In jeder Hinſicht wird H. de Favras in den Augen der Nachwelt für ein berühmtes und unglückliches Opfer des Augenblicks, der Umſtände und des Aufbrauſens des Volks gelten. Man behauptet, H. de Favras

würde nie verurtheilt worden ſeyn, wenn die Vorſtädte St. Marceau und St. Antoine ſich nicht verbindet hätten, dieß Opfer vom Chatelet zu fordern. Die Vorſtädte ſollen geſagt haben: beſtraft man dieſen Ariſtokraten nicht, ſo wollen wir es eigenhändig thun, und den Augenblick das Chatelet niederreiſſen und ſchleiſſen; die Richter wären für ihr Vermögen, für ihr Leben beſorgt geweſen. Möchten ſie doch ſo groß gehandelt, und ſich dem Volke gezeigt und ihm geſagt haben: „Freunde, wir haben nicht Beweiſe genug, um den Marquis de „Favras zu richten. Wir würden ſtrafbar „und treulos unſer Amt verwalten, wir würden Eures Zutrauens nicht würdig ſeyn, wenn „wir ihn verdammten. Dieß Verdammungs„urtheil könnte eben ſo gut auf Euch und auf „alle ſolche gute Bürger fallen wie Ihr. Wer „wäre vor dem Schafotte ſicher, wenn wir einen Mann, deſſen Verbrechen nicht bewieſen „iſt, hinaufſteigen ließen? Uebrigens macht „mit uns, was Ihr wollt, wir wollen lieber unſer Vermögen und unſer Leben als unſere Rechtſchaffenheit und unſre Ehre verlieren.„

Es ſcheint als ob dieſer Heroismus des H. de Favras die Volksparthei ein wenig ge-

rührt und aus der Faſſung gebracht hat. Es iſt öffentlich geſagt und ſogar gedruckt worden: Sidney wäre in England für die Freiheit geſtorben und H. de Favras wäre in Frankreich ein Opfer des Deſpotismus geworden. Man hat das Urtheil des Chatelet dadurch zu beſchönigen geſucht, daß man vorgab, es hätten ſeit der Hinrichtung fünf angeſehene Leute, die nicht wollten genennt werden, durch ihr Zeugniß das Zeugniß der Ankläger des H. de Favras beſtätigt. Aus Spott hat man ihn den Sokrates-Favras genennt. Man hat geſagt, ſobald er verlangt hätte, man ſollte ihn zum Rathhauſe führen, er wolle wichtige Geheimniſſe daſelbſt entdecken, ſo hätten ſich mehr als vierhundert Perſonen in Paris zur Abreiſe angeſchickt und Poſtpferde beſtellt.

Seit neun Monaten kommen wir aus einer Beſtürzung in die andre, oder dieſe neun Monate haben uns vielmehr gelehrt, über nichts mehr beſtürzt zu werden. Eben jetzt haben wir einen Mann geſehen, den der Strick verherrlicht hat, und in dieſem Augenblicke zeigt ſich uns einer, der ſein Leben unter der Furcht vor dieſer Todesart hinbrachte, über deſſen Haupte gleichſam das Schwerdt des Damocles ſchwebte, und den man würde aufgehängt haben,

ben, wenn ein wahrlich ungerechtes Geſetz, das kaum durch das letzte Edikt zum Beſten der Proteſtanten aufgehoben wurde, an ihm vollzogen wäre: Es zeigt ſich uns, ſage ich, ein Mann, der vor kurzem zu einer Stelle erhoben iſt, die ſelbſt den Glanz der Königswürde verdunkelt: ein proteſtantiſcher Prediger, ein Apoſtel der Wüſte, wird Präſident der Nationalverſammlung, und während der vierzehn Tage ſeiner Regierung der erſte Mann der Nation.

Ungeachtet der Kriſe, worinn wir uns jetzt in Anſehung der Finanzen und des Geldmangels befinden, ſehe ich doch den Bankerot und eine Gegenrevolution als unmöglich an. Die Munizipalitäten bilden ſich überall mit mehrerer Leichtigkeit, als man es hat hoffen dürfen. Die Konfederationen unter der Nationalmiliz nehmen immer zu, und verbreiten ſich über das ganze Königreich. Hundert und funfzig tauſend Menſchen aus drei verbündeten, und durch den Bürgereid mit einander vereinigten Provinzen haben ſo eben der Nationalverſammlung erklärt, daß ſie, wenn es ſeyn müßte, Gewalt brauchen wollten, damit die öffentlichen Abgaben ganz genau zu dem National- oder königlichen Schatze gebracht würden. Die

Güter ſowohl der ſecular als zu Orden gehöri-
gen Geiſtlichkeit ſollen an die pariſer und an
andre Munizipalitäten verkauft werden, bis
man vierhundert Millionen zuſammengebracht
hat. Die Bankozettel verlieren gegen baares
Geld, das äußerſt ſelten iſt, fünf auch ſechs
Prozente. Die Auswandrung des Adels und
der Reichen hat ein großes Uebel verurſacht:
Künſte und Handel liegen gänzlich darnieder,
das baare Geld iſt aus dem Königreiche gegan-
gen, und die Kapitaliſten und alle begüterten
Leute halten es aus Furcht vor der Zukunft ver-
borgen. Man kann es ſich nicht verhehlen,
daß wir in dem traurigſten Zuſtande ſind. Die
pariſer Kaufleute haben keinen Abſatz, und
Künſtler und Handwerker ſind ohne Arbeit.
Eine unzählige Menge Arme fällt der Stadt
und dem Publikum zur Laſt. Vor einigen Ta-
gen machte Hr. Bailly in der Verſammlung
die Bemerkung, daß Paris, welches die Re-
volution angeſtiftet hätte, grade am meiſten da-
bei litte, und daß alle Provinzen die Früchte
davon einernteten, wenn Paris noch lange in
der durch oberwähnte Urſachen angeführten Er-
ſchlaffung und Unthätigkeit bliebe.

Hr. Necker hat in der That in den Augen
des Volks verloren. Beide Partheien ver-

ſpotten ihn und ziſchen ihn aus. Er hat eine Probe davon gehabt, die ſeiner Eigenliebe äuſſerſt empfindlich ſeyn muß. Der lezte Finanzplan, den er der Verſammlung vorgelegt hat, iſt von der Comité der Finanzen, wobei der Marquis von Montesquieu den Vortrag hatte, gänzlich verworfen. Die Ariſtokraten verabſcheuen ihn als den erſten Urheber der Revolution, weil er dem Bürgerſtande die doppelte Repräſentation hat bewilligen laſſen: und die Volkspartheі macht ihm den Vorwurf, er hätte ſein eignes Werk nicht zu unterſtützen gewagt. Man ſagt, er habe keine von den Eigenſchaften, die in dieſen gefährlichen und unruhigen Zeiten zu der Stelle, die er bekleidet, erforderlich wären: er ſey furchtſam, ſchwach, unentſchloſſen, hart und hochmüthig, ein Mann ohne Charakter, der weiter nichts als Rechtſchaffenheit beſäße: bis jezt habe er nur kleinliche Plane und geringe Mittel bei den Finanzen gehabt. Mit Genie ſey ihm, da er das Zutrauen des Volks in einem ſolchen Grade beſeſſen habe, als vor ihm kein Miniſter, alles möglich geweſen, um die Finanzen und den Kredit wieder herzuſtellen, allein ſeit er das Ruder führte, ſey man nur noch auf einen tiefern Abgrund gerathen. Statt daß er die un-

zähligen Hülfsmittel hätte gebrauchen ſollen, die ihm das unbegränzte Zutrauen des Volks in die Hände gab, hätte er ſich wie ein Mann benommen, der nichts im Großen überſehen kann: er habe ſollen eine ungemein große Wirkung hervorbringen, eine ungeheure Maſſe heben, verſtände aber die Größe ſeiner Hebel nicht zu berechnen. Er habe nur nach und nach die Brüche der verloren gegangnen Kraft kalkulirt, welche alle in einem Augenblicke vereinigt, die Maſſe gehoben, die verlangte Wirkung hervorgebracht und den Staat von ſeinem Verderben gerettet haben würde. Einer von ſeinen großen Fehlern beſtehe darinn, daß er den Unterſchied nicht geſehen habe, der nothwendig zwiſchen den Gläubigern des Staats und zwiſchen denen des allgemeinen Geldumlaufs im Königreiche, der durch alle mögliche Mittel zu begünſtigen war, mußte gemacht werden. Der Handel, die Künſte, die Manufakturen mußten aufgemuntert und in Bewegung geſetzt: alle Kanäle des Umlaufs ſorgfältig unterhalten und ſogleich ausgebeſſert werden, wenn die Revolution einige davon zerſtörte. i) Er verdiene auf keine Wei-

i) Die Engländer wiſſen mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit dieſen großen Mechanismus des Geldumlaufs zu regieren. Er kann mit

ſe wegen der Revolution geehrt zu werden, er habe ſie weder gewollt noch vorhergeſehn: alles ſey für ihn, wie für viele andre, Spiel des Zufalls und des Glücks geweſen; der große Ruhm, den er ſich erworben, ſey wie bei mehrern andern augenſcheinliche Uſurpation. Je mehr ihn das Volk bis zu den Wolken erhoben hat, deſtomehr lächelt es jetzt bei ſeinem ſchnellen Falle. So iſt der Lauf der Welt. Allein aller Tadel, und das, man ſagt, ſollen mich nicht abhalten, der Wahrheit zu huldigen, und ich werde immer in Hrn. **Necker**, den ich nur durch ſeine Handlungen und ſeine Werke kenne,

einer Druck- und Saugpumpe verglichen werden. So wie die ſtärkſten Auflagen das Gold und Silber der Bürger auspumpen, ſo ſchüttets in demſelben Verhältniſſe ein heilſamer Thau wieder ein. Die Bewegung des Stempels druckt das baare Geld, das den Augenblick vorher eingeſogen war, nieder, und treibt es heraus. Die Engländer wiſſen die Einnahmen gegen die nöthigen Ausgaben immer gehörig abzuwägen, ſo daß ſich alle dieſe Operationen einander das Gleichgewicht halten, und in einer beſtändig hin und hergehenden Bewegung ſind. Daher ſind die Engländer der ſchweren Abgaben ungeachtet ein wohlbehaltnes, reiches und induſtriöſes Volk.

einen ſchätzbaren Philoſophen, einen ausge-zeichneten Schriftſteller, und bei dem gewöhnlichen Gange der Dinge, wo es nur auf Ordnung, Oekonomie und Rechtſchaffenheit ankömmt, einen vortreflichen Adminiſtrator ſehen.

Natürlicherweiſe denkt man bei Gelegenheit des Hrn. Necker auch an ſeinen Gegner Hrn. von Calonne. Es iſt ſehr ſonderbar in ein und denſelben Häuſern, den Räuber und die Beraubten zu ſehen; denn ganz Frankreich wirft ihm vor, er habe aufs Gerathewohl die Finanzen des Reichs zerſtreut und verſchwendet; dieß brachte ihn vor die Verſammlung der Notabeln. Dieſe hat den Reichsſtänden, die die Revolution bewirkt haben, alle ihre Rechte abgetreten; er iſt alſo die erſte Urſache davon; an ihm muß ſich alſo dabei der geplünderte Adel halten.

Mitten unter dem ungleichen Kampfe zwiſchen den beiden Faktionen, zeichnet ſich eine artige Athletine aus, die bereit iſt, jeden hitzigen Demagogen, der ſich durch ſtarke Motions berühmt macht, mit ihrer Egide und ihren Reizen zu decken: Es iſt eine Demoiſelle T**, ſie allein iſt mehr von der Demagogie angeſteckt, als die ganze linke Seite des Präſidenten: ei-

ne Art politiſcher Ninon, eine Stütze der Verſammlung, die am Ende jeder Sitzung die Debatten und Dekrete beſſer auswendig weiß, als der Verbalprozeß vom vorhergehenden Tage. Des Abends verſammelt ſie verſchiedene Mitglieder der Verſammlung bei ſich, und man ſagt, ein einziger bliebe immer länger bei ihr, als die übrigen; man ſchwatzt davon, allein die Verachtung und der Widerwille, den ſie bei jeder Gelegenheit gegen die ausübende Macht bezeigt, widerſpricht dieſem Gerüchte, und bringt mich auf den Gedanken, daß dieſer Umgang mit den Deputirten von der Volksparthei blos platoniſch iſt. Da ſich indeß das Frauenzimmer in dieſem Punkte nicht immer ſehr aufrichtig zeigt, ſo könnte man glauben, daß dieſer ſcheinbare Haß nur eine verſtellte Liebe ſey: man iſt nicht ſo leidenſchaftlich gegen gleichgültige Dinge. So eiferſüchtig auch ein Frauenzimmer ſeyn mag, Geſetze zu ſchmieden und zu geben, ſo folgt doch noch nicht daraus, daß die ausübende Gewalt bei Gelegenheit nicht auch ihren Werth für ſie haben ſollte. Daraus vermuthet man, daß alle dieſe Deklamationen bei der Mademoiſelle T*** ein argliſtiges und ſchlaues Mittel ſind, die Anführer der Volksparthei, den Gegenſtand dieſer Beſorgniſſe, zu

gewinnen, um dieſe Macht zu erlangen, wenn ſie auch das erſte Opfer davon ſeyn ſollte.

Vor einigen Tagen hat ſie in eigner Perſon in dem Diſtrikte der Franziskanermönche den Vorſchlag gethan, daß man auf den Platz der Baſtille für die National-Verſammlung ein Palais aufbauen möchte. Sie führt als einen Grund an: „es ſey ſchimpflich, daß man die „ausübende Gewalt in den ſchönſten Paläſten „fände, da hingegen die geſetzgebende, die den „einzigen und wahren Herrſcher vorſtelle, bald „unter Zelten, bald in einer Reitbahn und bald „in einem Ballhauſe wohnte, wie Noa's Taube, die nichts hatte, wo ſie ausruhen konnte.„ Allein die gute Demoiſelle und die guten Franziskaner wiſſen nicht, daß die ausübende Macht grade dadurch alle verlorne Stärke wieder erlangen würde, wenn man ſie unter Zelten wohnen ließe, und daß es das ſicherſte Mittel wäre, der geſetzgebenden Macht alle ihre Kraft zu rauben, wenn man ihr koſtbare Paläſte zu Wohnungen gäbe. Man iſt thätig unter Zelten, und wird eingeſchläfert in vergoldeten Gemächern.

Jetzt etwas von dem vorigen Kaiſer. Es iſt wahr, ſeit drei Monaten hat man ihn, auch in Paris für todt gehalten, und wiewohl es in

dieſer Zeit zu erwarten war, ſo hat mich doch dieſer Tod frappirt. Es iſt mir, als ob es der geſtrige Tag war, als ich ihm Glück wünſchte, daß er den Ruhm des Geſetzgebers dem des Eroberers vorzöge, als ich ihm vorſtellte, wie weit ſüßer und erhabner es wäre, ſich mit dem Glücke der Menſchen zu beſchäftigen, als die Erde an der Spitze einer Armee zu verwüſten. Er hörte mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit zu, miſchte ſelbſt in die Vergleichung beglückender Geſetze und des zerſtörenden Krieges ſo äußerſt ſcharfſinnige Betrachtungen ein, daß ich darauf würde geſchworen haben, er könne nie einen Krieg führen, noch viel weniger ihn anfangen. Ich hielt ihn damals für einen Philoſophen, für einen Weiſen. Nie hätte ich aus ſeinem ehemaligen Betragen vermuthet, daß er von der traurigen und verderblichen Eroberungsſucht angeſteckt ſey; und doch hat ihn ſein Krieg mit den Türken ſo weit gebracht, daß er mitten in der Blüthe ſeiner Jahre dahin ſtirbt; denn ſie wiſſen, daß ſeine Schwindſucht bloß zufällig iſt, und von den Strapazen, den Nachtwachen und der ſchädlichen Luft herrührt. Auch daran war ſeine unbeſchränkte Anmaßung ſchuld. Er hat nie den Werth eines Menſchen gekannt, und er verachtete ſie

nur, weil er ſich allein ſchätzte. Hätte ihm irgend ein dreuſter und aufgeklärter Mann geſagt: „Sire, Sie verlieren die Niederlande, „wenn ſie die Brabander durch die Aufhebung „ihrer Privilegien zur Verzweiflung bringen: „Sie machen ſich ſelbſt unglücklich, wenn ſie „den Krieg in eigner Perſon führen: Thun „Sie zu Wien Ihre Pflicht als König, und „laſſen Sie Laudon die ſeinige gegen die Türken thun;„ ſo würde dieſer Rath, den man ihm gewiß nie hat zu geben gewagt, doch ſein Leben, ſeinen Ruhm und ſein Reich gerettet haben. Hatte er in dem Prinzen von K*** einen verdienſtvollen Mann, ſo fand er ihn ſchon in ſeiner Stelle, er würde ihn ſonſt nicht gerufen haben, er fürchtete ihn, er liebte ihn nicht, und behielt ihn nur als einen alten Abgott ohne Kredit und ohne Einfluß bei, deſſen Orakel er noch aus einem Reſte von Aberglauben zuweilen zu Rathe zog. k) Anmuth und Leichtig-

k) Der Fürſt von K***, der Neſtor der Politiker und Staatsmänner, iſt ein ſehr außerordentlicher Mann, der in der Ferne einen großen Glanz von ſich wirft, und auch noch gewinnt, wenn man ihn in der Nähe ſieht; der ſich ſehr naiv für das hält, was er iſt, ohne Jemanden anſtößig zu werden, und weniger

keit herrſchte in ſeinem Umgang, und er war mehr geneigt zu ſprechen als zuzuhören; er hatte mehr Urbanität und Annehmlichkeit als Menſchlichkeit. Ihm war die Simplizität großer Männer eigen, ohne ihr Genie zu haben. Ich würde ihn wegen ſeiner Thätigkeit loben, wenn es bei ihm nicht ein großer Fehler geweſen wäre, einen Werth darauf zu ſetzen, eher etwas geſchwind als gut zu machen. Er iſt mit einem Anſcheine von Feſtigkeit geſtorben. Hätte er den lebendigen Glauben nicht gehabt, dener in ſeinen letzten Augenblicken äußerte, ſo

deswegen werth zu ſeyn. Schwächen, die nur ihn treffen und ihn nicht entſtellen. Leichtigkeit und Feinheit des Geiſtes, zugleich ein feines Gefühl, viel Richtigkeit und Scharfſinn. Ein großer Herr und der Anhänglichkeit fähig. Erſter Miniſter, den man nur um ſein ſelbſt willen lieben konnte. Es hat weder das Alter das feine Gefühl, noch die Politik die Rechtſchaffenheit bei ihm unterdrückt. Simplizität und Gutmüthigkeit zur Seite der Kunſt ſich in Anſehn und Würde zu ſetzen, welches er zu einem Grade von Vollkommenheit brachte, den vor ihm noch niemand gehabt hatte. Dieſe Kunſt war die Klippe, woran einige Leute ſcheiterten, die mit wenigem Kopfe ihn nachahmen wollten.

würde ich ſagen, er ſtarb als ein Held, aber iſt es ſehr verdienſtvoll, ohne Klagen dieſe Welt zu verlaſſen, wenn man überzeugt iſt, daß man in einer andern weit beſſer und länger ſeyn wird? Ich möchte wiſſen, ob das Blendwerk von Größe auch noch auf einen ſterbenden und gläubigen Kaiſer wirkt, und ob er in dem künftigen Leben etwas mehr zu ſeyn hofft, als der niedrigſte von ſeinen Unterthanen. Ich glaube ſicher, daß dieß der Fall iſt. Die ewige Glückſeligkeit würde vielleicht ſelbſt für die gottesfürchtigen Könige keinen Reiz haben, wenn ſie glaubten, daß ſie mit unter den großen Haufen gemiſcht werden, und keinen Vorzug oder Vorrecht haben würden. Und jene arme Prinzeſſinn von Würtemberg, die ſchon ihre Eltern als Kaiſerinn des Occidents ſich dachten, auf einem goldnen Throne von Edelſteinen glänzend, Geſetze gebend, über vier und zwanzig Millionen Menſchen herrſchend, welch ein Kontraſt! Statt des erhabenſten Ranges ein modernder Leichnam in einem Gewölbe verſchloſſen, wo Millionen Würmer auf eine ſo ſchimpfliche Art über ſie herrſchen. Und dennoch kann man das Leben ſchätzen, und Projekte entwerfen! Dieſe in der Theorie gewöhnlichen und in der Ausübung immer neuen Betrachtungen,

weil ſie wenige Wirkung thun, und die Menſchen in jedem Sinne des Worts darum nicht weniger von dem Wirbel ſtürmiſcher Leidenſchaften fortgeriſſen werden; dieſe Betrachtungen, ſage ich, führen mich ſehr natürlich auf die Revolution und auf alles das daraus entſtandne zu beklagende Unglück zurück. Diejenigen, welche während dieſer heftigen Unruhen grade von den bei der Wiederherſtellung der Ordnung vorfallenden Misbräuchen getroffen werden, leiden dabei, das kann nicht anders ſeyn. Allein deſſen ungeachtet bin ich ganz mit Herz und Seele für die Revolution, und für alles das Glück, das ſie einſt in groſsen Strömen über Frankreich ausſchütten wird. Ich kann dieſem braven Volke, das ſeine Ketten zerbrochen und ſeine Freiheit erlangt hat, meinen Beifall nicht verſagen. Die Plünderungen und die Unterdrückung der Provinzen waren bis zu einem unerträglichen Grade gekommen. Allein ob ich gleich für die Revolution bin, ſo bin ich doch keinesweges für die Uebertreibungen der Nationalverſammlung, weder für die Schnelligkeit ihrer Operationen noch für die gänzlichen Zerſtörungen des alten Syſtems eingenommen. Ich gehöre unter diejenige Anzahl, wovon jene Herren ſagen, daß

ſie ſich nicht bis zur Höhe der Revolution erhoben haben. Ich bin der Meinung Machiavel's, Jean Jacques, Bodin's und Mably, daß die großen Veränderungen in einem Staate langſam bewirkt werden müſſen. Viele der Herren, die jetzt ſchreiben, und an nichts zweifeln, ſtürzen mit einem Worte alle dieſe Autoritäten über den Haufen, und führen das Beiſpiel des gegenwärtigen Frankreichs an, wo man auf einmal alles zerſtört hat, um alles wieder herzuſtellen. Sagte mir ein vernünftiger Mann: wenn ihr von den Thürmen von Notre Dame auf die Erde herab wollt, ſo müßt ihr der geſunden Vernunft und der Klugheit zufolge, zuerſt von der erſten Treppe, hernach von der zweiten u. ſ. f. herabſteigen, bis ihr allmählig unten auf die Erde gekommen ſeid, ſo möchte ich ihm wohl antworten: Wer wollte eine ſo furchtſame Klugheit äußern: geſtern hat uns Hr. Blanchard einen ganz andern Weg gezeigt; er hat die Treppen gar nicht geachtet, und ſich großmüthig von der Höhe des Thurms herabgeſchwungen: in einem Augenblicke war er auf dem Vorhofe, und er befindet ſich, einige Stöße abgerechnet, ſehr wohl. Dieß iſt der Weg, auf welchem man künftig die Thürme von Notre Dame beſuchen

muß. Gegen den Adel gerecht zu ſeyn, ihn nicht zu vernichten, und in allen ſeinen Vorrechten zu erhalten, eine eigne Kammer für ihn zu kreiren, dazu rieth geſunde Politik, dadurch wurde nämlich der Adel für die Revolution gewonnen, wurde abgehalten, aus dem Reiche zu gehen, dadurch die Hinderniſſe, die man hat beſtreiten müſſen und noch beſtreiten muß, um drei Viertheil vermindert; und auf die Art wählte man die Treppe zum Heruntersteigen, und ſtürtzte ſich nicht aus dem Fenſter. Viele Leute glauben, daß in fünf oder ſechs Jahren die Nationalverſammlung nur aus Adlichen beſtehen werde, und ich bin mit ihnen der Meinung: oder die Monarchie wird nicht mehr dauern. Ich gehe noch weiter, angenommen nämlich, daß Frankreich ſich einſt in eine verbündete Republik verwandelt, ſo wird der Adel, der ſehr reich und zahlreich iſt, die vornehmſte Rolle darinn ſpielen, und alles regieren. Auch muß man zugeben, daß ſich große Misbräuche eingeſchlichen hatten, und daß dieſer Unterſchied bald keiner mehr ſeyn wird. Die Menge der neuen Edelleute war den alten nachtheilig, die Regierung hatte mit der Erhebung in den Adelſtand einen ſchändlichen Handel getrieben. Der gute Adel wird

durch die Revolution gewinnen, er wird ſich immer die Achtung des Volks verſchaffen, und wenn er Verdienſt, Menſchlichkeit und Volksliebe beſitzt, einen großen Einfluß und einen Rang erlangen, der weit über dem erhaben iſt, den er vormals nur durch Zwang und mit Gewalt hatte.

Paris, den 25. März 1790.

Achter Brief.

Ueber No. 65. des Courier de Provence des Grafen von Mirabeau.

An den Herrn Baron von E*** zu L*** in der Schweiz.

Es giebt gewiſſe glückliche Einfälle, die erſt mit der menſchlichen Natur ausſterben, von der ſie das lebhafte Bild ſind. Man ſagt ſie nicht mehr, weil man ſie zu oft wiederholt hat; aber wenn man die Menſchen mit einander ſprechen hört, ſo erinnert man ſich ihrer wider Willen und lächelt. Dahin gehört das Wort: Ihr ſeid ein Goldſchmidt H. Joſſe. 1)

Sie

1) Im deutſchen: Jeder Kaufmann lobt ſeine Waare.

Sie ſind eben ſo wie ich ein Bewundrer von Mirabeau und haben ſich auch auf ſein Journal unterzeichnet, ich bin daher überzeugt, Sie werden bei Leſung N. 65. an H. Joſſe denken. Ich theile Ihnen hier einige Bemerkungen darüber mit, die ich anfangs drucken laſſen und an einen unſerer Journaliſten addreſſiren wollte. Ich habe aber meinen Vorſatz geändert und ſie in die Briefe, die ich Ihnen geſchrieben habe, eingeſtreut, und dieſe werde ich nicht bekannt machen, ſo verbindlich auch die Art iſt, womit Sie mich dazu aufmuntern. Dieſe Briefe mögen einiges Intereſſe für meine Freunde haben, allein um ſie dem Drucke anzuvertrauen, müßte ich ſie von neuem umararbeiten und dieſe Arbeit koſtet meiner Trägheit zu viel. Ich müßte vorzüglich ganz die egoiſtiſche Form ändern, die immer auffallend iſt, wenn man mit dem Publikum ſpricht, und die ich in den Schriften eines andern nicht leiden kann. Ich liefre Ihnen dieſe Bemerkungen hier nur in Bruchſtücken, und nicht ausgeführt.

Wenn, zufolge des Blendwerks der gewöhnlichſten Eigenliebe, jeder Menſch geneigt iſt, den Gegenſtand ſeiner Studien, die Geſchäfte ſeines Standes als die wichtigſten zu be-

trachten; wenn er ſich immer gern auf die Spitze der Pyramide ſtellt; wenn mit einem Worte ein jeder ſich insgeheim jedem andern vorzieht, ſo iſt es H. von Mirabeau nicht zu verdenken, daß er ſich ſehr ſchätzt; ja er kann ſich am höchſten ſchätzen, und den geheimen Vorzug, womit er ſich beehrt, merken laſſen, ohne jemanden zu beleidigen. Seit ſechs Monaten legt er in der Nationalverſammlung die ſeltenſten Talente an den Tag; allein durch ſeinen glücklichen Erfolg fortgeriſſen, hat er in ſeinem Courier de Provence No. 65. Seite 3;5. einen Irrthum bekräftigt, der äußerſt gefährlich ſeyn würde, wenn man ihn durch eine Autorität, wie die ſeinige, verewigen ließe, ſo vortheilhaft dieſer Irrthum auch übrigens für H. von Mirabeau ſeyn mag.

Weil er ohne alle Vorbereitung mit der größten Leichtigkeit ſeine Gedanken vorträgt ſo behauptet er, der erſte unter den Menſchen ſey der, welcher am beſten redet. Weil der Ruhm, den er ſich bei der letzten Gelegenheit als Redner erwarb, weit größer war, als ſein ſchriftſtelleriſcher, ſo ſcheint er einen mitleidigen Blick auf den ſchwachen Menſchen zu werfen, der ſich genöthigt ſieht, ſeine Gedanken aufzuſchreiben und abzuleſen. Der Redner iſt bei

ihm alles und der Schriftſteller nichts. Nur der Sprecher iſt ſeiner Meinung nach wirklicher Staatsmann, und der Denker, der leſend die Schätze ſeiner Meditationen von ſeinem Sitze über die Verſammlung ausſchüttet, iſt höchſtens nur ein mittelmäßiger Mann, ein ohnmächtiger Kopf, der, weil er ſich nicht zur Höhe des Redners erheben kann, auf Unkoſten des öffentlichen Intereſſes ſeine Eigenliebe zu tröſten ſucht, ſeine Gedanken aufs Papier wirft und ſie ſehr ſchnell aus ſeinem Gehirne kramt, aus Furcht, daß ſie ihm entwiſchen möchten. Aus dieſer ungewöhnlichen Meinung folgt ſehr deutlich, daß die Achtung und der Ruhm in den Nationalverſammlungen ſich genau nach der Geſchwindigkeit der Rede richte; daß nur beredte Männer würdige Richter ſind, ſtreitige Punkte und Staatsangelegenheiten aus einander zu ſetzen, und daß der ſtärkſte in dieſer Art von Kampf, die Verſammlung fortreißen und regieren, und nach Gefallen über ſie gebieten würde. H. v. Mirabeau hat es nicht bloß dem Scharfſinne ſeiner Leſer überlaſſen, dieſe Folgen daraus zu ziehn, ſondern es ſelbſt ganz deutlich erklärt. Er verſichert nämlich, es würde der Verſammlung Langeweile und Zeit erſparen, wenn man geſchriebne Reden ganz verbannte,

und nur Männer von Stärke wie er ſie nennt, auf dem Kampfplatze auftreten ließe, das heißt Sprecher, die allein in einer politiſchen Verſammlung zu glänzen verdienen. Da alſo der Graf Mirabeau ohne Zweifel in Anſehung des Rednertalents der ausgezeichnetſte Deputirte iſt, ſo folgt daraus, daß er den größten Einfluß, die erſte Ehre haben muß. Ich fordre indeß ſelbſt die Richtigkeit des Verſtandes des H. v. Mirabeau auf, und lege ihm folgende Fragen zur Beantwortung vor:

Sind nicht gemeiniglich diejenigen Menſchen, die durch die Leichtigkeit im Ausdrucke in der Geſellſchaft hervorſtechen, oberflächliche Menſchen?

Scheint die Natur ihre Geſchenke nicht vertheilt, und einigen die Gabe zu reden, und andern die zu denken verliehen zu haben?

Beweiſet nicht die tägliche Erfahrung, vorzüglich in Frankreich, daß, um aus dem Stegreife zu reden; die Gegenſtände, worauf man die Rede anwendet, gemein, gewöhnlich, wenig verwickelt und oberflächlich ſind?

Iſt nicht die Leichtigkeit des Vortrags eine Art gemiſchter Fähigkeit, die mehr von

der Erinnerung der Wörter als der Sachen; mehr von einem gewiſſen Mechanismus der Organiſation als vom tiefen Denken abhängt?

Schließt die Einrichtung des Kopfes, die zum tiefen Nachdenken und zur Meditation führt, nicht die redneriſche Fertigkeit aus, und ſtehn dieſe beiden Fähigkeiten nicht faſt immer im umgekehrten Verhältniſſe zu einander? m)

Sind die Denker nicht diejenigen, die die Grundſätze erfinden, ſie feſtſetzen, und auf eine deutliche Art an einander ketten; folgen ihnen denn nicht eine Menge Redner, die ſich dieſer Ideen bemächtigen, kommentiren, ſie verdünnen, oft ſogar entſtellen, und wahre oder falſche Folgerungen daraus ziehn; und haben nicht endlich zu allen Zeiten nur einige wenige Grundzüge, große wortreiche Bände hervorgebracht?

Iſt wohl etwas gewöhnlicher, als angenehme Redner mit einem ſchiefen Verſtande und

m) Wird wohl nie bewieſen werden können: ich ſehe gar nicht, warum nicht ein vorzüglicher Denker auch zugleich ein großer Redner ſeyn könnte, der Fall mag übrigens ſelten ſeyn. Z.

ſcheint nicht ſelbſt der Fluß der Worte oft die Richtigkeit des Denkens auszuſchließen? n)

Wären Locke, der Geſetzgeber der neuen Welt; der Verfaſſer des Otho, Corneille von dem man ſagte, daß man ihn nur im Hotel de Rambouillet hören müßte, wo ſeine Stücke geſpielt wurden, weil er zu ſchwach und linkiſch war, um mündlich ſeine Gedanken vorzutragen wären nicht Montesquieu, und der furchtſame Rouſſeau mit ſeiner langſamen und ängſtlichen Ausſprache, den ich mehr als hundert mal habe klagen hören, daß er im täglichen Umgange nie das rechte Wort finden könnte: wären nicht alle dieſe politiſchen Philoſophen auf ihrer Tribüne, ohne ihre Hefte und ohne Vorbereitung in die größte Verlegenheit gekommen, und nicht vielleicht überhaupt unfähig geweſen, etwas vorzubringen. Und dieß ſind denn doch die Männer, die die Materialien der geſetzgebenden Verſammlungen geſchaffen oder zubereitet haben, und die, weil ſie nichts als ſchreiben konnten, nach der Meinung, des H. von Mirabeau darinn nicht hätten glänzen können.

n) Selbſt Herr Bailly, der als tiefer Mathematiker und Philoſoph nicht nur treflich ſchreibt, ſondern faſt eben ſo gut ſpricht. Z.

Richtig ſchreiben, ſagt ein groſser Meiſter, heiſst richtig denken, richtig empfinden und richtig vortragen. Ich nenne nur den einen Schriftſteller, der dieſe drei Eigenſchaften in ſich vereinigt, und in dieſem Sinne iſt der Titel Schriftſteller der vornehmſte aller Titel. Er bezeichnet das erhabenſte und würdigſte Geſchäft des Menſchen. Der Schriftſteller beherrſcht die Meinung. Seine Feder iſt der Szepter, womit er nicht bloſs eine Provinz oder einen einzeln Staat, ſondern die ganze Welt regiert. Man redet für einige Menſchen, und man ſchreibt für alle. Der Redner iſt gegen den Schriftſteller das, was das Individuum gegen das ganze menſchliche Geſchlecht iſt. Ich zweifle, daſs man mir noch einen ſehr groſsen mündlichen Vortrag zitiren kann, der des Druks würdig geweſen wäre. Mallebranche ſagte: „daſs es den Leuten, welche meditirten und neue Gedanken hätten, „ſchwer würde, ſie mit lebendiger Stimme „vorzutragen und aus einander zu ſetzen. Sie „ſind das Gegentheil von oberflächlichen Köpfen, „die mit Leichtigkeit über gewöhnliche und gemeine Gegenſtände ſprechen.„

Der Wettſtreit den H. von Mirabeau in der Nationalverſammlung zwiſchen beredten

Männern, die die Rede in ihrer Gewalt haben, eingeführt wiſſen will, iſt nicht anwendbar, weil dabei vorausgeſetzt wird, daß die Streitenden nur in einer geringen Entfernung von einander ſtehn; auch beſchleunigt die Heftigkeit des Streits die Worte zu ſehr, ſchadet der Artikulation, theilt der Rede eine zu große Schnelligkeit mit, als daß ihr mehr als funfzehn oder zwanzig Perſonen folgen und Nutzen davon haben könnten; und endlich ſchließt auch der Rithmus des Dialogs und der geſprächsweiſen Unterſuchung die Fülle der Stimme und die nothwendige Modulation aus, wodurch hauptſächlich die Reden von einer zahlreichen Verſammlung gehört werden.

Die Engländer haben mit gutem Grunde den Einfluß der Beredtſamkeit auf eine Verſammlung Männer, die ihres Gleichen richten, gefürchtet. Die Prozeſſe werden daſelbſt, ſie mögen civil oder kriminell ſeyn, von den Advokaten nicht mündlich, ſondern durch ſchriftliche Aufſätze vorgetragen, worinn man nichts als Thatſachen, Beweiſe und Räſonnement zuläßt. Sie wollen nicht, daß das Vermögen, das Leben oder das Glück der Bürger von Leidenſchaften, die durch oratoriſche Bewe-

gungen erregt werden, abhängen ſoll; ſie fürchten, daß die Vernunft von dem Blendwerke der Rede überraſcht werden möchte.

Wenn ſich die oratoriſchen Formen, die ſo wenig für eine Verſammlung Geſetzgeber paſſen, dennoch in das Parlament von England eingeſchlichen haben, ſo kann ich ſie für weiter nichts als für einen populären Firniß anſehn, womit eine weiſe und ſehr einſichtsvolle Politik das Haus der Gemeinen hat überziehn wollen. Dieſe Politik hat darinn dem Bilde der Demokratie Weihrauch ſtreun und durch eine glückliche Täuſchung die Oppoſitionspartheí als Vertheidiger und Tribunen des Volks betrachten wollen; denn in den beſondern Zuſammenkünften mit den Miniſtern, in den Comitéen, und in den Klubs iſt ſchon alles im voraus in Ordnung gebracht und beſtimmt, die Stimmen ſind ſchon darinn gezählt und ohne die angeführten Urſachen würde nichts unnützer ſeyn als jene langen Abhandlungen und wortreichen Reden, womit die Sitzungen des Parlaments erfüllt werden.

Was man daſelbſt Beſtechung nennt, iſt nur ein bloßes Wort. Eigentlich ſind es Summen, die die Regierung ſchon vorher ausge-

macht hat, und deren Anwendung bekannt iſt: es ſind Titel und Aemter, die als Ehrenſtellen unter die Mitglieder, die man gewinnen will, vertheilt werden. o) Dieß ſind Mittel, die Hinderniſſe zu heben, die dem öffentlichen Wohle im Wege ſtehn, und den größern Theil des Parlaments zur allgemeinen Glückſeligkeit geneigt zu machen.

Der Einfluß der Miniſter iſt nothwendig, er hat in der That nichts als das Beſte des Volks zum Gegenſtande. p) Die Regierung kann nichts als dieß Beſte wollen, denn darinn beſteht der Ruhm der Miniſter, die Reichthümer, die Macht und der Glanz der Regierung. Unterdrückt man das engliſche Volk, ſo werden ſogleich alle Grundſtützen ſeiner Macht wanken, die Manufakturen ſinken, der Ackerbau wird vernachläſſigt, der Kredit abnehmen, die Bank zu Grunde gehn, und die Nation vom Verderben umringt, in papiernen Wiſchen ohne Werth vergraben, zur Verzweiflung gebracht, müßte zur Empörung ſeine Zuflucht nehmen, um ſei-

o) Alſo würde gar kein baares Geld hiebei gebraucht? dieß wird ſich wohl nicht behaupten laſſen. Z.

p) So ſollte es ſeyn! Z.

ne Freiheit, ſeine Geſetze und ſein Glück wieder zu erlangen; dieß ſchreckliche Extrem wird im gleichen Grade von dem Könige, den Miniſtern und dem Volke gefürchtet.

Das Volk, das immer aus robuſten Kindern beſteht, hat wenige Vertheidiger nöthig; man muß es regieren, es leiten, an ſeiner Statt ſehen und wollen. Seine Vertheidiger können immer leichter ſeine Unterdrücker werden, als man glaubt. Sie ſind Vormünder, die das Volk haben muß, und die durch weiſe Geſetze, durch ein glückliches Gleichgewicht der verſchiedenen Kräfte auf immer abgehalten werden, ſich zu Tyrannen aufzuwerfen. Ich kenne keine Nation in Europa als die Engländer, die dieſer vortreflichen bürgerlichen und politiſchen Temperatur genöße.

Paris, den 30. November 1790.

Neunter Brief

an denſelben.

Von dem Einfluſſe J. J. Rouſſeaus auf die franzöſiſchen Revolutionen.

Wenn Sie aus Ihrem Fenſter ſehn, ſo haben Sie Savoyen im Geſichte, Genf zur Rechten,

Sie beherrſchen ſeinen ſchönen See, und kön-
nen ſogar zur Linken Vevay und die Felſen von
Meillerie erblicken, alle jene Oerter, wo Rouſſeau
ſo lange umherwandelte, alle jene romantiſche
Gegenden, wo das Herz dieſes gefühlvollen Man-
nes ſo hoch ſchlug. Ihnen, theuerſter Freund,
theile ich nachſtehende Bemerkung über die Be-
ziehung unſrer Begebenheiten mit dieſem be-
rühmten Philoſophen und ſeinen Werken mit.

Die Unbeſtändigkeit der Meinung über den
Werth der Menſchen iſt etwas ſehr Sonderba-
res. Nichts verändert ſich mehr von einem
Jahrhundert, von einem Lande zum andern
als dieß. In den Ritterzeiten war der tapfer-
ſte und galanteſte der erſte unter den Menſchen.
In den Zeiten des Aberglaubens der andächtig-
ſte und heuchleriſchſte. Unter dem Lehnsrechte
der adlichſte und unwiſſendſte. In dem Stan-
de der Natur iſt es der ſtärkſte. In den Zei-
ten des Luxus und der Weichlichkeit der reichſte.
Nur in aufgeklärten und freien Ländern trift
der Werth des Menſchen mit der geſunden Ver-
nunft zu. Endlich ſehen wir uns wieder durch
eines von dieſen Wundern der Freiheit auf ein-
mal zu den Zeiten der alten Republiken zurück-
geführt, wo die Platone, die Archimede,

die Cicerone niemanden über ſich ſahen. Wir haben geſehn, daß Menſchen, die man Große nennt, gleichſam durch eine Art Zauber von dem Poſtemente herunter ſtiegen, und denen, die ſie ehemals mit einem Blicke zu beehren geglaubt haben würden, den Platz einräumten; daß die Statüe eines ſimpeln Bürgers, die Statüe Rouſſeau's mit Blumen bekränzt, im Triumph um die Baſtille und in den Straßen von Paris herumgetragen wurde. Man ſollte beinahe ſagen, eine Fee hätte bei der Revolution von Frankreich den Vorſitz gehabt. Sie berührte die Großen mit ihrer Zauberruthe, und plötzlich floh hier der Monſeigneur und dort die Herzogskrone, die prächtigen Titel verſchwanden, die Kreuze und Bänder verloren ihre Zauberkraft, das Gerüſte der erblichen Würde iſt zuſammengeſtürtzt. Was iſt überhaupt, wenn man darüber nachdenkt, die Genealogie eines Edelmanns ohne Verdienſt? Die Schilder ſeines Stammbaums, die da nach der Ordnung ein übers andre gereihet ſind und durch alle die Ahnen hindurch bis aufs Jahr Tauſend hinaufſteigen, kommen mir vor, wie eine lange Reihe chemiſcher Kolben, die von Zeitalter zu Zeitalter die edlen Geiſter, von dem erſten ſeines Geſchlechts an, der ſeinen

Adel gründete, diſtillirten, um durch eine ſtufenförmige Abnahme der Nachkommenſchaft endlich auf ſeine Perſon zu kommen, und in ihm nichts als ein erdichtes Reſiduum ſeiner Vorfahren übrig zu laſſen. Rouſſeau! welch ein Name! Wer wird nicht in drei oder vier Jahrhunderten ſtolz ſeyn bis auf ihn zurück zu ſteigen? Welch ein Adel iſt ein ſolcher Urſprung! Die Nationalverſammlung hat ihm zu Ehren eine Statüe beſtimmt. Ich will ihn einen Augenblick in Beziehung auf die großen Bewegungen betrachten, die Frankreich erſchüttern, und denen man nur deswegen den zu ſchwachen Namen Revolution gegeben hat, weil der Sprache ein andrer Ausdruck für dieſe erſtaunliche Folgen von Begebenheiten mangelt.

Frankreich war eine alte koloſſaliſche Statüe in monſtröſen Verhältniſſen auf ein gothiſches Poſtement aufgerichtet. Die durch Jahrhunderte hindurch langſam diſtillirte Vernunft füllte unbemerkt geheime Behältniſſe an. Rund umher in ihren Winkeln zuſammengepreßt, that ſie durch den Widerſtand des perſönlichen Intereſſes und der Autorität, und weil ſie keinen Ausweg hatte, auf einmal eine ſchreckliche Exploſion, die den Koloß umſtürzte. Sie ſchmetterte ihn in Stücken, ſetzte ihn der Wirkſam-

keit eines großen Brennſpiegels aus und goß die fließende Materie davon in eine ganz neue Form. Die Philoſophen arbeiteten erſt lange Zeit an dem Modelle, und nun erſt ließen ſie die Bälge wirken, um die Aktivität des Feuers zu erhalten. Da die Feinde der Vernunft aller ihrer Anſtrengung ungeachtet es nicht dahin bringen konnten, dieß Feuer zu erſticken, ſo zündeten ſie ein andres an, um dem Feuer, Feuer entgegen zu ſetzen, und eins durchs andre auszulöſchen. Sie riefen den Fanatismus hervor, und hofften dadurch die feindlichen Bälge zum Schweigen zu bringen, allein die Philoſophen trugen immer bei jedem Streite den Sieg davon. Es geſchah alſo hier eine Detonation der Vernunft, wobei Frankreich der Brennpunkt iſt, und die von da aus, auf der ganzen Erde wiederhallt und ſie erſchüttert. q) Es iſt zugleich eine große Umſchmelzung, oder noch beſſer der erſte glückliche Erfolg, der größte Triumph, der erſte Sieg, den die Vernunft über die Leidenſchaften, über die Thorheit, und über die verbündeten und vereinigten Vorurthei-

q) Dieſe Blaſebälge, Diſtillirkolben, Brenngläſer, Detonation u. ſ. w. thun mir vielleicht eine unangenehmere Wirkung, als hoffentlich andere. Z.

nur, weil er ſich allein ſchätzte. Hätte ihm irgend ein dreuſter und aufgeklärter Mann geſagt: „Sire, Sie verlieren die Niederlande, „wenn ſie die Brabander durch die Aufhebung „ihrer Privilegien zur Verzweiflung bringen: „Sie machen ſich ſelbſt unglücklich, wenn ſie „den Krieg in eigner Perſon führen: Thun „Sie zu Wien Ihre Pflicht als König, und „laſſen Sie Laudon die ſeinige gegen die Türken thun;„ ſo würde dieſer Rath, den man ihm gewiß nie hat zu geben gewagt, doch ſein Leben, ſeinen Ruhm und ſein Reich gerettet haben. Hatte er in dem Prinzen von K*** einen verdienſtvollen Mann, ſo fand er ihn ſchon in ſeiner Stelle, er würde ihn ſonſt nicht gerufen haben, er fürchtete ihn, er liebte ihn nicht, und behielt ihn nur als einen alten Abgott ohne Kredit und ohne Einfluß bei, deſſen Orakel er noch aus einem Reſte von Aberglauben zuweilen zu Rathe zog. k) Anmuth und Leichtig-

k) Der Fürſt von K***, der Neſtor der Politiker und Staatsmänner, iſt ein ſehr außerordentlicher Mann, der in der Ferne einen großen Glanz von ſich wirft, und auch noch gewinnt, wenn man ihn in der Nähe ſieht; der ſich ſehr naiv für das hält, was er iſt, ohne Jemanden anſtößig zu werden, und weniger

keit herrſchte in ſeinem Umgang, und er war mehr geneigt zu ſprechen als zuzuhören; er hatte mehr Urbanität und Annehmlichkeit als Menſchlichkeit. Ihm war die Simplizität großer Männer eigen, ohne ihr Genie zu haben. Ich würde ihn wegen ſeiner Thätigkeit loben, wenn es bei ihm nicht ein großer Fehler geweſen wäre, einen Werth darauf zu ſetzen, eher etwas geſchwind als gut zu machen. Er iſt mit einem Anſcheine von Feſtigkeit geſtorben. Hätte er den lebendigen Glauben nicht gehabt, dener in ſeinen letzten Augenblicken äußerte, ſo

deswegen werth zu ſeyn. Schwächen, die nur ihn treffen und ihn nicht entſtellen. Leichtigkeit und Feinheit des Geiſtes, zugleich ein feines Gefühl, viel Richtigkeit und Scharfſinn. Ein großer Herr und der Anhänglichkeit fähig. Erſter Miniſter, den man nur um ſein ſelbſt willen lieben konnte. Es hat weder das Alter das feine Gefühl, noch die Politik die Rechtſchaffenheit bei ihm unterdrückt. Simplizität und Gutmüthigkeit zur Seite der Kunſt ſich in Anſehn und Würde zu ſetzen, welches er zu einem Grade von Vollkommenheit brachte, den vor ihm noch niemand gehabt hatte. Dieſe Kunſt war die Klippe, woran einige Leute ſcheiterten, die mit wenigem Kopfe ihn nachahmen wollten.

würde ich ſagen, er ſtarb als ein Held, aber iſt es ſehr verdienſtvoll, ohne Klagen dieſe Welt zu verlaſſen, wenn man überzeugt iſt, daß man in einer andern weit beſſer und länger ſeyn wird? Ich möchte wiſſen, ob das Blendwerk von Größe auch noch auf einen ſterbenden und gläubigen Kaiſer wirkt, und ob er in dem künftigen Leben etwas mehr zu ſeyn hofft, als der niedrigſte von ſeinen Unterthanen. Ich glaube ſicher, daß dieß der Fall iſt. Die ewige Glückſeligkeit würde vielleicht ſelbſt für die gottesfürchtigen Könige keinen Reiz haben, wenn ſie glaubten, daß ſie mit unter den großen Haufen gemiſcht werden, und keinen Vorzug oder Vorrecht haben würden. Und jene arme Prinzeſſinn von Würtemberg, die ſchon ihre Eltern als Kaiſerinn des Occidents ſich dachten, auf einem goldnen Throne von Edelſteinen glänzend, Geſetze gebend, über vier und zwanzig Millionen Menſchen herrſchend, welch ein Kontraſt! Statt des erhabenſten Ranges ein modernder Leichnam in einem Gewölbe verſchloſſen, wo Millionen Würmer auf eine ſo ſchimpfliche Art über ſie herrſchen. Und dennoch kann man das Leben ſchätzen, und Projekte entwerfen! Dieſe in der Theorie gewöhnlichen und in der Ausübung immer neuen Betrachtungen,

weil ſie wenige Wirkung thun, und die Menſchen in jedem Sinne des Worts darum nicht weniger von dem Wirbel ſtürmiſcher Leidenſchaften fortgeriſſen werden; dieſe Betrachtungen, ſage ich, führen mich ſehr natürlich auf die Revolution und auf alles das daraus entſtandne zu beklagende Unglück zurück. Diejenigen, welche während dieſer heftigen Unruhen grade von den bei der Wiederherſtellung der Ordnung vorfallenden Misbräuchen getroffen werden, leiden dabei, das kann nicht anders ſeyn. Allein deſſen ungeachtet bin ich ganz mit Herz und Seele für die Revolution, und für alles das Glück, das ſie einſt in groſsen Strömen über Frankreich ausſchütten wird. Ich kann dieſem braven Volke, das ſeine Ketten zerbrochen und ſeine Freiheit erlangt hat, meinen Beifall nicht verſagen. Die Plünderungen und die Unterdrückung der Provinzen waren bis zu einem unerträglichen Grade gekommen. Allein ob ich gleich für die Revolution bin, ſo bin ich doch keinesweges für die Uebertreibungen der Nationalverſammlung, weder für die Schnelligkeit ihrer Operationen noch für die gänzlichen Zerſtörungen des alten Syſtems eingenommen. Ich gehöre unter diejenige Anzahl, wovon jene Herren ſagen, daß

ſie ſich nicht bis zur Höhe der Revolution erhoben haben. Ich bin der Meinung Machiavel's, Jean Jacques, Bodin's und Mably, daß die großen Veränderungen in einem Staate langſam bewirkt werden müſſen. Viele der Herren, die jetzt ſchreiben, und an nichts zweifeln, ſtürzen mit einem Worte alle dieſe Autoritäten über den Haufen, und führen das Beiſpiel des gegenwärtigen Frankreichs an, wo man auf einmal alles zerſtört hat, um alles wieder herzuſtellen. Sagte mir ein vernünftiger Mann: wenn ihr von den Thürmen von Notre Dame auf die Erde herab wollt, ſo müßt ihr der geſunden Vernunft und der Klugheit zufolge, zuerſt von der erſten Treppe, hernach von der zweiten u. ſ. f. herabſteigen, bis ihr allmählig unten auf die Erde gekommen ſeid, ſo möchte ich ihm wohl antworten: Wer wollte eine ſo furchtſame Klugheit äußern: geſtern hat uns Hr. Blanchard einen ganz andern Weg gezeigt; er hat die Treppen gar nicht geachtet, und ſich großmüthig von der Höhe des Thurms herabgeſchwungen: in einem Augenblicke war er auf dem Vorhofe, und er befindet ſich, einige Stöße abgerechnet, ſehr wohl. Dieß iſt der Weg, auf welchem man künftig die Thürme von Notre Dame beſuchen

muß. Gegen den Adel gerecht zu ſeyn, ihn nicht zu vernichten, und in allen ſeinen Vorrechten zu erhalten, eine eigne Kammer für ihn zu kreiren, dazu rieth geſunde Politik, dadurch wurde nämlich der Adel für die Revolution gewonnen, wurde abgehalten, aus dem Reiche zu gehen, dadurch die Hinderniſſe, die man hat beſtreiten müſſen und noch beſtreiten muß, um drei Viertheil vermindert; und auf die Art wählte man die Treppe zum Heruntersteigen, und ſtürtzte ſich nicht aus dem Fenſter. Viele Leute glauben, daß in fünf oder ſechs Jahren die Nationalverſammlung nur aus Adlichen beſtehen werde, und ich bin mit ihnen der Meinung: oder die Monarchie wird nicht mehr dauern. Ich gehe noch weiter, angenommen nämlich, daß Frankreich ſich einſt in eine verbündete Republik verwandelt, ſo wird der Adel, der ſehr reich und zahlreich iſt, die vornehmſte Rolle darinn ſpielen, und alles regieren. Auch muß man zugeben, daß ſich große Misbräuche eingeſchlichen hatten, und daß dieſer Unterſchied bald keiner mehr ſeyn wird. Die Menge der neuen Edelleute war den alten nachtheilig, die Regierung hatte mit der Erhebung in den Adelſtand einen ſchändlichen Handel getrieben. Der gute Adel wird

durch die Revolution gewinnen, er wird ſich immer die Achtung des Volks verſchaffen, und wenn er Verdienſt, Menſchlichkeit und Volksliebe beſitzt, einen großen Einfluß und einen Rang erlangen, der weit über dem erhaben iſt, den er vormals nur durch Zwang und mit Gewalt hatte.

Paris, den 25. März 1790.

Achter Brief.

Ueber No. 65. des Courier de Provence des Grafen von Mirabeau.

An den Herrn Baron von E*** zu L*** in der Schweiz.

Es giebt gewiſſe glückliche Einfälle, die erſt mit der menſchlichen Natur ausſterben, von der ſie das lebhafte Bild ſind. Man ſagt ſie nicht mehr, weil man ſie zu oft wiederholt hat; aber wenn man die Menſchen mit einander ſprechen hört, ſo erinnert man ſich ihrer wider Willen und lächelt. Dahin gehört das Wort: Ihr ſeid ein Goldſchmidt H. Joſſe. 1)

Sie

1) Im deutſchen: Jeder Kaufmann lobt ſeine Waare.

Sie ſind eben ſo wie ich ein Bewundrer von Mirabeau und haben ſich auch auf ſein Journal unterzeichnet, ich bin daher überzeugt, Sie werden bei Leſung N. 65. an H. Joſſe denken. Ich theile Ihnen hier einige Bemerkungen darüber mit, die ich anfangs drucken laſſen und an einen unſerer Journaliſten addreſſiren wollte. Ich habe aber meinen Vorſatz geändert und ſie in die Briefe, die ich Ihnen geſchrieben habe, eingeſtreut, und dieſe werde ich nicht bekannt machen, ſo verbindlich auch die Art iſt, womit Sie mich dazu aufmuntern. Dieſe Briefe mögen einiges Intereſſe für meine Freunde haben, allein um ſie dem Drucke anzuvertrauen, müßte ich ſie von neuem umarbeiten und dieſe Arbeit koſtet meiner Trägheit zu viel. Ich müßte vorzüglich ganz die egoiſtiſche Form ändern, die immer auffallend iſt, wenn man mit dem Publikum ſpricht, und die ich in den Schriften eines andern nicht leiden kann. Ich liefre Ihnen dieſe Bemerkungen hier nur in Bruchſtücken, und nicht ausgeführt.

Wenn, zufolge des Blendwerks der gewöhnlichſten Eigenliebe, jeder Menſch geneigt iſt, den Gegenſtand ſeiner Studien, die Geſchäfte ſeines Standes als die wichtigſten zu be-

trachten; wenn er ſich immer gern auf die Spitze der Pyramide ſtellt; wenn mit einem Worte ein jeder ſich insgeheim jedem andern vorzieht, ſo iſt es H. von Mirabeau nicht zu verdenken, daß er ſich ſehr ſchätzt; ja er kann ſich am höchſten ſchätzen, und den geheimen Vorzug, womit er ſich beehrt, merken laſſen, ohne jemanden zu beleidigen. Seit ſechs Monaten legt er in der Nationalverſammlung die ſeltenſten Talente an den Tag; allein durch ſeinen glücklichen Erfolg fortgeriſſen, hat er in ſeinem Courier de Provence No. 65. Seite 315. einen Irrthum bekräftigt, der äußerſt gefährlich ſeyn würde, wenn man ihn durch eine Autorität, wie die ſeinige, verewigen ließe; ſo vortheilhaft dieſer Irrthum auch übrigens für H. von Mirabeau ſeyn mag.

Weil er ohne alle Vorbereitung mit der größten Leichtigkeit ſeine Gedanken vorträgt ſo behauptet er, der erſte unter den Menſchen ſey der, welcher am beſten redet. Weil der Ruhm, den er ſich bei der letzten Gelegenheit als Redner erwarb, weit größer war, als ſein ſchriftſtelleriſcher, ſo ſcheint er einen mitleidigen Blick auf den ſchwachen Menſchen zu werfen, der ſich genöthigt ſieht, ſeine Gedanken aufzuſchreiben und abzuleſen. Der Redner iſt bei

ihm alles und der Schriftſteller nichts. Nur der Sprecher iſt ſeiner Meinung nach wirklicher Staatsmann, und der Denker, der leſend die Schätze ſeiner Meditationen von ſeinem Sitze über die Verſammlung ausſchüttet, iſt höchſtens nur ein mittelmäßiger Mann, ein ohnmächtiger Kopf, der, weil er ſich nicht zur Höhe des Redners erheben kann, auf Unkoſten des öffentlichen Intereſſes ſeine Eigenliebe zu tröſten ſucht, ſeine Gedanken aufs Papier wirft und ſie ſehr ſchnell aus ſeinem Gehirne kramt, aus Furcht, daß ſie ihm entwiſchen möchten. Aus dieſer ungewöhnlichen Meinung folgt ſehr deutlich, daß die Achtung und der Ruhm in den Nationalverſammlungen ſich genau nach der Geſchwindigkeit der Rede richte; daß nur beredte Männer würdige Richter ſind, ſtreitige Punkte und Staatsangelegenheiten aus einander zu ſetzen, und daß der ſtärkſte in dieſer Art von Kampf, die Verſammlung fortreißen und regieren, und nach Gefallen über ſie gebieten würde. H. v. Mirabeau hat es nicht bloß dem Scharfſinne ſeiner Leſer überlaſſen, dieſe Folgen daraus zu ziehn, ſondern es ſelbſt ganz deutlich erklärt. Er verſichert nämlich, es würde der Verſammlung Langeweile und Zeit erſparen, wenn man geſchriebne Reden ganz verbannte,

und nur Männer von Stärke wie er ſie nennt, auf dem Kampfplatze auftreten ließe, das heißt Sprecher, die allein in einer politiſchen Verſammlung zu glänzen verdienen. Da alſo der Graf Mirabeau ohne Zweifel in Anſehung des Rednertalents der ausgezeichnetſte Deputirte iſt, ſo folgt daraus, daß er den größten Einfluß, die erſte Ehre haben muß. Ich fordre indeß ſelbſt die Richtigkeit des Verſtandes des H. v. Mirabeau auf, und lege ihm folgende Fragen zur Beantwortung vor:

Sind nicht gemeiniglich diejenigen Menſchen, die durch die Leichtigkeit im Ausdrucke in der Geſellſchaft hervorſtechen, oberflächliche Menſchen?

Scheint die Natur ihre Geſchenke nicht vertheilt, und einigen die Gabe zu reden, und andern die zu denken verliehen zu haben?

Beweiſet nicht die tägliche Erfahrung, vorzüglich in Frankreich, daß, um aus dem Stegreife zu reden; die Gegenſtände, worauf man die Rede anwendet, gemein, gewöhnlich, wenig verwickelt und oberflächlich ſind?

Iſt nicht die Leichtigkeit des Vortrags eine Art gemiſchter Fähigkeit, die mehr von

der Erinnerung der Wörter als der Sachen; mehr von einem gewiſſen Mechanismus der Organiſation als vom tiefen Denken abhängt?

Schließt die Einrichtung des Kopfes, die zum tiefen Nachdenken und zur Meditation führt, nicht die redneriſche Fertigkeit aus, und ſtehn dieſe beiden Fähigkeiten nicht faſt immer im umgekehrten Verhältniſſe zu einander? m)

Sind die Denker nicht diejenigen, die die Grundſätze erfinden, ſie feſtſetzen, und auf eine deutliche Art an einander ketten; folgen ihnen denn nicht eine Menge Redner, die ſich dieſer Ideen bemächtigen, kommentiren, ſie verdünnen, oft ſogar entſtellen, und wahre oder falſche Folgerungen daraus ziehn; und haben nicht endlich zu allen Zeiten nur einige wenige Grundzüge, große wortreiche Bände hervorgebracht?

Iſt wohl etwas gewöhnlicher, als angenehme Redner mit einem ſchiefen Verſtande und

m) Wird wohl nie bewieſen werden können: ich ſehe gar nicht, warum nicht ein vorzüglicher Denker auch zugleich ein großer Redner ſeyn könnte, der Fall mag übrigens ſelten ſeyn. Z.

ſcheint nicht ſelbſt der Fluß der Worte oft die Richtigkeit des Denkens auszuſchließen? n)

Wären Locke, der Geſetzgeber der neuen Welt; der Verfaſſer des Otho, Corneille von dem man ſagte, daß man ihn nur im Hotel de Rambouillet hören müßte, wo ſeine Stücke geſpielt wurden, weil er zu ſchwach und linkiſch war, um mündlich ſeine Gedanken vorzutragen wären nicht Montesquieu, und der furchtſame Rouſſeau mit ſeiner langſamen und ängſtlichen Ausſprache, den ich mehr als hundert mal habe klagen hören, daß er im täglichen Umgange nie das rechte Wort finden könnte: wären nicht alle dieſe politiſchen Philoſophen auf ihrer Tribüne, ohne ihre Hefte und ohne Vorbereitung in die größte Verlegenheit gekommen, und nicht vielleicht überhaupt unfähig geweſen, etwas vorzubringen. Und dieß ſind denn doch die Männer, die die Materialien der geſetzgebenden Verſammlungen geſchaffen oder zubereitet haben, und die, weil ſie nichts als ſchreiben konnten, nach der Meinung, des H. von Mirabeau darinn nicht hätten glänzen können.

n) Selbſt Herr Bailly, der als tiefer Mathematiker und Philoſoph nicht nur treflich ſchreibt, ſondern faſt eben ſo gut ſpricht. Z.

Richtig ſchreiben, ſagt ein großer Meiſter, heißt richtig denken, richtig empfinden und richtig vortragen. Ich nenne nur den einen Schriftſteller, der dieſe drei Eigenſchaften in ſich vereinigt, und in dieſem Sinne iſt der Titel Schriftſteller der vornehmſte aller Titel. Er bezeichnet das erhabenſte und würdigſte Geſchäft des Menſchen. Der Schriftſteller beherrſcht die Meinung. Seine Feder iſt der Szepter, womit er nicht bloß eine Provinz oder einen einzeln Staat, ſondern die ganze Welt regiert. Man redet für einige Menſchen, und man ſchreibt für alle. Der Redner iſt gegen den Schriftſteller das, was das Individuum gegen das ganze menſchliche Geſchlecht iſt. Ich zweifle, daß man mir noch einen ſehr großen mündlichen Vortrag zitiren kann, der des Druks würdig geweſen wäre. Mallebranche ſagte: „daß es den Leuten, welche meditirten und neue Gedanken hätten, „ſchwer würde, ſie mit lebendiger Stimme „vorzutragen und aus einander zu ſetzen. Sie „ſind das Gegentheil von oberflächlichen Köpfen, „die mit Leichtigkeit über gewöhnliche und gemeine Gegenſtände ſprechen.„

Der Wettſtreit den H. von Mirabeau in der Nationalverſammlung zwiſchen beredten

Männern, die die Rede in ihrer Gewalt haben, eingeführt wiſſen will, iſt nicht anwendbar, weil dabei vorausgeſezt wird, daß die Streitenden nur in einer geringen Entfernung von einander ſtehn; auch beſchleunigt die Heftigkeit des Streits die Worte zu ſehr, ſchadet der Artikulation, theilt der Rede eine zu große Schnelligkeit mit, als daß ihr mehr als funfzehn oder zwanzig Perſonen folgen und Nutzen davon haben könnten; und endlich ſchließt auch der Rithmus des Dialogs und der geſprächsweiſen Unterſuchung die Fülle der Stimme und die nothwendige Modulation aus, wodurch hauptſächlich die Reden von einer zahlreichen Verſammlung gehört werden.

Die Engländer haben mit gutem Grunde den Einfluß der Beredtſamkeit auf eine Verſammlung Männer, die ihres Gleichen richten, gefürchtet. Die Prozeſſe werden daſelbſt, ſie mögen civil oder kriminell ſeyn, von den Advokaten nicht mündlich, ſondern durch ſchriftliche Aufſätze vorgetragen, worinn man nichts als Thatſachen, Beweiſe und Räſonnement zuläßt. Sie wollen nicht, daß das Vermögen, das Leben oder das Glück der Bürger von Leidenſchaften, die durch oratoriſche Bewe-

gungen erregt werden, abhängen ſoll; ſie fürch-
ten, daß die Vernunft von dem Blendwerke
der Rede überraſcht werden möchte.

Wenn ſich die oratoriſchen Formen, die ſo wenig für eine Verſammlung Geſetzgeber paſſen, dennoch in das Parlament von England eingeſchlichen haben, ſo kann ich ſie für weiter nichts als für einen populären Firniß anſehn, womit eine weiſe und ſehr einſichtsvolle Politik das Haus der Gemeinen hat überziehn wollen. Dieſe Politik hat darinn dem Bilde der Demokratie Weihrauch ſtreun und durch eine glückliche Täuſchung die Oppoſitionsparthei als Vertheidiger und Tribunen des Volks betrachten wollen; denn in den beſondern Zuſammenkünften mit den Miniſtern, in den Comite'en, und in den Klubs iſt ſchon alles im voraus in Ordnung gebracht und beſtimmt, die Stimmen ſind ſchon darinn gezählt und ohne die angeführten Urſachen würde nichts unnützer ſeyn als jene langen Abhandlungen und wortreichen Reden, womit die Sitzungen des Parlaments erfüllt werden.

Was man daſelbſt Beſtechung nennt, iſt nur ein bloßes Wort. Eigentlich ſind es Summen, die die Regierung ſchon vorher ausge-

macht hat, und deren Anwendung bekannt iſt: es ſind Titel und Aemter, die als Ehrenſtellen unter die Mitglieder, die man gewinnen will, vertheilt werden. o) Dieß ſind Mittel, die Hinderniſſe zu heben, die dem öffentlichen Wohle im Wege ſtehn, und den größern Theil des Parlaments zur allgemeinen Glückſeligkeit geneigt zu machen.

Der Einfluß der Miniſter iſt nothwendig, er hat in der That nichts als das Beſte des Volks zum Gegenſtande. p) Die Regierung kann nichts als dieß Beſte wollen, denn darinn beſteht der Ruhm der Miniſter, die Reichthümer, die Macht und der Glanz der Regierung. Unterdrückt man das engliſche Volk, ſo werden ſogleich alle Grundſtützen ſeiner Macht wanken, die Manufakturen ſinken, der Ackerbau wird vernachläſſigt, der Kredit abnehmen, die Bank zu Grunde gehn, und die Nation vom Verderben umringt, in papiernen Wiſchen ohne Werth vergraben, zur Verzweiflung gebracht, müßte zur Empörung ſeine Zuflucht nehmen, um ſei-

o) Alſo würde gar kein baares Geld hiebei gebraucht? dieß wird ſich wohl nicht behaupten laſſen. Z.

p) So ſollte es ſeyn! Z.

ne Freiheit, ſeine Geſetze und ſein Glück wieder zu erlangen; dieß ſchreckliche Extrem wird im gleichen Grade von dem Könige, den Miniſtern und dem Volke gefürchtet.

Das Volk, das immer aus robuſten Kindern beſteht, hat wenige Vertheidiger nöthig; man muß es regieren, es leiten, an ſeiner Statt ſehen und wollen. Seine Vertheidiger können immer leichter ſeine Unterdrücker werden, als man glaubt. Sie ſind Vormünder, die das Volk haben muß, und die durch weiſe Geſetze, durch ein glückliches Gleichgewicht der verſchiednen Kräfte auf immer abgehalten werden, ſich zu Tyrannen aufzuwerfen. Ich kenne keine Nation in Europa als die Engländer, die dieſer vortreflichen bürgerlichen und politiſchen Temperatur genöße.

Paris, den 30. November 1790.

Neunter Brief

an denſelben.

Von dem Einfluſſe J. J. Rouſſeaus auf die franzöſiſchen Revolutionen.

Wenn Sie aus Ihrem Fenſter ſehn, ſo haben Sie Savoyen im Geſichte, Genf zur Rechten,

Sie beherrſchen ſeinen ſchönen See, und können ſogar zur Linken Vevay und die Felſen von Meillerie erblicken, alle jene Oerter, wo Rouſſeau ſo lange umherwandelte, alle jene romantiſche Gegenden, wo das Herz dieſes gefühlvollen Mannes ſo hoch ſchlug. Ihnen, theuerſter Freund, theile ich nachſtehende Bemerkung über die Beziehung unſrer Begebenheiten mit dieſem berühmten Philoſophen und ſeinen Werken mit.

Die Unbeſtändigkeit der Meinung über den Werth der Menſchen iſt etwas ſehr Sonderbares. Nichts verändert ſich mehr von einem Jahrhundert, von einem Lande zum andern als dieß. In den Ritterzeiten war der tapferſte und galanteſte der erſte unter den Menſchen. In den Zeiten des Aberglaubens der andächtigſte und heuchleriſchſte. Unter dem Lehnsrechte der adlichſte und unwiſſendſte. In dem Stande der Natur iſt es der ſtärkſte. In den Zeiten des Luxus und der Weichlichkeit der reichſte. Nur in aufgeklärten und freien Ländern trift der Werth des Menſchen mit der geſunden Vernunft zu. Endlich ſehen wir uns wieder durch eines von dieſen Wundern der Freiheit auf einmal zu den Zeiten der alten Republiken zurückgeführt, wo die Platone, die Archimede,

die Cicerone niemanden über ſich ſahen. Wir haben geſehn, daß Menſchen, die man Große nennt, gleichſam durch eine Art Zauber von dem Poſtemente herunter ſtiegen, und denen, die ſie ehemals mit einem Blicke zu beehren geglaubt haben würden, den Platz einräumten; daß die Statüe eines ſimpeln Bürgers, die Statüe Rouſſeau's mit Blumen bekränzt, im Triumph um die Baſtille und in den Straßen von Paris herumgetragen wurde. Man ſollte beinahe ſagen, eine Fee hätte bei der Revolution von Frankreich den Vorſitz gehabt. Sie berührte die Großen mit ihrer Zauberruthe, und plötzlich floh hier der Monſeigneur und dort die Herzogskrone, die prächtigen Titel verſchwanden, die Kreuze und Bänder verloren ihre Zauberkraft, das Gerüſte der erblichen Würde iſt zuſammengeſtürzt. Was iſt überhaupt, wenn man darüber nachdenkt, die Genealogie eines Edelmanns ohne Verdienſt? Die Schilder ſeines Stammbaums, die da nach der Ordnung ein übers andre gereihet ſind und durch alle die Ahnen hindurch bis aufs Jahr Tauſend hinaufſteigen, kommen mir vor, wie eine lange Reihe chemiſcher Kolben, die von Zeitalter zu Zeitalter die edlen Geiſter, von dem erſten ſeines Geſchlechts an, der ſeinen

Adel gründete, diſtillirten, um durch eine ſtufenförmige Abnahme der Nachkommenſchaft endlich auf ſeine Perſon zu kommen, und in ihm nichts als ein erdichtes Reſiduum ſeiner Vorfahren übrig zu laſſen. Rouſſeau! welch ein Name! Wer wird nicht in drei oder vier Jahrhunderten ſtolz ſeyn bis auf ihn zurück zu ſteigen? Welch ein Adel iſt ein ſolcher Urſprung! Die Nationalverſammlung hat ihm zu Ehren eine Statüe beſtimmt. Ich will ihn einen Augenblick in Beziehung auf die großen Bewegungen betrachten, die Frankreich erſchüttern, und denen man nur deswegen den zu ſchwachen Namen Revolution gegeben hat, weil der Sprache ein andrer Ausdruck für dieſe erſtaunliche Folgen von Begebenheiten mangelt.

Frankreich war eine alte koloſſaliſche Statüe in monſtröſen Verhältniſſen auf ein gothiſches Poſtement aufgerichtet. Die durch Jahrhunderte hindurch langſam diſtillirte Vernunft füllte unbemerkt geheime Behältniſſe an. Rund umher in ihren Winkeln zuſammengepreßt, that ſie durch den Widerſtand des perſönlichen Intereſſes und der Autorität, und weil ſie keinen Ausweg hatte, auf einmal eine ſchreckliche Exploſion, die den Koloß umſtürzte. Sie ſchmetterte ihn in Stücken, ſetzte ihn der Wirkſam-

keit eines großen Brennſpiegels aus und goß die fließende Materie davon in eine ganz neue Form. Die Philoſophen arbeiteten erſt lange Zeit an dem Modelle, und nun erſt ließen ſie die Bälge wirken, um die Aktivität des Feuers zu erhalten. Da die Feinde der Vernunft aller ihrer Anſtrengung ungeachtet es nicht dahin bringen konnten, dieß Feuer zu erſticken, ſo zündeten ſie ein andres an, um dem Feuer, Feuer entgegen zu ſetzen, und eins durchs andre auszulöſchen. Sie riefen den Fanatismus hervor, und hofften dadurch die feindlichen Bälge zum Schweigen zu bringen, allein die Philoſophen trugen immer bei jedem Streite den Sieg davon. Es geſchah alſo hier eine Detonation der Vernunft, wobei Frankreich der Brennpunkt iſt, und die von da aus, auf der ganzen Erde wiederhallt und ſie erſchüttert. q) Es iſt zugleich eine große Umſchmelzung, oder noch beſſer der erſte glückliche Erfolg, der größte Triumph, der erſte Sieg, den die Vernunft über die Leidenſchaften, über die Thorheit, und über die verbündeten und vereinigten Vorurthei-

q) Dieſe Blaſebälge, Diſtillirkolben, Brenngläſer, Detonation u. ſ. w. thun mir vielleicht eine unangenehmere Wirkung, als hoffentlich andere. Z.

le davon trug. Man ſieht, wie wenig eine einzelne in der Geſchichte bekannte Thatſache auf das Beziehung hat, was bis jetzt Revolutionen genannt worden iſt. Unter allen ſiegenden Bälgen bemerkte man einen von ungeheurer Größe und erſtaunlicher Wirkung, nämlich den, welchen Jeanjacques in Bewegung ſetzte: Frankreich läßt ihm auch die größte Gerechtigkeit wiederfahren, und betrachtet ihn unter allen Philoſophen als den, der auf dieſe neuen Begebenheiten den größten Einfluß hat. Er hat ſie ſelbſt vorhergeſagt. „Wir „nähern uns, ſagt er im Emil, dem Zuſtan„de der Kriſe und dem Zeitalter der Revolu„tionen.„ Seine Beſcheidenheit aber erlaubt ihm nicht, den großen Einfluß, den er ſelbſt auf dieſe neue Ordnung der Dinge haben, den Grad, in welchem der menſchliche Geiſt durch ſeine Schriften ausgebildet, und die Herrſchaft, die er über die Meinung des Volks ausüben würde, vorherzuſehen. Das Genie kennt ſich zuweilen ſelbſt nicht; es bringt erhabne Dinge hervor, ohne je davon zu träumen, und da ihm die ſchönſten Gedanken keine Anſtrengung koſten, und ſie ganz von ſelbſt entſtehn, ſo kennt es nie ganz ihren Werth. Rouſſeau glaubte vielleicht nicht, daß er, durch den Aus-

ruf:

ruf: Que d'hommes entre Dieu et moi! Wie viel Menſchen zwiſchen Gott und mir! den Fanatismus zerſtörte, und durch die Anführung des Schlußſatzes des Kaligula; ſo ſind entweder die Könige Götter oder die Menſchen Thiere, den Deſpotismus ſtürzte. Er mußte wenigſtens gewiß die Deſpoten ſelbſt davon abbringen, wenn er von der Langenweile ſpricht, die ſie verzehrt, und hinzuſetzt: iſt es wohl der Mühe werth, ſo viele Menſchen unglücklich zu machen? Könnten ſie ſich nicht mit geringern Koſten ennüyiren?

Die Grundſätze des contrat ſocial ſind nicht neu, und ſchon lange vorher von Burlamaqui aus einander geſetzt worden. Sind ſie vor jedem Angriffe ſicher? Führen ſie den Charakter der Evidenz bei ſich? Wenn Grundſätze nicht alle Phenomene erklären, oder ſie doch nur auf eine gezwungne Art erklären; wenn ein heller Kopf aller ſeiner Anſtrengung ungeachtet dennoch eine gewiſſe Dunkelheit nicht zerſtreun, ſeine Ideen nicht mit der Klarheit umgeben kann, die die Wahrheit ankündigt, ſo kann man überzeugt ſeyn, daß der erſte Grundſatz noch zu entdecken übrig iſt? Was iſt dieſer allgemeine Wille, der ſich nicht verir-

U

ren kann, und ſich doch verirrt? Was iſt der Wille eines unwiſſenden und leichtgläubigen Volks, das ein liſtiger Ehrgeiziger nach Gefallen lenken kann? Was iſt ein Wille, der unfähig iſt durch und für ſich ſelbſt zu wollen? Was iſt ein ſouveräner Wille, der ſeine Geſetze nicht machen kann, und der ſich gezwungen ſieht, ſie von einem oder mehrern Denkern oder Philoſophen anzunehmen, ſie mögen gut oder ſchlecht ſeyn. Was iſt ein Wille den man aus Affektation nur in ſoweit allgemein nennen will, als er von allen kommt und auf alle anwendbar iſt, dem man ſeine natürliche Gradheit zu verderben glaubt, wenn er auf irgend einen individuellen oder beſtimmten Gegenſtand gerichtet iſt. Gleichſam als ob ein Volk in corpore, das zum Beiſpiel eines ſeiner Mitglieder richtet, welches der Verrätherei und der Verſchwörung überführt wäre, keinen wahren Grundſatz der Billigkeit hätte, um über dieſes individuelle Objekt ein Urtheil auszuſprechen. Wenn Gerechtigkeits- und Billigkeitsregeln ganze Obrigkeiten in ihren Urtheilsſprüchen leiten können, ſo ſehe ich nicht ein, warum dieſelben Regeln nicht für den ganzen Körper der Republik da ſeyn ſollten. Eine Stadt von zehn tauſend Seelen

verurtheilt einen ihrer Unterthanen, der ſich des Mordes ſchuldig gemacht hat und auf der That ertappt wird, zum Tode, kann man hier wie Rouſſeau ſagen, daß die 9999 Stimmen, die das Urtheil ſprechen, Richter und Parthei, daß ſie ein fremder und einzelner Wille ſind, der bei dieſer Gelegenheit zur Ungerechtigkeit geneigt und dem Irrthume unterworfen iſt? Er hat es ſehr gut eingeſehn, daß der allgemeine Wille, um ein Grundſatz zu ſeyn, untrüglich ſeyn müßte; er rettete daher, indem er ſich von Irrthümern über die Regierung losmachte, ſeinen allgemeinen Willen. Wenn das ganze athenienſiſche Volk ſich gegen einen Bürger ungerecht zeigte, ſo irrten die Athenienſer nicht als allgemeiner Wille, ſondern als Regierung. Hat der allgemeine Wille keinen wahren Grundſatz, der ihn in jedem beſondern Falle leitet, z. B. bei der Beſtrafung eines Verbrechers, der von allen Gliedern der Gemeinheit dafür anerkannt wird, wie wird es dann werden, wenn man ein Syſtem der Geſetzgebung verwerfen oder zulaſſen will? Wie viel leichter wird es ſeyn, bei einem ſo verwickelten, ſo ſehr über die Einſicht des gemeinen Mannes erhabnen Gegenſtande, bei einem Gegenſtande, der ſo vieler verſchiednen Geſtal-

ten empfänglich iſt, wo immer, ſo weiſe auch die Combinationen des Geſetzgebers ſeyn mögen, den Uebeln und Misbräuchen unzählige Thore offen bleiben: wie weit leichter wird es ſeyn, ſage ich, ihn irre zu führen und ihm iene vermeinte natürliche Gradheit verlieren zu laſſen? Die Akte, zufolge welcher das ganze Volk über das ganze Volk entſcheidet, iſt das, was Rouſſeau ein Geſetz nennt, weil dann die Materie, wie der Wille, der ſie beſtimmt, allgemein iſt. Aber je allgemeiner die Materie iſt, deſto abſtrakter und über die Einſicht des Volks erhabner iſt ſie auch. Wie nimmt er ſich dabei um die Regierung einzurichten ohne ſeinem Fundamental-Grundſatze Abbruch zu thun? Derſelbe allgemeine Wille, der nicht von allgemeinen Regeln zu beſondern übergehn kann, ohne ſeine natürliche Gradheit zu verlieren, ändert gleichſam wie durch einen Zauber das Glas unter welchem er betrachtet wird; er hält ſich für ſouverän, und will nicht für Regierung oder Obrigkeit angeſehn werden. Dieſe plötzliche Verwandlung giebt ihm auch ſogleich das Recht über das zu richten, was ihm fremd iſt, ſich mit einem individuellen Objekte zu beſchäftigen, ohne zu fürchten, er möchte von den Grundſätzen der

Billigkeit, die ihn leiten ſollen, verlaſſen werden. Alle dieſe mehr ſubtilen als gründlichen Diſtinktionen; alle dieſe nicht ſehr natürlichen Mittel zeigen übrigens das Mangelhafte des Grundſatzes. Aufs höchſte iſt er nur ein Grundſatz von der zweiten Klaſſe: er muß einen erſten Grundſatz haben, der bis jetzt den Forſchungen des menſchlichen Verſtandes verborgen geblieben iſt, und vielleicht immer verborgen bleiben wird. Der allgemeine Wille, als Grundſatz betrachtet, iſt, wenn man ihn in ſeine letzten Theile auflöſt, nichts anders, als das dem Herzen aller Menſchen eingeprägte Verlangen nach Glückſeligkeit; und dieſer in der Moral ſo wichtige Grundſatz führt in der Politik nicht ſehr weit. Wer zweifelt daran, daß die Menſchen, als ſie ſich in Geſellſchaft vereinigten, ſich darin auf die für alle vortheilhafteſte Art einzurichten wünſchten? Allein in der Folge findet ſich zwiſchen dem Verlangen und dem Glücke, zwiſchen dem Streben und dem Ziele jenes unermeßliche Feld von Verſuchen, Fehlern und Irrthümern ſowohl für die ganze Geſellſchaft als für das Individuum, das einen Theil davon ausmacht. Wir wollen den andern nicht weniger berühmten, und von dem des allgemeinen Willens abhängigen

Grundſatz, daß nämlich die Souveränetät bei dem Volke iſt, auf ſeine einfachſten Ausdrücke zurück führen, ſo haben wir etwa dieſen Satz: Die Macht mehrerer Millionen vereinigter Menſchen iſt der Macht eines einzigen Menſchen überlegen, daraus das Recht für die größere Anzahl über die kleinere zu herrſchen; dieſer Satz iſt ſelbſt dem, das Ganze iſt größer als ſeine Theile völlig gleich. Es bleibt nun noch zu unterſuchen übrig, ob dieſe in der bloß intellektuellen Wiſſenſchaft der Großen ſo nützlichen Axiome auf die Lehre von der Organiſation des Staatskörpers, dieſer verwickelten und lebendigen Maſchine, die aus einer Menge empfindlicher Federn, aus beweglichen und veränderlichen Stücken beſteht, und wo die ſonſt ſo ſchönen Ideen von Einheit und Simplizität, vielleicht nichts als Träume der Gutmüthigkeit und Einfalt ſind, angewandt werden können. Der ganze Staatskörper ſagt Rouſſeau, „kann ſich niemals ſelbſt gegen „einen andern Staat zu etwas verpflichten, das „dem geſellſchaftlichen Vertrage Abbruch thut „z. B. irgend einen Theil von ſich zu veräuſ„ſern oder ſich einem andern Souverän zu un„terwerfen. Die Akte verletzen, vermöge de„ren er exiſtirt, hieße ſich vernichten und was

„nichts iſt, bringt nichts hervor.„ Hier läßt ſich die Frage aufwerfen, ob der geſellſchaftliche Vertrag dadurch verletzt wird, wenn alle, zum allgemeinen Beſten übereinſtimmen, einen andern Souverän anzuerkennen. Geſetzt eine Stadt von zehn tauſend Bürgern würde von einer dreimal ſtärkern und zahlreichern Stadt belagert, kann ſie nicht um ihr gänzliches Verderben zu verhüten, auf ihre Souveränetät Verzicht thun, und ſichs gefallen laſſen unter den Geſetzen der ſiegenden Stadt zu leben? Kann man ſagen, daß dieſer neue Vertrag ungültig ſey, weil der allgemeine Wille der inkorporirten Stadt nichts war und nichts hervorbringen konnte? Sind dieß nicht bloße Spitzfindigkeiten? Und iſt nicht eine ſolche Lehre gefährlich? Zielt ſie nicht darauf ab, indem ſie alle Verhandlungen dieſer Art für ungültig erklärt, Unruhen und Empörungen fortzuſetzen? Das Recht über Leben und Tod, das Recht über Sklaverei, ſcheinen eben ſo wenig auf eine befriedigende Art aus einander geſetzt zu ſeyn. Dem contrat ſocial iſt eben der Charakter eigen, den ſeine übrigen Werke haben, er iſt tief gedacht und enthält neue Ausſichten und ſehr einander entgegenſtehende Sätze. Er ſchlägt ſeine Vorgänger den Grotius, Puf-

ſendorf, Barbeyrac gänzlich zu Boden. Er zerſtört, er baut auf, er geht, er kommt, er tappt umher, man bemerkt ſeine Verlegenheit; er verſteckt auf eine künſtliche Art die ſchwachen Stellen, er bedient ſich ſogar um ſeinen Schritt ſicherer zu machen, Formeln nach geometriſcher Methode, und man bemerkt nicht weniger, daß er mitten durch Ungewißheiten wandelt. Man bemerkt, daß er ſich ſelbſt deſſen bewußt iſt und ſeine Zweifel ſowohl ſeinem Gegenſtand als ſeiner Behandlungsart entwiſchen. Er ſtreitet gegen das Recht der Sklaverei mit ſeiner gewöhnlichen Dialektik, und allen Bewegungen eines guten und gefühlvollen Herzens; und mit einem unbegreiflichen Kontraſte ſpricht er froh von Morden, Verbannungen und bürgerlichen Kriegen: er ſieht dieſe Geißeln als zur Erhaltung und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts nothwendig an. „Ehemals, ſagt er, „blühete Griechenland mitten unter den grauſamſten Kriegen, das Blut floß ſtromweiſe „darin, und das ganze Land war mit Menſchen bedeckt„ großer Gott! welch eine Blume, die nur mit Menſchenblut getränkt, wachſen kann! Er kömmt endlich zu einer Schwierigkeit, die er, ſeines richtigen und durchdringenden Verſtandes zufolge, ſogleich als unauf-

löslich anſieht; er ſieht die Freiheit, dieſes ſo koſtbare Gut, wornach er ſo eifrig ſtrebt, und das er ſelbſt durch Blutſtröme nicht zu theuer erkauft glaubt, dieß ſieht er mit der Sklaverei verbunden; er ſieht, daß die Lazedämonier nur frei waren, weil ſie Sklaven hatten, und es ohne dieſe Bedingung nicht ſeyn konnten, und daß das harte Schickſal der unglücklichen Iloten den Vorzügen Sparta's zur Grundſtütze diente. Er ſieht die Freiheit und die Sklaverei, dieſe beiden Extreme ſich vereinigen und berühren, um ihm jeden Ausweg zu verſchließen. Er ſteht ſtill, und verzweifelt mit Recht daran ohne Sophismen dieſes unüberſteigbare Hinderniß zu durchbrechen, er ſpringt zurück über den ungeheuern Raum, den er durchlaufen iſt, und ſtellt ſich wieder auf den Punkt, von wo er ausging, wirft ſich in die Arme der Natur, und erklärt von neuem, daß die Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft ihm gänzlich entgegen ſey. Hier bemerkt man vorzüglich den Unterſchied, zwiſchen den großen Gedanken eines zugleich feurigen und tiefen Genies und den Ideen eines bloß richtigen und abgemeßnen Kopfes: das politiſche Recht des Burlamaqui iſt mit weit mehr Weisheit, Ordnung und Zuſammenhange geſchrieben als der contrat ſocial,

aber wie weit mehr nutzen die Zweifel Rouſ-ſeaus, ſeine Abſchweifungen, ſeine einzelnen hellen Blicke dem Denker, der von neuem dieß große Problem der Geſetzgebung und der Politik durchdenken will. Hat auch Rouſſeau ſeinen Gegenſtand nur durch einen Nebel geſehn, ſo hat er doch dieſen Nebel mit Blitzen durchmiſcht; einzelne lebhafte Lichter ſchießen durch dieſes unſterbliche Werk hindurch. Rouſſeau iſt tiefer als irgend jemand in die Gründe der bürgerlichen Geſellſchaft eingedrungen. Vielleicht kann man nicht weiter gehn. Vielleicht hängt die Auflöſung dieſes Problems von undurchdringlichen Geheimniſſen der Natur und des Urſprungs der Dinge ab. Vielleicht verträgt ſich die gegenwärtige Konſtitution des Menſchen nicht mit der Evidenz der Grundſätze über dieſen dunkeln Gegenſtand. Vielleicht glänzen die politiſchen Einrichtungen nie von einem größern Charakter der Weisheit, als wenn ſie dieſe Grundſätze mit einer leichten Wolke bedecken, und die Grenzen der Autorität und des Gehorſams etwas ſchwankend und unbeſtimmt laſſen. Wer weiß, ob die Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Zuſtandes, die Erhaltung der Harmonie und des Friedens nicht von dieſer Dunkelheit abhängen, ſo wie jene

Wolken, die nur darum die äußerſten Gipfel der Alpen verbergen, um den Lauf der Flüſſe und die Fruchtbarkeit der Thäler und Ebnen zu unterhalten. Vielleicht müſſen ſich die geſellſchaftlichen Einrichtungen zwiſchen dieſen beiden Ideen das Gleichgewicht halten, daß nämlich die Völker ihren Regenten und der Regent dem Volke gehöre; und die erſte Bande der Organiſation des politiſchen Körpers, mit dieſe beiden ſo wenig evidenten verknüpfen, um ihn vor den gleich gefährlichen Erſchütterungen der Empörung und der Unterdrückung, und vor dem eben ſo fürchterlichen Unglücke des Deſpotismus und der Anarchie zu ſchützen. Man muß Rouſſeau weniger wegen ſeiner politiſchen Inſtitutionen als wegen des Geiſtes, der allgemein in ſeinen Schriften herrſcht, wegen der zugleich ſtrengen und leidenſchaftlichen Moral, wegen der Achtung für die Rechte und die Würde des Menſchen, und wegen der Menge einzelner Wahrheiten und neuer auffallender Bemerkungen, als die Haupturſache von den großen Begebenheiten in Frankreich anſehn. Die meiſten von ſeinen politiſchen Grundſätzen ſind in Frankreich nicht befolgt: er ſagt z. B. „die Freiheit vertrüge ſich nicht mit dem Sy„ſteme der Repreſentation 2) bei reichen Natio-

„nen könnte keine Gleichheit ſtatt finden. 3) es „ſey eine gefährliche und unnütze Unternehmung, „die Gewohnheiten und Vorurtheile eines alten „und verdorbnen Volks reformiren zu wollen; „4) in einer Monarchie müßten Prinzen, „Große und Adel ſeyn; 5) wenn die Krone „erblich wäre, müßte auch eine erbliche Pairie „da ſeyn, um das Gleichgewicht zu erhalten; „6) käme ſehr viel darauf an in der Politik je- „de lebhafte und ſchnelle Veränderung zu ver- „hüten; 7) müßte man den Staat nicht mit „Unzufriednen anfüllen, und niemals die Ma- „ſchine zu heftig erſchüttern.„

Aber der franzöſiſche Senat iſt mit Recht dem Geiſte und nicht dem Buchſtaben Rouſ- ſeaus gefolgt. Und in der That führen auch alle ſeine Operationen das Gepräge davon. Er hat wie Rouſſeau zerſtört, zu Boden geſtürzt, alles aufs Aeußerſte getrieben, in den einzelnen Theilen geglänzt und im Ganzen gefehlt. Sein Genius lebt mitten in der National- Verſamm- lung wieder auf. Hier findet man dieſelben Kontraſte, dieſelben Unverträglichkeiten. Es war ganz in der Manier Rouſſeaus, Edelleute zu bewaffnen um den Adel zu tödten, die Geiſt- lichkeit mit dem Meſſer eines Prieſters hinzu-

richten, und die Form der franzöſiſchen Regie- rung für Monarchie auszugeben, und das was das Weſen davon ausmacht, die Großen und den Adel zu zerſtören. Rouſſeaus Philoſo- phie und die neue franzöſiſche Konſtitution be- rühren ſich in vielen Punkten. Beide ſind die bewundernswürdigſten Vorbereitungen, die je ſind gemacht worden, um das Loos des Menſchengeſchlechts auf dieſer Erde zu verbeſ- ſern. Auf beide wird man einſt alles aufbauen können, was der menſchlichen Schwäche wei- ſers und beſſer durchdachtes zu erfinden möglich ſeyn wird, um die Nationen und Individuen glücklich zu machen. Und wenn der heitre Tag der Vernunft und der Freiheit je für die Sterb- lichen erſcheinen ſoll, ſo zeigen ſchon beide die Morgenröthe davon. Es wird wenig zu thun und zu verändern ſeyn, um aus den Dekreten der Verſammlung das ſchönſte Regierungsſy- ſtem zu ziehn, das bis jetzt aus der Hand der Menſchen gekommen iſt. Freilich werden noch einige Unterſuchungen von größerer Wichtig- keit übrig bleiben, die noch nicht einmal be- rührt ſind. Man wird unterſuchen müſſen: 1) Muß die Beſtimmung der Rechte des Men- ſchen ſehr laut an der Spitze einer politiſchen Konſtitution bekannt gemacht werden, oder er-

fordert es nicht die Klugheit, daß ſie bloß in das Herz des Geſetzgebers geſchrieben, ihm zum geheimen Führer in der Redaction der Geſetze diene?

2) Sind die durch dieſe Beſtimmung geheiligten Grundſätze der Gleichheit wegen des unvermeidlichen Misbrauchs, den die Unwiſſenheit und die Leidenſchaften davon machen können, nicht weit geſchickter die bürgerliche Geſellſchaft zu zerſtören, als ihre Bande feſter zu knüpfen?

3) Bis auf welchen Punkt läßt ſich das künſtliche Syſtem mit den natürlichen Geſetzen der Gleichheit vereinigen?

4) Da der Stand der Natur die Verneinung des bürgerlichen Standes iſt, und man alles, was man von dem einen dieſer Stände beſtätigen kann, von dem andern verneinen muß, ſollte dann nicht aus dieſer unmittelbaren Entgegenſetzung folgen, daß die Ungleichheit das Weſen des bürgerlichen Zuſtandes ſey, ſo wie die Gleichheit das Weſen des natürlichen Zuſtandes ausmacht.

5) Iſt die bürgerliche Geſellſchaft nicht als eine Umſtürzung der Geſetze der Natur, und die geſellſchaftliche Ordnung als eine künſt=

liche und der natürlichen Ordnung untergeſchobne Ordnung anzuſehn?

6) Müſſen die Nüancen der Ungleichheit nicht um ſo ſtärker gezeichnet werden, je größer der Raum iſt, den die Republik umfaßt?

7) Wenn das Anſehn der Vorurtheile und Meinungen, eins von dieſen künſtlichen Mitteln war, das man zur Erhaltung der Unterwürfigkeit und Harmonie in dem geſellſchaftlichen Körper erfunden hatte, wenn dieſes Anſehn ſehr vortheilhaft die Stärke und Geſetze erſetzte, wodurch die Menge im Zaume gehalten und unterdrücket wird, könnte man es denn nicht als eine der ſchönſten Erfindungen der Politik anſehn, und würden eben dieſe Hülfsmittel nicht äußerſt gefährlich zu zerſtören ſeyn?

8) Muß man nicht zu der Menge dieſer heilſamen Vorurtheile die Hierarchie der Stände und Ränge und die mit Geburt verbundenen Unterſcheidungen rechnen?

9) Zweckt die Beſtimmung der Rechte des Menſchen ſtreng unterſucht nicht darauf ab, die niedrigſte und gefährlichſte Ungleichheit zu befördern, nämlich die des Reichthums, die vorhin durch das Vorurtheil des Adels gemäßigt und eingeſchränkt wurde?

Alle dieſe kützlichen und verwickelten Fragen gehören zugleich in die Politik, in die Moral, und in die Philoſophie. Ihre Unterſuchung erfordert einen ſeltnen Zuſammenfluß mehrerer Eigenſchaften, die gewöhnlich einander ausſchließen, und nur auf gegenſeitige Unkoſten bei dem Menſchen exiſtiren. Die Männer im Kabinette kennen die Welt nicht genug; Militärperſonen und Hofleute ſind nicht hinlänglich vertraut mit allgemeinen Ideen; und die meiſten Politiker und Juriſten ſind zu wenig Philoſophen. Zu dieſen Unterſuchungen gehörte alſo ein weit umfaſſender großer Kopf, der neben einer tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens und einer langen Erfahrung auch vorzüglich in der Geſetzgebung und Politik bewandert wäre. Iſt der contrat ſocial von Rouſſeau ein Meiſterſtück der metaphyſiſchen Geſetzgebung; ſo iſt ſeine Regierung von Polen ein Meiſterſtück der praktiſchen Politik. In dem erſten dieſer Werke glänzt das Genie, und in dem andern die Weisheit hervor.

Vor fünf Jahren war ich zu Chambery und wanderte nach den Charmettes. Der Herr des Orts ließ mir dieß Heiligthum, dieſe Wiege des geſellſchaftlichen Vertrags öffnen, dieß kleine Haus, das auf ſeinem Gute auf einer Anhöhe

über einem Kaſtanienwalde liegt, wo Rouſſeau mit Madame Warens einen Theil ſeiner frühen Jugend verlebt hat. Der Graf v. Charmettes war damals ein Greis von etwa neunzig Jahren, noch ſtark und munter. Nach Endigung der Meſſe, die er alle Morgen hörte, traf ich ihn um ſieben Uhr mit dem Kapellan an einem Tiſche, der mit fünf oder ſechs Schüſſeln beſetzt war. Er aß mit dem Appetite eines jungen Mannes von fünf und zwanzig Jahren. Dieß war ſein Frühſtück. Er reiſte bald nachher in einem kleinen Wagen mit einem Pferde und einem einzigen Bedienten nach Rom. Er machte oft Reiſen von 4 bis 500 franzöſiſchen Meilen. Hr. von Conzié ſprach viel mit mir von J. Jacques. Er hatte ihn bis in ſein Jünglingsalter bei ſich gehabt, und ihn du genannt. Wer hätte ihm ſagen ſollen: „Dieſer kleine Menſch, der Ihnen Feuer an„macht und Ihre Kleider ausklopft, wird einſt „Biſchöffe, zwei von ihren Neuveux, von ihren „Sitzen jagen, und nachdem er das Herz aller „Weiber in Frankreich durch die brennenden Ty„pen eines wollüſtigen Romans erweicht und „zerſchmolzen hat, wird er endlich allen Ehemän„nern durch die abſtrakten Ideen eines meta„phyſiſchen Romans von der Geſetzgebung den

„Kopf verrücken.„ Seine Heloiſe wird uns vor Liebe außer uns ſetzen, und ſein geſellſchaftlicher Vertrag (Contrat ſocial) Freiheitswahnſinn hervorbringen; aber ein Zauberſchleier der Tugend wird die Verirrungen des erſten und den Ausbruch des letztern verhüllen.

Wenn wir vor einigen Jahren in der Geſchichte laſen, daß Wilde aus Norden, Heere Barbaren das römiſche Reich ſtürzten: wer hätte uns ſagen ſollen, daß wir in unſern Tagen zwei Philoſophen, beide aus Geneve, Rouſſeau und Necker, die alte franzöſiſche Monarchie umſtürzen ſehn würden? Die Biſchöffe von Frankreich haben unter Franz I. und Ludwig XIV. die Kalviniſten verbannt, verjagt, verfolgt, und ihre Güter konfisziren laſſen: und in unſern Tagen reiſſen zwei Söhne Kalvins denſelben Biſchöffen den Biſchoffshut und den Hirtenſtab aus den Händen, laſſen ihre Ländereien konfisziren und meiſtbiethend verkaufen. Welch eine ſeltſame Erwiedrung! Welch ein Eigenſinn des Schickſals! Welch ein Spiel des Glücks und der Begebenheiten! Was für Betrachtungen müſſen oder können die Franzoſen anſtellen, die jetzt flüchtig in denſelben Gegenden um den Genferſee umherirren,

wo dieſe Zerſtörer ihrer ehemaligen Größe ge- boren wurden.

Paris, den 10. Jun. 1790.

Zehnter Brief

an denſelben.

Ueber die Verbündung vom 14. Jul. 1790. und die Geſchäfte auf dem Märzfel- de, die derſelben vorhergingen.

Als ich mit Ihnen, Theuerſter von E***, vor vierzehn Monaten über die erſte Sitzung der Reichsſtände in Entzücken gerieth, da dach- te ich noch nicht, daß ſich ein weit größeres Schauſpiel auf dem Märzfelde meiner Bewun- derung zubereiten würde. Die Zukunft hatte es denſelben Ständen in der Ferne gezeigt, aber ein gothiſches plumpes Gebäude, eben ſo ſehr ein Denkmal der Sklaverei als des ſchlechten Geſchmacks, verbarg es ihren Blicken. Es mußte niedergeriſſen werden, um den Reichs- ſtänden von Frankreich dieſen prächtigen Anblick zu verſchaffen. Dieß unternahm das Volk, und führte es den 14. Jul. 1789. aus, indem

es die Baſtille ſchleifte. Sobald dieſer undurchſichtige Körper verſchwunden war, riefen die Druiden Schatten und furchtbare Phantome hervor, die ſeinen Platz einnahmen. Es iſt bekannt genug, daß ſich die Zukunft vor ihrer übernatürlichen Wiſſenſchaft enthüllt. Das Märzfeld ſollte ihnen tödtlich ſeyn. Sie betrachteten es als die Grenze ihrer Macht, als die Wiege der Wiedergeburt des Reichs und der Freiheit. In dieſer Wiege ſahen ſie ihr Grab. Sie ſuchten es den Blicken zu entziehen, und glaubten ihrer Beſtimmung zu entfliehen, wenn ſie Täuſchungen und Blendwerke dazwiſchen ſtellten. Die Stände mußten ſich von Verſailles nach Paris begeben, um dieſe neuen Hinderniſſe zu entfernen.

Es herrſchte unter den Druiden eine Spaltung. Eine geringe Anzahl hatte die Meinungen einer neuen Sekte angenommen, die ſich zu einer großen Höhe der Ideen und der Tugend erhoben hatte. Sie nährte ſich mit Entbehrung, genoß ihrer Opfer und hielt das Menſchengeſchlecht einer weit höhern moraliſchen Vollkommenheit fähig, als es bis jetzt genoſſen hat. Dieſe Sekte hatte eine große Menge Proſelyten gemacht. Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit waren ihre Mittel, ihr

Ziel und ihr Symbol. In ihren Lehren liegt etwas, das die Seele rührt und erhebt, und wenn dieſelben auch nichts als eine Chimere ſind, ſo gereichen ſie doch, wo nicht dem Kopfe, doch wenigſtens dem Herzen zur Ehre, worinn ſie aufkeimten; wenn anders unter ſo viel Liebe zum Menſchengeſchlechte, unter ſo vieler Zuneigung nicht Abſichten verſteckt liegen. Der Ehrgeitz nimmt alle Larven an, ſelbſt die der Selbſtverleugnung, und man iſt nie mehr geneigt, ſich alles zu bemächtigen, als wenn man auf alles Verzicht thut. Man kann, ohne die menſchliche Natur zu verläumden, im Ganzen gegen alles ein Mistrauen haben, was ſich zu ſehr von der natürlichen Sphäre des perſönlichen Intereſſes entfernt, und daſſelbe zu offenbar beleidigt. Dieſe Sektirer nennen ſich Philoſophen, um ſich von den orthodoxen Druiden zu unterſcheiden, die noch ſehr dem alten einträglichen Aberglauben nachhangen. Dieſe neue Sekte von Philoſophen hat um vieles die alte übertroffen; und, wie dieß faſt immer der Fall iſt, alle Grundſätze übertrieben. Der Biſchoff von Autun glänzte ſehr unter den philoſophiſchen Druiden hervor. Er erhielt von den Ständen den Auftrag, die Bemühungen der Orthodoxen zu unterdrücken und

ihre Zaubereien zu zerſtreuen. Er ſtellte dem Schatten das Licht entgegen, den Erſcheinungen das Maaß und die Rechnung. Er ſtieg auf die Bühne. Von hier aus vertrieb er im Namen der Vernunft alle die Geſpenſter, die den Platz der Baſtille einnahmen, und dadurch das Märzfeld verlarvten. Den Augenblick verſchwanden alle Blendwerke der Theologen, und um ihre Rückkehr zu verhindern, ſchlug er mit einem Anatheme die geheiligte Erde der hohen Prieſter, die Quelle ihrer Macht, und ließ ſie konfisziren. Dieſer Tag wurde zur Zeremonie des Märzfeldes beſtimmt. Man wählte dazu den Jahrstag, der durch die Eroberung der Baſtille dazu Hoffnung gemacht, und die Möglichkeit beſtätigt und in der Ferne gezeigt hatte. Die enthronten hohen Prieſter, die ſich mit den Misvergnügten vereinigt hatten, verſchworen ſich noch immer, ſo wie der Tag heranrückte. Sie thaten noch einen letzten Verſuch, um dieſen Tag zu entfernen oder ihn auszulöſchen. Sie umengten ihn mit unglücklichen Vorbedeutungen, und kündigten den ſchrecklichſten Umſturz an. Unnütze, eitle Verſuche! Er kam endlich, dieſer von einigen ſo ſehr gewünſchte und von den andern ſo gefürchtete Tag.

Wie ſoll ich Ihnen einen Begriff von dem größten und ehrwürdigſten Gemälde machen, das je das menſchliche Auge ſah. Das Märzfeld zwiſchen der Militairſchule und der Seine, wie durch einen Zauber in einen Zirkus verwandelt, von einer Meile im Umfange, in vierzehn Tagen ausgehöhlt und mit mehrern Reihen Stühlen und Bänken amphitheatermäßig eingefaßt. Aus der Mitte des Zirkus hob ſich ein Altar von ſimpler, antiker und religiöſer Geſtalt. Es war ein kleiner Berg, worauf eine hohe Piramide ſtand, zu welcher man auf einer Menge an den Seiten angebrachter Stufen hinaufſtieg. Inſchriften zeigten ſeinen Zweck und ſeine Beſtimmung an. Am Fuße des Altars ſah man eine Abbildung der umgeſtürzten Baſtille. Ueber dem Altar hin am Eingange des Zirkus ſtand ein prächtiger Triumphbogen mit drei begränzten Thoren und mit Inſchriften geſchmückt. Dieſer eröffnete den Zirkus, und die Façade der Militärſchule ſchloß ihn. Von der ganzen Breite dieſer Façade erſtreckte ſich bis zur Fläche des Zirkus eine lange Reihe ſchräg ablaufender Stufen. Sie waren mit acht großen verzierten und bedeckten Galerien umgeben. Der Thron des Königs theilte ſie, und nahm die Mitte davon

ein. Hinter den Galerien waren die Zimmer der Militärſchule. Sie gränzten an eine über den Thron angebrachte und für die Königinn, die Miniſter und den Hof beſtimmte Bühne. Eine unzählbare Menge Volks ſtrömmte ſchon vom Morgen an ſchaarenweiſe herbei, und drang durch die verſchiednen um den Zirkus herum angebrachten Oeffnungen hinein. Drei hundert tauſend Zuſchauer beiderlei Geſchlechts, von jedem Alter und Stande verbreiteten und vertheilten ſich ohne Verwirrung auf den Bänken und Stufen, die den Zirkus umgaben. Das Märzfeld, von einer Menge Bäume und Gebüſche eingeſchloſſen, ſchien wie in ein grünes Meer verſenkt zu ſeyn. Die Kuppel der Invaliden beherrſchte es von der einen Seite, und von der andern die Dörfer Chaillot und Paſſy, die amphitheatraliſch auf den Höhen liegen, wodurch die Seine auf der entgegengeſetzten Seite der Militärſchule begränzt wird. Dieß neue Amphitheater, mit unzähligen Zuſchauern bedeckt, vereinigte ſich mit dem Ganzen des Zirkus, vergrößerte den Umfang deſſelben, und bildete mit dem großen Gürtel der Bänke, Stufen und Galerien einen lebendigen, mannigfaltigen, reichen und prächtigen Rahmen, würdig des Gemäldes, das er einfaſſen ſollte.

Bald darauf kamen in der ſchönſten Ordnung die bewaffneten Deputirten der neuen Departementer von Frankreich, der Departementer, die es nur deswegen in 83 Theile zertheilt haben, um es deſto beſſer zu vereinigen, und ein bürgerliches und untheilbares Ganze daraus zu machen. Sie traten durch die drei Oeffnungen des Triumpfbogens in den Zirkus. Sie entwickelten ſich in verſchiedne zirkelförmige concentriſche Linien, die die Kontur des innern Zirkus ausmachten. Zuerſt ließen ſie die Wahlherren von Paris, dann die Repräſentanten der Gemeine, den Maire an ihrer Spitze, und endlich die Nationalverſammlung durch. Alle dieſe zahlreichen Korps nahmen auf den für ſie beſtimmten bedeckten Galerien Platz. Zwei tauſend Muſikanten waren auf den Gängen und um den Altar verbreitet. Der König war, nur für dieſen Tag, zum oberſten und abſoluten Chef der Nationalgarden von Frankreich ernannt worden. Er hatte den Marquis de la Fayette gewählt, der ſeine Stelle verſehen mußte. Er hatte ihm ſeine ganze Gewalt übertragen, ſo daß der General der pariſer Garde in dieſem Augenblicke Generaliſſimus und Konnetabel von ſechs Millionen bewaffneten Menſchen war, durch welche die

Freiheit Frankreich ſeit der Zerſtörung der Baſtille gedeckt hat. Ihm hatte man die Hauptdirektion übergeben, er theilte die Ordres aus, er allein befahl im Zirkus, zu Paris und im ganzen Königreiche. Die Militärdeputation beſtand aus etwa vierzig tauſend Menſchen, wenn man die Freiwilligen und Linientruppen mit einrechnet. Die eine Hälfte dieſer Deputation ging vor der Verſammlung und den Korps von Paris her, und die andre Hälfte folgte. Jedes Departement hatte ihr beſonders Panier. Die Paniere wehten in dem Zirkus, vermiſcht mit den ſechszig Fahnen der pariſer Diſtrikte. Unterdeß daß ſich alles zur Zeremonie anſchickte und die Veranſtaltungen dazu machte, waren alle Soldaten von den äußerſten Enden Frankreichs herbei gekommen, näherten ſich unbekannt einer dem andern, miſchten ſich unter einander und lernten ſich kennen. Brüderlich ſchlangen ſie Arm in Arm, tanzten und überließen ſich der Freude, ſich bei einander zu finden. Von dem Tanze gingen ſie zu militäriſchen Uebungen über, und ſtellten zum Scheine Treffen unter einander an. Sie begleiteten die vornehmſten Generale, die durch den Zirkus gingen, mit dem Geklirre der Waffen, und empfingen mit Entzücken den General-Mar-

ſchall der Verbündung, der der Abgott des Volks und der Soldaten geworden iſt. Die Königinn befand ſich mit einer kleinen Anzahl Damen und Hofleute, die ihre Penſionen überlebt hatten, oder der Hoffnung treu geblieben waren, in ihrer Loge. Der König, prächtig gekleidet, hatte ſich auf ſeinen Thron geſetzt, mitten unter die Repräſentanten von der Nation und von Paris. Die Urheber der Revolution und die Gründer der Freiheit, die Väter der Konſtitution umgaben ihn, und vor ihm und unter ſeinen Augen waren die bewaffneten Stützen und Wächter von Beiden.

Zwei hundert Prieſter im weiſſen Chorhemde kamen aus der Militärſchule, und gingen langſam auf den Altar zu. An ihrer Spitze befand ſich der Biſchoff von Autun. Die Soldaten des Vaterlandes ſtellten ſich in zwei Reihen, und ließen ihnen einen Durchgang. Nicht wie ehemals wollten dieſe Prieſter als heilige Betrüger, von Herrſchbegierde geleitet, auf dem Altare die Unterdrückung der Völker rechtfertigen, und die Tyrannei der Könige einſegnen, um daran Theil zu nehmen: nein, ſie wollten den Vertrag, den die Nation mit ihrem Oberhaupte und beide mit der neuen Konſtitution gemacht hatten, durch das

himmliſche Siegel beſtätigen. Auf dieſem Altare wollten, nach einem tauſendjährigen Kriege zwiſchen der Vernunft und dem Aberglauben, Theologen mit der Philoſophie ſich verbünden, ſich den von ihr diktirten Geſetzen unterwerfen, und das Organ zur Verkündigung der Freiheit werden, wovor ſie bis auf dieſen Augenblick nur zitterten. Der heilige Enthuſiasmus der Freiheit entzückte alle dieſe Krieger. Sie liefen auf den Altar zu, ſtiegen auf denſelben hinauf, und drängten ſich ſchaarenweiſe, den bloßen Degen in der Hand, um die Diener der Religion. Sie ſchwuren auf dem Altare, den neuen Geſetzen zu gehorchen, und auf ihrem Degen, auf die Erfüllung derſelben zu halten. Man ſteckte eine Oriflame zum unterſcheidenden und heiligen Zeichen der Feierlichkeit aus. Sie ragte über die übrigen Fahnen und Paniere, die ſich dem Altare genähert hatten, hervor, unterdeß daß die Prieſter die Gnade und den Segen des Himmels auf ſie herab beteten. Von dem Altar eilten die Bürgerſoldaten auf den Thron zu. Sie umringten den König: ihre Geberden, das Zuſammenſtoßen ihrer Waffen, ein verwirrtes Geſchrei und unartikulirte Töne drückten ihm ihre Freude, ihre Liebe und ihre Trunkenheit

aus. Der König erhob ſich, um den Eid abzulegen, die Armee ſchwieg und gebot Stille, um ihn zu hören. Die Religion gab dieſem Feſte eine rührende Schattirung von Gleichheit und Brüderlichkeit. Andacht und Bürgereifer waren in aller Herzen vermiſcht. Geſetz, Treue, König, Freiheit und Vaterland bildeten gleichſam eine neue Kette, die jeder Franzoſe zu tragen und gegen ſeine alten Feſſeln zu vertauſchen verlangte. Unterdeß daß der Biſchoff von Autun die Meſſe hielt und der Eid ausgeſprochen und wiederholt wurde, und ſich mehrere male von einem Ende des Zirkus bis zum andern verbreitete, klatſchte die unzählige Menge, die ihn anfüllte und umgab, Beifall zu, und man hörte nichts als Freudengeſchrei. Hundert Kanonenſtücke verkündigten der Hauptſtadt und dem Reiche den Eid. Das Geſchütz der benachbarteſten Munizipalitäten rief dieſen Eid den entferntern zu, die ihn ebenfalls durch ihre Artillerie ſchnell bis zu den Gränzen Frankreichs verbreiteten. Ganz Frankreich war auf einmal in ein ungeheures Märzfeld verwandelt, wo vier und zwanzig Millionen verbündeter Franzoſen in demſelben Augenblicke ſchwuren, das Geſetz zu vertheidigen, dem Könige treu zu ſeyn, und fürs Vaterland zu leben und zu ſterben.

Wer dieß Schauſpiel genoſſen hat, wird der noch wohl bedauern können, daß er nicht bei den olympiſchen Spielen geweſen iſt? Ich tröſte mich, mein Baron, daß ich nicht vor zwei tauſend Jahren lebte, zu Rom Zeuge war von den großen Verſammlungen eines freien Volkes, in den öffentlichen Plätzen, in den Zirken und Amphitheatern, und Theil an Feſten nahm, oder der ganzen Welt Geſetze vorſchrieb. Haben Sie ſich aus meiner unvollkommnen Beſchreibung wohl eine leichte Idee von dieſem einzigen Ganzen machen können? Laſſen Sie uns die ſtarken Züge derſelben näher an einander bringen. Welch ein Schauſpiel! Ein König, der die unumſchränkte Gewalt niederlegt, der auſſer ſeiner Macht noch zwei höhere anerkennt, **die Nation und die Geſetze**, der ſchwört, nach denſelben Geſetzen über Frankreich zu herrſchen, und das erſte Beiſpiel der Unterwürfigkeit und des Gehorſams zu geben. Die erſte Nation der Erde, die durch ihre bürgerlichen, politiſchen und militäriſchen Proteſtanten im Angeſichte des Himmels die Souveränete in Beſitz nimmt, ſich gewiſſermaßen dazu einſetzt und ſich zu der Würde eines freien Volks erhebt, und zwar mit einem Pompe, einer Feierlichkeit, einen Zufluß und

Zuſammenlauf, wovon das Alterthum kein Beiſpiel aufzuweiſen hat. Welch ein Tag iſt dieſer Jahrstag! Dieſer tauſendfach merkwürdige Tag unter allen Tagen, die ſeit dem Anfange der Zeiten dahinfloſſen: dieſer Tag ſchließt Jahrhunderte in ſeine Dauer ein. Er vereinigt eine Menge verſchiedner Charaktere, alle auffallend, alle außerordentlich. Dieſer Tag kann als das Feſt der Freiheit angeſehen werden, als der Triumph des Geſetzes, als ein ehrwürdiger und feierlicher Pakt, als eine große Konföderation, als eine religiöſe Feierlichkeit, als ein neuer Vertrag zwiſchen dem Volke und dem König, als eine Wiedergeburt des ganzen Staatskörpers, als eine Erneuerung in der geſellſchaftlichen Ordnung, als ein Nationalkongreß, als die Einmiſchung der Demokratie. Endlich ſahe ich noch auf dem Märzfelde einen ungeheuern Sarg des Deſpotismus, das Leichenbegängniß der Reichsſtände und ihrer alten Ordnungen, das Grab der Eitelkeit und der Größe; ein Schlachtfeld, von welchem die Beſieger die Beſiegten verjagt hatten; ein ſchreckliches Beiſpiel von der Unbeſtändigkeit menſchlicher Dinge; das moraliſchſte Gemälde, das ſich je den Betrachtungen und der Meditation des Philoſophen dargeſtellt hat.

Schriebe ich fürs Publikum, ſo würde ich hierbei ſtehen bleiben; ich würde fürchten, mein Gemälde und die Eindrücke zu vermindern, die ich dadurch hervorzubringen ſuchte, wenn ich die meinigen damit vereinigte: allein wenn ich dem Plane, den ich mir gemacht, Ihnen die Geſchichte meiner Empfindungen mitzutheilen, getreu bleiben will, ſo ſehe ich mich gezwungen, den Glanz dieſer prächtigen Szene ein wenig zu verdunkeln.

Dieß Feſt war in ſeiner Abſicht und in ſeiner Wirklichkeit ſelbſt weit über alles erhaben, was ich Ihnen davon habe beſchreiben können: aber in ſeiner Beziehung auf mich habe ich mehr das gemalt, was ſeyn ſollte als was geweſen iſt; und meine Einbildungskraft, durch die Größe und Wichtigkeit der Dinge erhöht, hat alles zu dem Intereſſe hergegeben. Ich habe nichts deutlich geſehen und gehört, als was ſich um mich herum in einer der bedeckten Galerien zutrug, worinn ich war. Die Gegenſtände des Zirkus waren zu entfernt und zu zahlreich. In dem Spiele der Figuren dieſes großen Gemäldes war weder Prozision noch ein Ganzes. Alles war darinn matt, und wurde blos durch den Zufall beſtimmt. Die Bewegungen folgten darinn ohne beſtimmten Zweck und

und zu langſam auf einander. Ein unangenehmer Umſtand trug auch noch ſehr dazu bei, die Wirkung zu zerſtören und die Aktion zu hemmen, und ſogar Unruhe und Verwirrung zu verurſachen. Es war trauriges Wetter; Windſtöße aus Norden und ein heftiger kalter Regen wechſelten mehrere Stunden ein ums andere ab. Man hätte glauben ſollen, der Himmel triebe die auf dieß Schauſpiel ſtolze Erde zurück und demüthige ſie, oder die himmliſche Mächte tobten gegen das Märzfeld, und ergriffen die Parthei der Ariſtokratie, die man davon verjagte und verfolgte. Zwei hundert tauſend Frauenzimmer, weiß gekleidet, den unmittelbaren Toben der Elemente ausgeſetzt, waren in kurzer Zeit von Regen durchnäßt. Ihre entſtellten Kleider, die am Körper hingen, und die auf ihren erſtarrten Gliedern feſtgehefteten Muſſeline zeigten dem Auge die Umriſſe davon. Die Hüthe, die Hauben und die wallenden Federn waren herunter geworfen, herab geſchlagen und hängend.

Die Galerie des Königs, worin ich mich befand, und die nur zur Hälfte voll war, weil ein Theil des Hofs, dem man die Plätze daſelbſt beſtimmt hatte, ausgeblieben war, both den erkälteten Frauenzimmern, die derſelben

am nächſten ſtanden, einen Zufluchtsort an. Mehrere wurden in die Galerie aufgenommen, ſie ſahen aus wie Weiber im Hemde, die aus dem Bade kamen. Die Regengüſſe dauerten fort, und die taffetnen Schirme ſchützten faſt gar nicht. Bald darauf fingen die Bewohner dieſes großen bedeckten Amphitheaters, die ſich unter den Galerien zuſammendrängten, an ſich zu bewegen. Einige ſuchten ihr Heil in der Flucht, andre die unſrer Galerie näher waren, liefen gleichſam Sturm auf dieſelbe. Jetzt waren wir von allen Seiten durch die Menge gedrückt und von dem Waſſer, das von den Stürmenden abtropfte, ganz durchnäßt. Die Ambaſſadeure und fremden Miniſter mit ihren Frauen, die in dieſer Galerie waren, behielten nur mit Mühe ihren Platz, und mehrere verließen ihn und gingen weg. Die federale Trunkenheit, der unaufhörlich in aller Munde wiederholte Name Bruder machten, daß man dieſe Heftigkeit bloß für eine natürliche Folge der Freiheit und Gleichheit hielt. Eine für den Hof beſtimmte Loge! Eine Loge für die Ambaſſadeure vom Publiko eingenommen ohne das geringſte Murren zu erregen! Wer hätte das vor zwei Jahren geglaubt?

Auf dem Koridor hinter den Galerien waren verſchiedene Arbeitsleute geblieben, die dieſelben aufgebaut hatten, nebſt andern Geſellen, ihren guten Freunden. Einige hatten Fernröhre, die ſie aus einander zogen und in die Galerie zwiſchen unſre Köpfe durch ſteckten und ſie beinahe ohne alle Umſtände auf unſre Schultern legten. Man konnte ſich nichtumdrehen ohne an einen Tubus zu ſtoßen. Verrückte man beim Aufſtehn ihre Richtung oder verdeckte dieß Glas, ſo riefen ſie: **Nieder, m. H. nieder, wir können ſonſt nicht ſehn.** Sie zupften uns vertraut am Kleide um uns zum Sitzen zu bringen. Einige Leute drehten ſich um, wollten verdrüßlich ſeyn und ihnen Stillſchweigen gebieten, aber ſie antworteten lachend: „Meine Herren, bedenken Sie doch, „wir ſind ja alle Brüder, und wir haben das „Recht ſo gut zu ſehn wie Sie, weil wir „alle an Rechten gleiche Menſchen ſind.„ Konnte man unwillig werden? Die Galerie fing auch an zu lachen. Ein liebenswürdiges Volk die Franzoſen: Es iſt doch beſſer als die Großen und ihre Oberhäupter, und die Revolution hat neue Eigenſchaften und Tugenden an ihnen entdeckt, die man bei ihnen nicht vermuthete.

Nicht weit von mir ſaßen Operſtinimen. Dieſe zeigten nicht ſo viel Witz und Luſtigkeit als unſre indiskreten Tubusſeher. Sie zankten ſehr heftig mit den Offizieren der Nationalgarde, und ſagten ihnen die gröbſten Beleidigungen. Alle dieſe gleichzeitigen Szenen und buntſchackigen und lärmenden Unterhaltungen in einer Galerie, die faſt dicht an dem Thron gränzte, fielen während der Meſſe, des Eides und der ehrwürdigen Handlungen der Religion und des Patriotismus vor. Ein lebhaftes Bild der Welt, worinn die unübereinſtimmendſten Begebenheiten vorkommen; wo man in ein und demſelben Augenblicke ein Teſtament und einen Ehekontrakt diktirt; wo der eine ſtirbt und der andre geboren wird; wo man hier einen Menſchen tödtet und dort einen ins Leben ruft; wo der eine ſich der Freude überläßt, unterdeß der andre im Schmerze ſtirbt.

Das Auge, auf das Märzfeld gerichtet, umfaßte einen zu großen Umfang; es verlor ſich darin und bemerkte nichts deutlich, wegen zu vieler Gegenſtände ſah man keinen recht. Man fror, das Wetter war ſchrecklich, und wenn es auch angenehmer und die Gegenſtände näher geweſen wären, ſo war es doch nichts als ein großes Gemälde, das man freilich eine

halbe Stunde mit der größten Aufmerkſamkeit aber nicht neun Stunden hinter einander betrachten konnte. Ein Schauſpiel, das bloß das Auge beſchäfftigt, wird auf die Länge ſehr langweilig. Um intereſſirt zu werden, müſſen nothwendig die andern Sinne dazu kommen, und vorzüglich muß die Seele thätig und die Gedanken beſchäftigt ſeyn. Es wurde weder eine Rede gehalten noch eine Muſik aufgeführt. Der Regen zerſtreute die Muſikanten. Ich hörte nichts als den Tumult des Zirkus und den Donner der Kanonen. Man ſagt indeß, daß blaſende Inſtrumente, Pauken und Trommeln in großer Anzahl um den Altar herum ſich hätten hören laſſen, aber es iſt nicht ein Ton zu mir gekommen. Statt des Entzückens, das ich in der erſten Sitzung der Reichsſtände empfand, ging ich um fünf Uhr vor Kälte erſtarrt, von Langeweile ermüdet und äußerſt hungrig vom Märzfelde. r)

Auf die Art kann die Wirkung eines Schauſpiels, von dem man ſeiner Größe gemäße Ein-

r) Da der Gebrauch aller Arten von Fuhrwerken ſehr weislich unterſagt war, ſo kam eine Menge gutgekleideter Frauenzimmer nur mit Mühe aus dieſem von neuem umgegrabenen und über-

drücke empfangen ſollte, im Gegentheile im umgekehrten Verhältniſſe mit ſeinem ungeheuern Umfange ſtehn. Man kann ſehr lebhaft durch eine Szene von zwei oder drei tauſend Figuren gerührt werden, und gegen eine Vorſtellung, die deren ſechs hundert tauſend in ſich faßt, gleichgültig bleiben. Dieß rührt ohne Zweifel von der Kleinheit des Menſchen, und der Schwäche ſeiner Mittel her. Wir waren für dieß Gemälde zu klein, oder dieß Gemälde für uns zu groß. Dieß war ein zu ausgedehntes Feld für Menſchen von fünf bis ſechs Fuß. Es war überhaupt kein Verhältniß zwiſchen dem Schauſpiele und den Zuſchauern. Bei der Eröffnung der Reichsſtände hingegen, war daſſelbe genau beobachtet. Von allem was ſowohl in den phyſiſchen als in den moraliſchen Größen übertrieben iſt, können wir keinen Gebrauch machen. Wir können ſie nicht faſſen, und wir ſind eben ſo wenig für die Größe eines ſolchen Gemäldes, wie der Zirkus, als für die übertriebne Vollkommenheit einer politiſchen Regierung gemacht: Das iſt vielleicht

dieß vom Regen durchgeweichten Lande des Zirkus. Mehrere ließen daſelbſt ihre Schuhe ſtekken und mußten zu Fuße nach Hauſe gehen und auf die Art einen langen Weg machen.

auch die Urſache, warum ſich der weiſe Mann bei der Wahl ſeiner Vergnügungen vorzüglich auf die einſchränken ſoll, die er leicht erreichen kann, und warum er ſeine Genüſſe nach dem Maaße ſeiner Fähigkeiten einrichten ſoll: Warum iſt ein guter Bürger in ſeinem Garten, wo er alle ſeine Bäume kennt und alle ſeine Früchte zählt, hundert mal glücklicher als der tiefſinnige, unruhige, traurige und verwirrte Millionär mitten unter ſeinen geräumigen Gärten und unüberſehbaren Parken.

Dieſe auf dem Märzfelde empfundene Kraftloſigkeit: dieſe Unbehaglichkeit zu betrachten ohne zu ſehen, zuzuhören ohne zu hören, ließ mich über die Kunſt nachdenken, wie die Alten dieſe Unbequemlichkeiten, die von den großen bei ihren Republiken nothwendigen Verſammlungen unzertrennlich waren, verbeſſerten. Dieſe Kunſt iſt uns gänzlich unbekannt. Ich zweifle nicht, daß ſie genau mit ihrem muſikaliſchen Syſteme übereinſtimmt, deren Elemente eben ſo wenig auf uns gekommen ſind. Sie verbanden Mittel aus der Mechanik und Muſik mit einander, und ſtellten dadurch jene Proportion zwiſchen dem Schauſpiele und Zuſchauern, wovon ich geſprochen habe, wieder her. Wie ſie dieß

veranſtalteten und ausführten, dieß bleibt uns noch zu entdecken übrig. Da ſie nicht auf die Zuſchauer wirken konnten, ſo ging ihre Sorgſamkeit auf die Akteur. Sie hatten Mittel erfunden auf ihren großen Theatern den Körper zu vergrößern, und die Stimme durch tönende Masken zu verſtärken, und Sprachröhre ſicherten in der Loge die Worte ihrer Redner und verbreiteten ſie ſehr weit. Auch wurden ſie auf eine bewundernswürdige Art durch ihre Sprachen unterſtützt, die eben ſo tönend und harmoniſch waren, als die unſrigen ſtumm und monotoniſch ſind. Die griechiſche Sprache war vorzüglich die Tochter der Harmonie. Alles hatte bei den Griechen, bei dieſem mit äuſſerſt feinen und empfindlichen Organen begabten Volke eine lyriſche Geſtalt angenommen: alles war daſelbſt dem Einfluſſe der Muſik unterworfen; ihre Sprache hatte dadurch ihren harmoniſchen Klang erhalten. Geſchrieben hatte ſie eine doppelte Eigenſchaft; ſie ſtellte nämlich eine Reihe von Gedanken und eine Folge beſtimmter Töne vor. Sie wurde zugleich geſprochen und geſungen. Jede Silbe hatte ihren eignen durch ein Zeichen oder durch den Ort in welchem ſie ſtand, beſtimmten Ton; und wenn die tönende Maske ſich nach den Bewe-

gungen des Mundes und der Lippen und nach den Artikulationen der Stimme richtete, woran man nicht zweifeln darf, ſo läßt ſich begreifen, bis zu welcher Entfernung die Redner und Akteure ſich verſtändlich machen konnten. Liebe zum Vaterlande wurde bei den Alten eben ſo ſehr durch die theatraliſchen Vorſtellungen, als durch die Berathſchlagungen an einem öffentlichen Orte befördert: und da es keine Freiheit ohne etwas Enthuſiasmus giebt; da lebhafte Rührungen, großmüthige und erhabne Empfindungen in einem hohen Grade und in großen Verſammlungen entſtehn und ſich mittheilen; da dieſe ſchnelle augenblickliche Mittheilung nur mit Hülfe ihres muſikaliſchen Syſtems geſchah und dieß muſikaliſche Syſtem überdieß auf die Moral, Politik, Theater, Sprache, Tribune und Tempel angewandt wurde; ſo mußte natürlich die Freiheit der Alten größtentheils unter dem Schutze ihrer Muſik ſtehn.

Die Deputirten des Militärs blieben noch einige Zeit nach der Verbündung in Paris. Das Rathhaus, die Diſtrikte und die Particuliers wetteiferten mit einander, wer ſie am beſten bewirthen ſollte. Feſte, Bälle, Gaſtmähler wurden acht Tage hindurch ohne Unterbrechung für ſie angeſtellt. Kaum blieb ihnen

Zeit zum Schlafen übrig. Jedes Haus in Paris hatte freiwillig einige aufgenommen. Auch ich logirte einige in meinem Hauſe.

Die Stadt gab dem pariſer Volke auf den elyſäiſchen Feldern ein ländliches und zugleich nächtliches gut angeordnetes Feſt. Alle Bäume ſtrahlten vom Lichte und waren durch Feſtons und Guirlanden von Lampen mit einander vereinigt. Zwiſchen denſelben waren brennende Pyramiden angebracht, die die Wirkung der Erleuchtung noch vermehrten. Die elyſäiſchen Felder von Paris ſchienen ein bezauberter Wald zu ſeyn; oder ihrer erſten Benennung wieder gegeben, erinnerten ſie wirklich an dieſen alten Aufenthalt der Seligen. Erfriſchungen, Orcheſter, körperliche Spiele waren über dieſes weite Terrein verbreitet. Die patriotiſche Armee der Hauptſtadt und der Provinzen unter das Volk und die Einwohner von Paris, beiderlei Geſchlechts, unter einander gemiſcht, tanzten die ganze Nacht daſelbſt; und eine unzählbare Menge aus der Stadt und den umliegenden Gegenden fand ſich daſelbſt ein, um bloß dem Feſte und dem zahlreichſten Balle, der jemals gegeben iſt, zuzuſehn oder ſelbſt mit Theil daran zu nehmen. Es iſt merkwürdig, daß dieſes Volksfeſt, das man mitten in dem Brenn-

punkte des Haſſes und der Meuterei anſtellte, ohne Unordnung, ohne Verwirrung, ohne Zank und Schändlichkeiten vorüber ging, ob es gleich nicht durch eine bewaffnete Wache oder durch Reuter Marechauſſee beſchützt wurde.

Fürchtete ich nicht, Sie durch Gemälde zu ermüden; ſo würde ich Sie von dem elyſäiſchen Feldern aufs Märzfeld zurück führen, und ihnen diejenigen Gemälde aufſtellen, die daſſelbe während der vierzehn Tage vor der Federation darbot. Ich würde Ihnen ſagen, daß zufolge einer Stimmung, die alle Begebenheiten ſeit einiger Zeit in Frankreich haben, einen ungewöhnlichen Anſtrich anzunehmen; die Aufbauung des Zirkus und die Arbeiten des Märzfeldes ſelbſt nichts als ein Bürgerfeſt geweſen ſind, das dem Feſte, welches durch die Bande eines feierlichen Eides alle Franzoſen mit der neuen Konſtitution und der Freiheit vereinigt hat, nicht viel nachgab. Allein, wenn ich ſo von Gemälden zu Gemälden, von Wundern zu Wundern fortginge, ſo würde ich bald das Anſehn haben, als wollte ich Ihnen eine Zauberlaterne zeigen. Aber wie! Iſt Frankreich ſeit achtzehn Monaten wohl etwas anders als die größte und wunderbarſte Zauberlaterne.

Die Idee, durch ein großes Feſt die Aera der Freiheit zu feiern, war etwas ſpät gekommen und der Gedanke, ſie durch einen Eid und eine Verbündung deſto ehrwürdiger zu machen, noch ſpäter. Das ganze Reich mußte verſammelt und vorzüglich ein ſchicklicher Ort dazu gewählt werden. Es wurden funfzehn tauſend Arbeiter auf das Märzfeld geſtellt. Man fand bald, daß ſtatt der drei Wochen, die man noch bis 14. Jul. hatte, kaum drei Monate hinreichend waren, um die Voranſtalten, den Bau und die Arbeiten zu vollenden. Man mußte aus dem Märzfelde ein großes Baſſin machen, es in der Mitte aushöhlen, und die Erde davon zu den Erhöhungen umher gebrauchen; mit einem Worte, man mußte gewiſſermaßen eine Ebene in ein Thal verwandeln. Was ſollte man thun? Welchen Entſchluß ſollte man faſſen! Das waren beinahe unüberſteigliche Hinderniſſe, die dem Feſte im Wege ſtanden. Sobald ſie bekannt und unterm Publikum verbreitet waren, erweckten ſie, ſtatt muthlos zu machen, einen einzigen Gedanken, einen einzigen Wunſch, dieſe Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Sie erweckten einen allgemeinen Eifer und beſchleunigten die Federation nur, ſtatt ſie zu verzögern. Denn ſie bildete ſich ſogleich

zwiſchen der Stadt, den benachbarten Dörfern und allen Munizipalitäten der umliegenden Gegend. Alle liefen ſchaarenweiſe zum Märzfelde, bewaffnet mit Hacken, Schaufeln und allen Arten Karren. Man ſah daſelbſt, nach und nach oder alle zugleich auf verſchiednen Wegen, die Korporationen von Paris, die Nationalgarden, die Geſchwornen, die Invaliden, die Schweizer Garden, die geiſtlichen Gemeinheiten beiderlei Geſchlechts, die ſechszig Diſtrikte!, die Innungen der Handwerker. Vor jeder von ihnen her, ging eine Gruppe junger Mädchen und eine beſondere Fahne mit einer bürgerlichen Inſchrift. Jede Munizipalität, jedes Dorf hatte ihre Fahne, um welche ſie ſich vereinigten und in abgeſonderten Trupps marſchirten. Die Fahne wehte immer zwiſchen Baumzweigen, die von den Männern an der Spitze jedes Detaſchements getragen wurden. Sie umſchatteten die furchtſame Stirn der jungen Mädchen, die den Trupp führten. Es hatte das Anſehn, als ob die Franzoſen zu dem Märzfelde eilten, um unter den Fahnen der Schönheit und Jugend ihr Reich zu verjüngen. Der Maire von Paris und der Generalkommendant miſchten ſich unter die Arbeiter, mehr um ihren Arbeiten zuzuſehn und daran Theil

zu nehmen, als ſie durch ihre Gegenwart aufzumuntern, denn dieß war unnöthig. Der König ſelbſt ließ ſich daſelbſt ſehn, und ging mitten unter dem Freudengeſchrei, den Bezeigungen der Dankbarkeit und den Segnungen des Volks darauf umher. Prieſter, Bürger, Mönche und Soldaten, alle arbeiteten um die Wette.

Alle Zugänge zu dem Märzfelde wimmelten von Menſchen; vorzüglich die neue Brükke Ludwigs XVI. und die Straßen du gros caillou: einige gingen, andre kamen, es war wie ein Ameiſenhaufen. Der Marquis de la Fayette, ein noch junger Mann, von einer angenehmen Figur und ſeit einem Jahre der Abgott des Volks, vergaß nichts um in Gunſt zu bleiben und ſeinen Einfluß zu erhalten. Ich begegnete ihm auf der Straße du gros caillou. Er kam von den Arbeiten und war von einem Detaſchement ſeiner pariſer Kavalerie, der Ehrengarde, die ihn nie verläßt, begleitet. Man kann ihn immer, da er beſtändig ein weiſſes Pferd reitet, von fern ſehn und erkennen: kein unbeſtimmter Blick kann auf einen andern als auf ihn fallen. Langſam ritt er mitten durch die Menge, die durch ihr Händeklatſchen und durch ihr Geſchrei, es lebe la Fayette, es lebe

unſer General, die Luft wiederhallen machte. Er hielt beſcheiden den Hut in der Hand, grüßte, in der Kunſt der Volksformeln erfahren, von der Rechten und Linken mit gerührter Miene, die Bürger, die ſich um ſein Pferd drängten; reichte den nächſten die Hand und drückte die ihrige; neigte ſich auch wohl von dem Pferde herab um dem einen ein Wort zu ſagen, und den andern zu umarmen. Ich glaubte einen der Gracchen zu ſehn, der von dem öffentlichen Platze kam, und mitten unter dem Jauchzen des Volks die Straßen von Rom durchzog.

Ganz Paris begab ſich den Abend ein durchs andre gemiſcht aufs Märzfeld, einige um zu arbeiten, andre um das Schauſpiel anzuſehn und zu genießen. Das erſte mal als ich dahin ging, war der Abend ſehr ſchön, und der Zulauf außerordentlich. Beim Hineintreten erblickte ich das außerordentlichſte Schauſpiel! hundert funfzig tauſend Menſchen von jedem Geſchlechte, jedem Alter und jedem Stande, durch die Freiheit an die gröbſten Arbeiten gekettet, an Karren geſpannt und freiwillig zu den beſchwerlichen Fortſchaffen der Erde verurtheilt. Erhabner und rührender Frohndienſt! Man ſah vor ein und demſelben Wagen eine Benediktinerinn, einen Invaliden, einen Mönch, ei

nen Richter und ein Freudenmädchen geſpannt. Eine Menge der artigſten Mädchen von Paris, alle in weißen Kleidern, mit Gürteln und Bändern von der Nationalfarbe bebunden, gingen, kamen, gruben, luden auf, ſchoben nach, und zogen fort. Sie glaubten mit ihrem ſchwachen Kräften den mit Erde beladnen Wagen bis oben auf die Anhöhe gebracht zu haben. Aber ohne ihr Wiſſen ſchob ihn die ſtarke Hand der Männer hinten nach: Die Erde wurde von dem Karn geſchüttet und vergrößerte die Anhöhe. Die jungen Mädchen ließen die Stränge nach, klatſchten und hüpften vor Freude wegen des glücklichen Erfolgs: aber die dienſtfertigen und verborgnen Gehülfen kamen zum Vorſcheine, näherten ſich mit lautem Geſchrei und beſtraften mit einem Kuſſe die ſtolzen Schönen und empfingen auf die Weiſe die Belohnung ihres Dienſtes. Nun hoben ſie ſie mit ihren nervigen Armen in die Höhe, ließen ſie den Platz der ausgeſchütteten Erde einnehmen und füllten den leeren Wagen mit dem reizenden Geſpanne an. Mitten unter dem Geſchreie und der lärmenden Freude machte ſich der mit jungen Mädchen angefüllte Wagen von der Höhe des Hügels des los, und rollte mit der größten Schnelligkeit auf die Ebene hinab. Darauf

kehrte man zurück und lud wieder neue Materialien und friſche Erde auf. Hier ſtand ein Soldat in eine Mönchskappe gehüllt, dort ein Geiſtlicher mit einer Grenadiermütze, dort wieder ein Freudenmädchen mit dem Bruſtſchleier einer Nonne. Es ſchien, als ob man bei dieſer unzähligen Menge, die ſich gleichen und einförmigen Arbeiten unterzogen, und wo ſich der eine gleichſam wie durch eine Art von gegenſeitiger Verwandlung zum andern umſchuf, den Unterſchied des Standes auslöſchen, und nichts als Franzoſen, Bürger und Brüder bemerken laſſen wollte. Ich ſah, wie Geiſtliche ohne Kutte mit aufgeſchürztem Rocke mit ſtarker Hand den Spaten regierten, und ich dachte an die frommen Einſiedler, die ſich derſelben nur zur Unterhaltung ihrer abergläubiſchen und düſtern Melankolie bedienten. Wer wird von beiden, ſagte ich mir ſelbſt, dem Ewigen angenehmer ſeyn? Der Mönch, der jeden Tag beſchäfftigt iſt, vor ſeiner Hütte traurig ſein Grab auszuhöhlen, oder der, der auf dem Märzfelde fröhlich die Erde umwühlt und ihren Buſen nur öffnet, den Deſpotismus zu vergraben und die Freiheit aufzuwecken? Alle dieſe eben ſo außerordentlichen und noch merkwürdigern Gemälde als alle die vorhergehenden

waren für eine Epoche aufgehoben, die das den Augen der Menſchen darſtellen ſollte, was ſie niemals geſehn haben und nie wieder ſehn werden.

Paris, den 10. Auguſt 1790.

Eilfter Brief

an denſelben.

Ueber den 19. Junius 1790.

Ich habe Sie eben von der Verbündung unterhalten; darauf habe ich Sie zu den Arbeiten des Märzfeldes zurückgeführt. Auf eben dem Wege, wo ich von Wirkungen zu den Urſachen zurückgehe, komme ich auf den berüchtigten Tag, den 19. Junius, mit dem ich das beſchließen will, was ich Ihnen über die Revolutionen Frankreichs zu ſchreiben Willens war.

Bei den Völkern des Alterthums gingen wichtigen Handlungen, großen Begebenheiten, immer Opfer vorher. Auch die Nationalverſammlung hat den 19. Junius ein ſolches Opfer gebracht, um damit die Feierlichkeit des Märzfeldes zu eröffnen und einzuweihen. Sie hat

der Gleichheit dieſer neuen, aus der Deklaration der Rechte erzeugten Nationalgottheit eine Hekatombe von Titeln, pergamentnen Würden und Fundalurkunden zum Opfer gebracht; ſie hat ihr das ganze Korps des Adels aufgeopfert. Nie wurde ein größeres, ſchrecklichers und ſchmerzlichers Sühnopfer gebracht. Drei hundert tauſend Familien haben Nachkommenſchaft und Vorfahren eingebüßt. Das Opfer war freilich nicht blutig, aber es wurde mit bittern Thränen des Stolzes und der Eitelkeit getränkt. Der Adel war ſchon vorher als Stand im Staate aufgehoben; er hatte aber doch noch eine individuelle Exiſtenz; man hat ſie ihm geraubt, man hat ſie unfähig gemacht, auf die Nachkommenſchaft übertragen zu werden, indem man den Erbadel unterdrückte.

Ich will jetzt mit Ihnen unterſuchen, ob dieſe große Operation dieſelben Charaktere der Gerechtigkeit und des Nutzens an ſich trägt, als ſo viele andre offenbar heilſame Geſetze der Verſammlung; ob eine geſunde Politik ſie eingeflößt; und in dieſem Falle müßte man ihr ſeinen Beifall geben, und ſich darüber freuen.

Es iſt ſchwer, dieſe Frage zu unterſuchen, ohne durch die Ideenverbindung in die Tiefen

der Geſetzgebung und Politik ſich einzulaſſen. Es haben zwar mehrere große Männer über dieſen Gegenſtand Licht verbreitet, ich finde ihn aber doch noch wenig erleuchtet; er bleibt mir noch immer in Nebel verhüllt. Man macht in Frankreich viel Lerm von Grundſätzen; dieß Wort iſt in Jedermanns Munde; alle Fragen werden durch Grundſätze entſchieden; immer kömmt man auf ſie zurück. Ich wünſche denen gar ſehr Glück, die ſie zu haben denken, oder ſie gefunden zu haben glauben; aber ich geſtehe, daß ich unglücklich genug bin, dieſen Grundſätzen nicht zu trauen. Nach dieſem Geſtändniß, hoffe ich, werden ſie nicht glauben, daß ich mir herausnehme, noch dazu in meinem Briefe, einen Gegenſtand zu bearbeiten, der ſo ſehr über meine Kräfte geht. Es wird mir genug ſeyn, Ihnen die Bewegungsgründe meiner Zweifel gegen die Richtigkeit der herrſchenden Grundſätze vorzuſtellen; und ich werde aufs Gerathewohl einige abgeriſſene Betrachtungen hinwerfen, die ich aber von meiner Seite für nichts weiter, als für beſcheidne Zweifel zu nehmen bitte, unter welcher Geſtalt ich ſie auch immer vorſtellen mag.

Das Dekret der Aufhebung des Adels wurde in einer Abendſitzung zu ſchleunig abgefaßt,

wobei man eine Verordnung der Verſammlung übertrat, die für die Berathſchlagung und Verhandlung aller Sachen von Wichtigkeit drei Tage beſtimmt hat. Die Stimme des Publikums iſt dagegen geweſen. Wäre das Publikum von der Verſammlung befragt, das Dekret wäre nicht abgefaßt. Welch ein Bewegungsgrund war hier? Einige haben in dem Proſcriptions-Dekrete nichts geſehen, als Rache von Seiten der Gemeinen, und den letzten Zug des Haſſes, den der Bürgerſtand gegen den Adel hegte. Andre haben geglaubt, daß Einige des niedern Adels dieß Mittel erſonnen hätten, ſich ihren Einfluß und die Gunſt des Volks zu erhalten. Journaliſten haben gedruckt, Hr. de la Fayette habe durch dieß Dekret den Zwiſchenraum ausfüllen wollen, der ihn vom Herzog von Orleans trennte, um ihn mit deſto größern Vortheil angreifen zu können. Im Gegentheile glauben auch viele Leute zu wiſſen, daß Hr. de la Fayette gar nicht für dieſes Dekret ſey, ſondern weil er gewiß war, daß es doch durchgehen würde, wenn er ſich auch widerſetzte; ſo habe er den Antrag aus politiſchem Eifer unterſtützt, um dem Volke nicht verdächtig zu werden, und dadurch den Grund zur Kälte gegen ſich und zu ſeinem eig-

nen Verderben zu legen. Sehr viele Leute haben geglaubt, daß dieß Dekret, welches der König unmöglich billigen zu können schien, nur ein verstecktes Mittel ſey, in Frankreich und Europa die Freiheit des Monarchen wieder herzuſtellen; denn da er bis jetzt keinem von den Statuten der Nationalverſammlung ſeine Beſtätigung verſagt, ſo würde, wenn es bei dieſem geſchähe, die Verwerfung beweiſen, daß er frei ſey. Mehrere andre haben dieß Dekret als eine natürliche Folge der Erlöſchung der Ordnung und der Unterdrückung der Lehnsregierung angeſehen. Hätte die Verſammlung es von der Seite betrachtet, ſo würde ſie ſich ſehr geirrt haben. Man kann aufhören, als große Geſellſchaft zu exiſtiren, und doch eine individuelle und auf andre fortgehende (transmiſſible) Exiſtenz behalten; und überdieß iſt Hoheit der Geburt von Lehnshoheit und der Ausübung gewiſſer Rechte ganz unabhängig. Zum Beweiſe will ich mehrere Länder anführen, wo der Adel, mit oder ohne Lehen, gar keinen beſondern Stand ausmacht, als Italien, die venetianiſchen Staaten auf dem feſten Lande, die Schweiz, Bern, das Waadland, Rußland und mehrere Gegenden in Deutſchland.

Alles machte der Verſammlung zum Geſetz, wenigſtens doch dem Adel die Erbfähigkeit zu laſſen. Was geſchieht? man belegt den Adel mit einer verhältnißmäßigen Abgabe, man entreißt ihm die Lehen; man vermindert ſeine Einkünfte; man nimmt ihm ſeine Stellen; man hält ſeine Penſionen zurück, oder entzieht ſie ihm ganz, kurz, man hebt ihn als Stand auf. Es bleibt ihm nichts, als ein ehrenvoller Vorzug, der niemanden ſchadet, und den mancher, vielleicht nicht ſehr vernünftiger, Edelmann höher ſchätzt, als ſein ganzes baares Vermögen; und den nimmt man ihm!

Der ganze Stand iſt wegen des Verbrechens einiger Individuen beſtraft. Die Unordnung, die Raubſucht, die Verheerungen von Verſailles waren nicht mehr zu ertragen. Man kann es ſich nicht verhehlen: das Königreich Frankreich ſchien ganz dem Nutzen von etwa 50 berühmten Familien übergeben, die ſich als eine beſondre Art, als eine privilegirte Klaſſe höherer Menſchen, als der Landadel anſahen, der doch eben ſo viel und oft mehr werth war; und der, ohne ein anders Hülfsmittel, als den Kriegsdienſt, nicht weniger in ſubalternen Poſten der Armee ſchmachtete, ohne

Hoffnung zum Avancement zu haben. Dieſer Adel des Hofes hatte durch ſeinen Hochmuth, ſeinen Stolz, ſein gebieteriſches Weſen und ſeine beleidigende Politeſſe jedermanns Haß erregt, und alle gegen ſich aufgebracht; aber nun war er gedemüthigt und überwunden, die Gemeinen und die Nation gerächt; was wollte man mehr? der franzöſiſche Adel war ein furchtbarer Löwe, der alle ſeine Vortheile gemisbraucht hatte; man hatte ihm die Zähne abgefeilt, die Klauen beſchnitten, man hatte ihm genommen, was ſchaden konnte, es blieb ihm nur, was zur Grosmuth, zur Stärke dienen konnte. Was that man? den 19. Jun. ſchlug man ihn ganz zu Boden, man tödtete ihn. Trauriger, unglücklicher Sieg! möge er doch für Frankreich kein Unglück bedeuten!

Man könnte auch bei dieſem Todesurtheile vielleicht auf den Verdacht kommen, daß die, die es durchgeſetzt haben, es für ein Mittel gehalten, das Wiederaufleben des Korps zu beſchleunigen, und daß ſie die abſolute Nothwendigkeit einer obern Kammer in einer repräſentativen Monarchie eher fühlbar machen wollten, auch die Nothwendigkeit erblicher Vorzüge in jeder politiſchen Geſellſchaft, wo man

Gleichgewicht, Subordination und Ordnung erhalten will.

Dieß Dekret könnte noch tiefere Abſichten andrer Art enthalten; es könnte die Abſicht verdecken, Frankreich zu einer verbündeten Republik zu machen. Es kann in der That auſſerordentlich genug dünken, daß man einen König behält, um ein Geſetz zu beſtätigen, das, weil es ſeiner eignen Familie den Adel raubt, ihn ſelbſt herabſetzt; denn wenn er in ſeiner Würde als König, der erſte Bürger des Staats iſt, ſo iſt er auch der erſte Edelmann des Reichs, und ein erſter Edelmann ſetzt doch mehrere voraus. Wenn eine alte ehrwürdige Eiche ihren heiligen Schatten über alle Bäume und Geſträuche eines großen Waldes verbreitete; dieſe ſich nun verbänden, die kleine Anzahl der wenigen Eichen unter ihnen zu zerſtören und zu vernichten, was würde die majeſtätiſche Eiche davon denken? würde ſie nicht mit Recht ſagen: da man alle von meiner Art verbannt, was ſoll ich allein hier?

Ich will noch mehr ſagen, das Dekret, welches den Adel vernichtet, erniedrigt nicht bloß den Adel, ſondern alle Franzoſen; es erklärt ſie für ungeſchickt adelig zu ſeyn, macht ſie unfähig, dieſe Würde auf ihre Nachkom-

men fortzuerben, und ſetzt ſie dadurch herab. Es zerbricht die koſtbarſte Feder des geſellſchaftlichen Mechanismus, die Nacheiferung, die Ehre, die Thätigkeit, die nicht wieder herzuſtellen iſt; oder die vielmehr, durch das größte Unglück, den Augenblick ſich wieder einſetzt, durch die Habſucht, den Geitz und die Beſtechung, durch Gold und Reichthum.

Es giebt keine Nation in der Welt, bei der die Ausrottung des Adels gefährlicher wäre; keine Nation, deren Charakter und Sitten mehr mit dieſer Einrichtung ſympathiſirten, die durch dieſes wahrhaft unpolitiſche, unnationale Dekret grauſamer und unmittelbarer angegriffen würde, als die Franzoſen. Der Adel iſt ein erhabnes Mittel in den Händen des Geſetzgebers, den Stolz auf das allgemeine Beſte der politiſchen Verbündung zu richten, und durch die Eitelkeit alle Wirkungen der Tugend hervorzubringen.

Unterſchied des Rangs, der Kaſten, iſt von allen Zeiten her, und von allen Geſetzgebern als eine der feſteſten Stützen der bürgerlichen Geſellſchaft angeſehen. Noch mehr: dieſer Unterſchied iſt eine natürliche, unvermeidliche Folge der Vereinigung der Menſchen in eine Geſellſchaft. Thatſachen ſtimmen hier mit

der Theorie völlig überein. Es giebt kein civiliſirtes Land, keine Regierung in der Welt, wo dieſe Unterſchiede nicht wären. Weil man denn weder in alten noch neuern Zeiten ein Volk findet, wo der Adel nicht unter verſchiednen Geſtalten angetroffen wird, ſo darf man gewiß daraus ſchließen, daß Adel nothwendig ſey, und ſchon in der Natur eines geſellſchaftlichen Körpers liege.

Die vereinigten Staaten von Amerika haben ſich ohne Adel gebildet; dieß haben ſie mit mehrern andern erſt entſtehenden Staaten gemein. Adel iſt der Sohn der Zeit, und zeigt ſich gewiß immer in einer vollkommnen Geſellſchaft. In tauſend Jahren werden die Nachkommen der Begründer der neuen amerikaniſchen Republik ihr goldnes Buch haben, ihre Ahnenprobe ablegen, und von dem Volke geachtet und geehrt werden, wie heutzutage die Nachkommen derer, die Venedig gründeten, und die ihrem Urſprunge nach nur arme Fiſcher, friedliche Bürger waren, die ſich in die Moräſte flüchteten, um Sicherheit zu ſuchen, und ſich den bürgerlichen Streitigkeiten, die Italien verwirrten, zu entziehen. Sie ließen es ſich niemals träumen, daß ihre Nachkommenſchaft ſich für den erſten Adel von Europa anſehen

würde, und daß dieß mit Recht geſchähe, weil er der älteſte iſt.

Hieraus folgt auch, daß in allen geſellſchaftlichen Vereinigungen von zwei Fällen, immer einer Statt fand: entweder die Begründer waren die erſten Adlichen, oder der Geſetzgeber, der dieſen Geſellſchäften eine neue Geſtalt gab, hat die Unterſchiede eingeführt, den Rang beſtimmt und die Bürger klaſſifizirt.

In den alten Republiken kömmt zu dieſen beiden Quellen des Adels noch eine dritte, nemlich himmliſcher Urſprung. Viele vornehme Bürger ſtammten von den Göttern ſelbſt her; dieß mußte in den Demokratien eine weit ſtärkere Ariſtokratie erzeugen, als die iſt, die man in Frankreich jetzt ſo ſehr befürchtet; denn was heißt es, einen Lehnsherrn aus dem zehnten Jahrhunderte zum Stammvater zu haben, in Vergleich mit einem unſterblichen und göttlichen?

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß nun in Frankreich Aemter und Würden die Stelle des Adels vertreten. Man kann mir auch einwenden, daß, da man ſich ſchon in der Societät durch ein hohes Amt, und überdieß noch durch eine beſondre Würde, Adel ge-

nannt, auszeichnet, ſo ſey dieß ein doppeltes Amt, welches die Begriffe von Einheit und Einfalt verbannen müſſe. Eine wichtige und ſchwere Frage, auf die ich zurückkommen werde, für jetzt will ich mich an dieſer einzigen Betrachtung begnügen.

Wenn alle Bürger gleich ſind, ſo ſind die Aemter, im Diſtrikte, Direktorium, Departement, der Wahlherren und Repräſentanten nichts, als immer um eine Oktave höher geſtimmte Saiten eines einzigen gleichen Tons; nun hebt ein und derſelbe Ton in allen Saiten, alle Harmonie auf und zerſtört ſie.

Die geſellſchaftliche Tonleiter beſteht aus der Verſchiedenheit der Individuen, ſo wie die muſikaliſche Tonleiter aus der Verſchiedenheit der tiefen und hohen Töne. Beide Tonleitern haben Stufen, die eine des Ranges, die andre der Töne; und beide ſind der Grund der geſellſchaftlichen und muſikaliſchen Harmonie. Was würde man von einem Orgelbauer ſagen, der unter dem ſcheinbaren Vorwande, ſeinem Inſtrumente mehr Einheit und Einfalt zu geben, nun alle Pfeifen gleich machte?

Ich will nicht wiederholen, was über dieß Dekret vom 19. Junius geſagt und gedacht iſt;

ich will nicht ſagen, daß es gegen alle Klugheit und Politik gegeben iſt, daß es ſelbſt, nach der Meinung der Demokraten, ihnen viel Uebel, aber wenig Gutes hervorgebracht hat; daß es ſie von dem Ziele entfernt, ſtatt ſie demſelben zu nähern, inſofern es die Misvergnügten und die Hinderniſſe vermehrt; daß man überhaupt, da der Menſch mehr an der Eitelkeit, als am Glücke hängt, den Adel aufs äuſſerſte brachte, und ihn in Verzweiflung ſetzte, da man ihn ſchon durch die Unterdrückung des Lehnsweſens und der Penſionen ruinirt hatte, daß man, ſtatt die Theilung und Trennung des Standes zu vollenden, im Gegentheil ſeine Vereinigung befördern konnte, denn nichts iſt gefährlicher, als einen beſiegten Feind aufs äuſſerſte zu treiben, und der letzte Grad der Unterdrückung und Tyrannei gränzt faſt immer an den erſten Grad der Unabhängigkeit: daß dieß Dekret den Unwillen und den Haß des Volks in ein Gefühl von Intereſſe und Mitleid verwandeln wird; daß es das Geld aus dem Reiche verbannt hat, indem es die Auswanderungen befördert. Dadurch ſchmachten Künſte und Handel; der Umlauf des Geldes iſt gehemmt; die Armuth vergrößert, und öffentliches Elend vermehrt. Dieß Dekret, ſo wie die neue

Theorie von Gleichheit, auf der es beruht, das durch Miſſionarien verbreitet, gepredigt, kommentirt und weit umher gebracht wird, iſt eine Art von Krieg gegen alle europäiſchen Staaten, die, unter welcher Geſtalt ſie auch exiſtiren, das Vorurtheil des Adels und die Ungleichheit der Stände zum Grunde und zur Stütze ihrer Regierung genommen haben. Es greift ſowohl Holland, Venedig und Bern, als Spanien, Oeſterreich, Preußen und England an; dieß Dekret endlich zertrümmert die Monarchie, denn eine Monarchie ohne Adel, iſt eben ſo wenig eine Monarchie, als ein Zirkel ohne Ründung ein Zirkel iſt, bei beiden iſt Widerſpruch in dem Namen und in der Sache.

Ich will alle dieſe mehr oder weniger ſcheinbaren oder gegründeten Betrachtungen übergehen; ſie ſtellen ſich natürlich dem Geiſte dar, beſonders dem der kleinen Zahl vernünftiger Leute, die ausſchließlich ſich bloß durch die Vernunft beſtimmen laſſen. Ich komme nun zu einer wirklich großen und wichtigen Frage zurück, die mir bis jetzt nur ſehr oberflächlich behandelt zu ſeyn ſchien, wenn ſie ja behandelt iſt, nämlich, ob die Aufhebung des Adels in Frankreich dem Glück und der Freiheit der

Franzoſen günſtig oder zuwider iſt; denn nur dieſe Frage kann einen Freund der Freiheit, einen gefühlvollen Mann, der vollkommen unpartheiiſch und aufrichtig dem Glücke ſeiner Nebenmenſchen ergeben iſt, intereſſiren. Dieſe Frage ſetzt aber eine andre allgemeinere und frühere voraus. Hier iſt ſie: in welcher Beziehung ſteht die Lehre der Gleichheit mit der Organiſation des Staatskörpers, und mit der Erhaltung der geſellſchaftlichen Ordnung? Von der Unterſuchung dieſer erſten Frage hängt die Auflöſung der zweiten ab. Beide, wenn wir ſie gründlich behandeln wollten, würden uns ſehr weit führen, und in ſehr ausgedehnte Unterſuchungen verwickeln. Man müßte unterſuchen, ob es nützliche Irthümer, gefährliche Wahrheiten und heilſame Vorurtheile giebt; s) bis wie weit man die Menſchen zu ihrem eignen Vortheile täuſchen kann und darf; ob die Grundſätze der Geſelligkeit der Evidenz und des Beweiſes fähig ſind; ob ein Volk, das auf einmal unabhängig wird und räſonnirt, nicht alle Waf-

fen

s) Dem Verfaſſer waren die beiden berühmten Preißſchriften hierüber wohl nicht bekannt, da ſie in Deutſchland geſchrieben und gekrönt wurden. Z.

ſen in Händen hat, ſich in kurzer Zeit ſelbſt zu zerſtören. Ich will mich darauf einſchränken, Ihnen die Hauptideen, und faſt auf einmal vorzulegen.

Der Adel muß in einer wohlgeordneten Monarchie die feſteſte Stütze des Anſehns des Königs und der Freiheit des Volks ſeyn. In Frankreich hat ihn das Unglück der Zeiten, der Mangel an Aufklärung immer von dieſem heiligen und erhabnen Geſchäfte entfernt. Er hat ſich im Gegentheile wechſelsweiſe als Feind des einen und des andern gezeigt; bald furchtbar dem Könige, bald Begünſtiger der Tyrannei und oft der Schrecken und die Furcht des Thrones und des Volks auf einmal. Wäre es nicht ſehr unbillig, dieß dem Adel und ſeiner Einrichtung ſelbſt Schuld zu geben?

Der Adel nahm nie in einer Konſtitution, die nicht exiſtirte, t) ſeinen wahren Platz ein. Der Adel war immer, entweder gar nichts, oder zu mächtig, nach der Stärke oder der Schwäche des Reichs und der Regierung. Unter Ludewig XI. und Ludewig XIII. wurde er immer unterdrückt. Unter Ludewig XIV, der

t) Soll wohl heißen, wo keine wirkliche Regierungsform ſtatt hatte.

alle Mächte unter ſeinen Stolz und ſein Glück beugte, verließ er ſeine Güter und konnte nur ſchmeicheln und kriechen. Unter Ludewig XV. verließ er gänzlich ſeine alten Schlöſſer, und vergaß in den Vorzimmern zu Verſailles, in der Mitte von Intriguen, ſeine alte Macht und Unabhängigkeit; aber er hob ſich unter einer neuen Geſtalt; er nahm ſtatt des Schuz-zes und der Stärke des Lehensweſens, das er eben verloren, eine geliehene Stärke. Er vereinte ſich mit dem Anſehn des Königs, nicht um ihm ſeine Stütze zu leihen, ſondern ſich ſelbſt dadurch zu ſtärken; und nachdem er mehreremal beinahe ſelbſt am Throne zertrümmert wäre, gelang es ihm unter dieſer und noch mehr unter der folgenden Regierung mit Hülfe des Thrones alles andre zu zertrümmern.

Dieß war eine ganz neue Politik! der Adel verbreitete unmerklich ſeine Wurzeln über die ganze Oberfläche des Reichs, er verflocht mit ſeinen Zweigen Menſchen, die er bisher verachtet hatte. Man ſah ihn einer Seits ſich an die Finanze anſchließen, ſich in dem Dienſte der Armeen und Gerichtshöfe theilen, an der andern Seite hingegen ſeinen Buſen für Geld einer Menge neuer Menſchen öfnen. Aemter und Bedienungen aller Art, häufige Erhebun-

gen in den Adelſtand, bildeten in der Mitte der Nation beinahe ein neues Volk von adlichen und privilegirten, das den Stand vergrößerte und ſeine Macht vermehrte.

Eine gewöhnliche Folge verſchwendeter Ehrenſtellen iſt, daß ſie ihren Werth verlieren; hier fand ſich aber, ob von ohngefähr oder nach richtiger Berechnung, alles ſo gut verbunden, daß die Vervielfältigung der Adlichen zu Gunſten des Adels eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte. Die äußern Ehrenzeichen, der Beſitz und die Erblichkeit der Pairwürde und der Aemter, hatten ſelbſt in dem Körper des Adels eine drückende Hierarchie, beſtimmte Unterſchiede, nach dem Grade der Gunſt, oder nach der Beſchaffenheit und dem Alter ihres Adels, vom Unterlieutenant bis zum Privilegium der Kutſchen und des Tabourets errichtet. Die Ehre wurde überall für die höhern Klaſſen aufbewahrt, ſie nahm immer ſtufenweiſe ab, vom Könige und den Prinzen bis auf den Neugeadelten. Allein nach der genaueſten Unterſuchung, waren die adlichen der Art nach unter einander zwar getrennt und auf einander eiferſüchtig, dem Geſchlechte nach hingegen mit einander verbunden, und vereinten ſich hier als in einer allen gemeinſchaftlichen Würde.

Vier große Korporationen herrſchten in dieſem Syſteme des Adels, die hohe Geiſtlichkeit, die hohe Magiſtratur, der hohe Adel, und der hohe Finanzſtand. Aus einer von dieſen vieren wurden immer die Miniſter gewählt und die Miniſter behandelten ſie daher wieder mit jeder Art von Achtung und Schonung. Der König, die einzige Quelle der Macht, war durch dieſe furchtbare Ariſtokratie ſo zuſammengedrückt, daß er nur ein ſcheinbares, ein ihm nur zugeſtandenes Anſehn hatte. Die Macht kam aus ihrer Quelle, ging aber nicht wieder zu ihr zurück. Sein moraliſcher Charakter kam hiebei gar nicht in Betracht. Seine Perſon mogte die Güte und Menſchenfreundlichkeit ſelbſt ſeyn; es gab etwas von ihm, das ſich nie änderte, und das ſtets furchtbar blieb, nämlich ſein **Name**. Dieſer Name war ein immerwährender, tyranniſcher Stempel, den die Ariſtokratie von ihm nahm, und mit dem ihre Unterbefehle eine willkührliche Macht ausübten. **Titus** zu Verſailles, **Nero** in den Provinzen, als Sekretär, Abgeordneter und Unterbevollmächtigter. Man quälte das Volk im Namen des Königs, man ſtellte den König dem Könige ſelbſt entgegen, um ſeine Befehle unwirkſam zu machen; nach dem Parlementsſtile war man aus

Achtung und Liebe für den allergnädigſten König ungehorſam. Die Ariſtokratie und die Miniſter gaben dem Namen des Königs ſeine Stärke, und ſeine ganze Gewalt, indeß ſie über die Perſon des Königs ein veto ausübten, das ſein wirkliches Anſehn beinahe ganz vernichtete.

Die hohe Finanze bot dem Könige stets Schach mit dem Golde; die hohe Geiſtlichkeit hielt ihn durch Aberglauben im Zaum; die Parlementer im Namen der Geſetze; der hohe Adel durch ſeinen Kredit bei der Armee, durch ſeine Privilegien, ſeinen allgemeinen Einfluß und genaue Vereinigung mit den drei andern Korps.

Wenn man durch die Beichte über die Gewiſſen herrſcht; die Geſetze ſprechen läßt; über die Armee, die Gerechtigkeit gebietet, der Sakramente und der Finanzen Meiſter iſt; nach Gefallen Anleihen, Abgaben, Gerichtshöfe und Tempel öffnet und ſchließt, ſo iſt man Herr von allem.

Zu dieſem ungeheuern Grade der Macht war der Adel in ſeinen vier Hauptzweigen gekommen; Man hat alſo zur unrechten Zeit viel vom Feudalkoloſſe, und ſeinen durch die National-Verſammlung vernichteten Kräften

geredet. Seit den Zeiten des Kardinals von Richelieu exiſtirten dieſe Kräfte nicht mehr. Bloß der Schein vom Lehnſyſtem blieb, ſchwache Spuren der Sklaverei, und einiger läſtiger Grundzins. Das Lehnſyſtem hatte den Thron erſchüttert, die Völker zertreten; aber dieß neue noch weit gefährlichere Syſtem, zielte offenbar dahin ab, ſich der Souveränetät völlig zu bemächtigen. Es war eine neue, weit höhere Macht, und von einer ganz andern Natur, die der Adel unvermerkt an ſich geriſſen, und die alles Anſehn und alle Stärke des Reichs in ſeine Hände brachte.

Dieſe in ſeinem Ganzen ſo abſcheuliche politiſche Maſchine, die aus vier ungeheuern Rädern zuſammengeſetzt war, die beim Fortlaufen alles zertrümmerten; dieſe ſo mangelhafte Maſchine, hörte doch nicht auf zu gehen, und, was erſtaunlich war, ging immer ſtärker. Die Volksmenge, das Geld und der Handel in Frankreich hatte ſeit funfzig Jahren merklich zugenommen. Ein Gegenſtand tiefer Betrachtungen für den philoſophiſchen Geſetzgeber, iſt dieſe außerordentliche Leichtigkeit, mit der Misbräuche und Laſter aller Art ſich gewiſſermaßen in den geſellſchaftlichen Einrichtungen naturaliſiren, ohne daß ſie weder das Spiel noch den

Gang derſelben auf eine merkliche Weiſe verwirren.

Wer kann jetzt noch zweifeln, daß ein ſolches Syſtem einer Reform bedürfe, und welcher Augenblick paßt ſo gut dazu, als der der Revolution! welche günſtige Gelegenheit, die ſich nie wieder finden wird! Welches herrliche Zuſammentreffen der Umſtände, Frankreich in weniger als ſechs Monaten, wenn man ſich hätte verſtehen und verſöhnen wollen, auf den höchſten Punkt der Ehre, des Glanzes und der Stärke zu bringen, der ſich nur denken läßt; und noch dazu mit einer Oekonomie von tauſend Millionen, aufgewandt zu Verwirrungen, Uneinigkeiten, perſönlichen Abſichten, zu Thränen, Verzweiflung und Haß.

Man brauchte bloß die unglückliche Bewegung jener vier Räder, wovon ich geredet habe, zu hemmen, und das Getriebe des Adels von neuem zu machen, es mit ähnlichen, aus dem ganzen Reiche genommenen Elementen zuſammen zu ſetzen, und mit den beiden fundamental und parallelrädern, des Königs und des repräſentirten Volks in Harmonie zu ſetzen; allen dreien eine gegenſeitige, gemeinſchaftliche und ungetrennte Bewegung zu geben, und ſie an den nützlichſten und am wenigſten unvoll-

kommnen Platz aller Syſteme der geſellſchaftlichen Mechanik, die man bis jetzt gekannt hat, zu ſtellen.

Der erſte Zweck eines Geſetzgebers muß der ſeyn, den allgemeinen Willen zu unterſtützen und zu begünſtigen: dieſer iſt nichts anders, als jenes angeborne Verlangen, das die Menſchen auf eine ſchwankende, unbeſtimmte Art zu ihrem Glücke hintreibt. Ueberdieß giebt es noch einen beſondern Zweck; dieſer Zweck muß nach der Natur des Volkes, welches der Geſetzgeber ordnen will, abgeändert werden; je nachdem das Volk jung oder alt, ſeine Sitten rein oder verdorben ſind, je nachdem er einen großen oder kleinen Erdſtrich einnimmt, reich oder arm iſt, den Acker baut oder Handlung treibt, aufgeklärt oder unwiſſend, dumm oder geiſtreich, phlegmatiſch oder feurig, friedlich oder kriegeriſch iſt. Nach dieſen verſchiedenen Charakteren müſſen die Geſetze modifizirt werden.

Daß die National-Verſammlung das Glück der Franzoſen zum Hauptzwecke gehabt habe, daran läßt ſich nicht zweifeln: eine Menge vortrefflicher Dekrete beſtätigen dieſe Wahrheit. Was aber den beſondern Zweck betrift, ſo weiß ich nicht, ob ſie ihn deutlich vor Augen gehabt

hat, und ob ſie genug Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Umſtände genommen, die ich eben aufgezählt habe. Iſt ein Zweck einmal beſtimmt, ſo muß man ihn zu erreichen ſuchen; zum erreichen bedarf es Handlung. Jeder Staatskörper muß von einem herrſchenden Bewegungsgrunde belebt ſeyn, welcher die Glieder der Geſellſchaft beſtimmt, ſich den Abſichten des Geſetzgebers immer zu nähern: dieſer herrſchende Bewegungsgrund iſt das Principium der Bewegung ſeines Syſtems. Ich ſollte beinah vermuthen, die National-Verſammlung habe ſich gar nicht damit beſchäftigt, oder habe grade den nicht gefunden, der ſich für das Volk paßt, dem ſie Geſetze geben wollte; und ſo hätte ſie vielleicht gar nach neuen und gewagten Proportionen eine Maſchine verfertigt, und die Feder, die das Werk in Bewegung ſetzen muß, vergeſſen; auf die Weiſe alſo einen Körper ohne Seele geſchaffen.

Doch Ehre den großen Männern, ungeachtet ihrer Fehler, ihrer Irrthümer und Schwächen. Wahrſcheinlich iſt Ihnen beim Leſen ihrer Werke die Bemerkung nicht entgangen, daß ſie faſt immer den entſcheidendſten Anſpruch auf Fähigkeiten gemacht haben, die ſie am wenigſten beſaßen. Rouſſeau hielt ſich

für konſequent, Montesquieu glaubte, er könne beſſer als jemand ſeine Ideen allgemein machen. Dieſe Sucht könnte man die Krankheit großer Männer nennen.

Man kann ſich nicht mit den Grundſätzen der Regierung beſchäftigen, ohne an Montesquieu zu denken, der glänzend an Witze und Einbildungskraft zwar alles verſchönert, was er berührt, aber die Gegenſtände, die er bearbeitete, zu ebenen und zu beherrſchen glaubte, ſelbſt wenn er auch augenſcheinlich von ihnen beherrſcht wurde. Statt daß das Licht in ſeinen Schriften ſich von oben nach unten richtet, wird es im Gegentheile von unten nach oben zurück geworfen; aber man ſtößt auf jeder Seite auf Strahlen des Genies, auf tiefe und einzelne Blicke, und auf ein ſinnreiches und treffendes Detaille. Oft ein einziges Bild, eine einzige Vergleichung dieſer außerordentlichen Männer, iſt ſchon ein dickes Buch werth, und kann auch den Stoff dazu geben.

Montesquieu theilt die Regierung in republikaniſche, monarchiſche und deſpotiſche. Dieſe Eintheilung ſcheint mir oberflächlich und nicht genau. Deſpotismus iſt keine Regierung, es iſt der Mangel an Regierung. Es iſt die Ausartung der Monarchie, ſo wie Anarchie die

Ausartung der Demokratie iſt. Die verſchiedenen Geſtalten der Regierungen ſind alle in den Gränzen der Geſetze enthalten. Sind dieſe Gränzen übertreten, ſo giebt es keine Regierung mehr. Setzen ſich alle über das Geſetz hinaus, ſo iſt dieß Anarchie; geſchieht dieß nur von einigen, Oligarchie; thut es nur ein einziger, ſo iſt es Deſpotismus und Tyrannei; und darum ſind Deſpotismus, Ochlokratie, Oligarchie und Anarchie keine Formen der Regierung, ſondern Ausartungen.

Monteſquieu ſucht nachher jeder dieſer Formen das ihr eigenthümliche Principium der Bewegung zu geben, und er giebt uns die Tugend für die Demokratie, die Mäßigung für die Ariſtokratie, die Ehre für die Monarchie, und die Furcht für den Deſpotismus an. Hier ſcheint es mir, als habe er die Wirkungen für die Urſachen genommen; als wären alle dieſe vorgeblichen Principia der Bewegung nur Nebenurſachen, die ſich von andern herleiten. Ich will im Vorbeigehen doch fühlen laſſen, wie ſchwankend und unbeſtimmt Monteſquieu's Ideen ſind; nachdem er den Mangel einer Form für die Form einer Regierung ſelbſt angegeben hat, wie z. B. den Deſpotismus, ſo ſetzt er den Mangel an Bewegung für das Principium der

Bewegung, zum Beiſpiel in der Ariſtokratie die Mäßigung. Mäßigung iſt das Zurückhalten, die Erſchlaffung der Bewegung, und kann alſo kein Principium der Bewegung ſeyn; in dieſen Ausdrücken liegt ein Widerſpruch.

Alle Regierungen können auf drei ſimple Formen zurückgebracht werden, auf die Demokratie, die Ariſtokratie und die Autokratie u) oder auf die Regierung des Volks, der Großen oder des Adels, und die eines Einzigen. Alle Formen, die je auf der Erde geweſen ſind, oder noch ſeyn werden, ſind hiervon nur Verſchiedenheiten, Nüancen, und verſchiedene Verbindungen. Misbrauch der Demokratie iſt Anarchie; Misbrauch der Ariſtokratie, Oligarchie, ſo wie der Misbrauch der Autokratie, Deſpotismus iſt. Die beiden äußern Formen, Demokratie und Autokratie, zertrümmern und hören dann auf Regierungsformen zu ſeyn. Ihre zertrümmerten Theile berühren ſich und erzeugen ſechs verſchiedne Zuſtände, die gleichſam einen großen Zirkel bilden, den Deſpotiſmus eröfnet, und Anarchie ſchließt.

u) Ich gehe etwas von dem Sinne dieſes Worts ab, um die Regierung eines einzigen zu bezeichnen.

Wenn man ſich von den Principien der Bewegung deutliche Ideen machen und ſeine Begriffe ganz rein haben will, ſo muß man erſt fragen, was iſt Regierung? Die Menſchen ſuchen bei ihrer Vereinigung eine größere Summe von Vortheilen, als ſie erwarten können, wenn ſie ſich von einander entfernt halten oder einzeln bleiben.

Zwiſchen den Arten des Daſeyns der Menſchen und der Reiche iſt eine große Analogie. Man hätte die menſchliche Exiſtenz mit der der Staaten vergleichen müſſen, und man hat es auch gethan. Das Ganze muß den Elementen gleichen, aus denen es zuſammengeſetzt iſt. Jeder Menſch iſt ein kleiner Staatskörper, und eine große Regierung, wovon er einen Theil ausmacht, ſo zu ſagen im Kleinen, und die Regierung iſt ein ſehr großer Menſchenkörper, deſſen Dauer mit dem Umfange und der Langſamkeit ſeiner Fortſchritte und Entwickelung im Verhältniß ſteht. Der eine Körper iſt eine Menge Menſchen, der andre ein individueller Menſch. Bei beiden findet Entſtehung, Wachsthum und Abnahme Statt. Handlung und Leben haben beide mit einander gemein. Beide ſind phyſiſche und moraliſche Kräfte. Beide

haben ein Principium der Bewegung, und dieſes Principium iſt vollkommen daſſelbe.

Aber dieſes handelnde Principium iſt nicht die Furcht; dieſe iſt eine leidende Empfindung, ein Principium der Unthätigkeit, die, wenn ſie Principium der Thätigkeit werden ſoll, nichts anders als Stärke ſeyn kann; und in dieſem Fall iſt der Sklave, der unter der Ruthe der Tyrannen oder Deſpoten handelt, nichts weiter als ein Kreiſel, der unter der Peitſche des Schülers auf dem Schulhofe getrieben wird.

Eben ſo wenig iſt die Mäßigung ein Principium; ſie lenkt die Leidenſchaften, und ſetzt ihnen die Klugheit entgegen. Eben ſo wenig Tugend und Ehre, die ohne Zweifel ſehr thätige Leidenſchaften ſind, ſich aber nur durch künſtliche Mittel in der Seele des Menſchen erwecken laſſen. Ob nun gleich Montesquieu wohl einſah, daß die Leidenſchaften das Principium wären, wodurch die Regierungen in Bewegung geſetzt wurden, ſo hat er doch, wie ich glaube, dieſe Idee nicht benutzt, ſondern ſich ſogar zu Irrthümern verleiten laſſen, die er hätte vermeiden können, wenn er nur mit etwas mehr Genauigkeit und Tiefſinn analyſirt hätte.

Leidenſchaften ſind nur ein Phänomen und Wirkungen; ſie hängen alle von einer einzigen Urſache, einer Grundtriebfeder, einer erſten Leidenſchaft ab, die alle andern hervorbringt. Was iſt dies für eine Leidenſchaft? perſönliches Intereſſe. Es glückt zuweilen der Kunſt aus dieſer Triebfeder eine ganz entgegengeſetzte zu ziehen. Kunſt kann aus dem perſönlichen Intereſſe Tugend herleiten, und glücklich ſind die Menſchen und die Regierungen, wo dieſe beiden Triebfedern in einander faſſen, und nur eine ausmachen.

Tugend iſt der ſchönſte Glanz der menſchlichen Natur, die höchſte Stufe der Höhe, die ſie erreichen kann; ſie glänzt mit einem ganz göttlichen Charakter, aber ſie iſt dem Menſchen nicht natürlich; ſie iſt ſeinen liebſten Neigungen zuwider! ſie iſt ein gewaltthätiger Zuſtand, eine gezwungene Lage. Der gewöhnliche Gang des Menſchen, ſeine natürliche und gewöhnliche Falte iſt, wie ich eben geſagt habe, perſönliches Intereſſe. Intereſſe beſtimmt ihn, und zieht ihn mit ſich fort; dieß iſt der angeborne Hang, dem er nachgiebt und dem er ſich überläßt. Die Natur ſelbſt hat das Intereſſe in die Seele des Menſchen gepflanzt, zum ewigen Bewegungsgrunde, unzerſtörbar und nothwendig.

Tugend iſt die Neigung im entgegengeſetzten Sinne, ſie nährt ſich von Anſtrengung und Kämpfen; ſie iſt immer bewafnet, und ihr angenehmſter Genuß, ſind ihre Triumphe und Siege, über eben dieſen Bewegungsgrund. Dieß ſind alſo zwei einander völlig entgegengeſetzte Triebfedern, wodurch man die Menſchen und die Reiche in Bewegung ſetzt, die eine natürliche, iſt perſönliches Intereſſe, die andere, die künſtliche, die Tugend.

Hätten Geſetzgeber in einer glücklichen Epoche, in einem aufgeklärten Jahrhunderte, die Philoſophie vom Himmel gerufen; hätten ſie ſie zum Mittelpunkt ihres geſellſchaftlichen Syſtems gemacht, und alle Elemente dieſes Syſtems von ihr hergenommen; hätten ſie die Menſchen in einem erhabnen Lichte betrachtet, und ſie alle für Brüder, für völlig unter ſich gleich angeſehen, ſo begreift man wohl, daß ein ſolches Syſtem nur durch Tugend in Bewegung geſetzt werden konnte. Dieß wäre ſchon ein ſehr großes Hinderniß, denn wir haben geſehen, daß Tugend ein gewaltſamer Zuſtand iſt, der alſo nicht von Dauer ſeyn kann. Eine durch Tugend in Bewegung geſetzte Regierung muß alſo nothwendig an der Unbeſtändigkeit und Erſchlaffung dieſes Bewegungsgrundes

Theil

Theil nehmen. Thatſachen unterſtützen dieſe Theorie. Alle Volksregierungen des Alterthums empfingen ihre Bewegung von der Tugend; nur durch Hülfe dieſer Triebfeder ging die Maſchine. Die großen Männer folgten auf einander; Bedürfniß gab ihnen ihre Entſtehung; ſolche Männer mußten auftreten, oder die Maſchine zerfiel.

Die Geſchichte aller dieſer Demokratien iſt kurz und einförmig. Die Nationen gingen aus ihren Wäldern hervor, behielten im Anfange die Kraft und ländliche Unſchuld ihres alten wilden Zuſtandes bei, erhoben ſich plötzlich auf die höchſte Stufe des Ruhms und des Wohlſtandes, und gaben auf wenige Augenblicke einen erſtaunlichen Glanz von ſich. Auf dieſen Glanz folgte ein langer Verfall, ein langſamer und ſchmerzlicher Todeskampf. Sie entſtanden, glänzten einen Augenblick und verlöſchten; ſie erſtickten in einem ſolchen Unrath von Laſtern und Verbrechen, in ſolchen Abſcheulichkeiten, daß wir Neuern, ſo verderbt wir auch immer ſeyn mögen, den Anblick des Gemäldes, das uns noch davon übrig geblieben iſt, nicht ertragen können.

Dieß wird immer geſchehen, ſo oft man Tugend zum einzigen Bewegungsgrunde einer

Volksregierung macht, und nicht auf jenen unüberwindlichen Trieb des Menſchen, auf ſich ſelbſt zu ſehen, Rückſicht nimmt, und ſo oft man den natürlichen und unzerſtörbaren Reiz des perſönlichen Intereſſe, mit ſeinen politiſchen Verbindungen zu verknüpfen vergißt. Der Geſetzgeber muß durch alle nur mögliche Mittel zur Tugend ermuntern, und ihre Entſtehung befördern, aber wenn er weiſe iſt, ſo rechnet er nicht darauf. Die Brauchbarkeit eines Staatsmannes beſteht darin, dieſelbe entbehren zu können. Ein politiſches Syſtem, das nur durch Tugend dauern kann, iſt alſo ſehr mangelhaft; aber wenn es ſo organiſirt iſt, daß es nur durch Tugend in Bewegung geſetzt werden kann, und die Tugend alſo der einzige Bewegungsgrund iſt, ſo wird es noch weit mangelhafter ſeyn. In dieſen Fehler, der jenen erſten noch weit übertrift, iſt, wie ich glaube, die Nationalverſammlung verfallen. Mir ſcheint es unmöglich, daß Tugend der Bewegungsgrund der Konſtitution ſeyn darf, die ſie uns gegeben hat. Hier ſind meine Gründe.

Philoſophie gehört dem Verſtande, Tugend dem Herzen; die eine hat Wahrnehmungen, die andre Empfindungen. Philoſophie iſt die herrlichſte und ſeltenſte Eigenſchaft des

menſchlichen Verſtandes. Tugend, der größten Aufopferungen fähig, ſetzt in Erſtaunen und unterjocht. Mit einem Worte, Philoſophie iſt ein großes Licht, Tugend ein großer Trieb. Philoſophie iſt alſo nicht Tugend. Sie ſieht alles, was groß iſt, treibt uns aber zu nichts Großem. Sie betrachtet die Gegenſtände aus einem zu erhabenen Geſichtspunkte, als daß ſie in Leidenſchaft gerathen könnte. Alles ſcheint ihr gering und erbärmlich in ihren hohen Spekulationen. Sie wirft einen Blick des Unwillens auf alles, was einen Gegenſtand der Wünſche und des Beſtrebens der Sterblichen ausmacht. Iſt aber die Tugend in dem Menſchen erkünſtelt, ſo giebt es doch wenigſtens einen natürlichen Hang zu dem, wodurch ſie hervorgebracht wird; und dieß, was ſie hervorbringt, iſt der Fanatiſmus im weiteſten Verſtande. Ihm gehört die Tugend zu. Er iſt die Kunſt, durch die man ſie erſchafft. Er allein kann ſie in dem Herzen des Menſchen zur Natur machen, und man muß den Fanatiſmus als die wahre und einzige Quelle der Tugend anſehen. Er allein kann jene flammenden Empfindungen, jene edeln großmüthigen Bewegungen, jenen erhabnen Schwung der Seele, jene heroiſchen Opfer zu Stande bringen, die

die Tugend charakteriſiren. Philoſophie iſt nur für eine ſehr geringe Anzahl privilegirter Menſchen. Der Fanatiſmus hingegen übt ſeine Herrſchaft über alle ohne Ausnahme aus. Er iſt ein allgemeines Gut, ein Hebel, der alle faßt, ſie bewegt und ſie alle hebt. Es giebt bis jetzt noch keinen Geſetzgeber, der ihn vernachläſſigt hätte; die Philoſophie ſelbſt iſt genöthigt ſeine Hülfe zu borgen, um Tugend entſtehen zu laſſen. Dieſe zu erwecken, ſtählt der Fanatismus ſeine Federn durch vier Hauptquellen, durch Religion, Freiheit, Vaterland und Ehre. Er theilt ſich in eben ſo viel Zweige.

In den alten Republiken borgte die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit all ihr Feuer, alle ihre Kraft von der Religion; oder vielmehr Vaterland und Freiheit, mit einem heiligen Charakter bezeichnet, machten einen Theil der Religion ſelbſt aus; ſie waren nur eine weitere Ausdehnung derſelben. Die Orakel, die Dreifüße, die Pythien errichteten zwiſchen den Griechen und den Göttern ein genaues Verhältniß, und vertrauten Umgang; ſtellten ihnen den Himmel vor, als ſey er unaufhörlich mit der Sorge für ihre Erhaltung beſchäftigt. In Rom unternahm man nichts, ohne die

Götter durch Auguren und Aruſpices zu befragen. Die Lacedämonier, hingeſtreckt neben den ſchmutzigen Mauern ihrer Stadt, beſchäftigten ſich Tag und Nacht mit dem Dienſte des Vaterlandes und der Freiheit. Sparta war ein Kloſter, und bewaffnete Mönche, die ſich der furchtbarſten Strenge befliſſen, vertheidigten davon den Eingang. Jede Stadt in Griechenland wurde unter dem unmittelbaren Schutze einer Gottheit für heilig gehalten. Ganz Griechenland war ein großes heiliges Land, das man nicht angreifen konnte, ohne Kirchenräuber und Frevler zu ſeyn.

Ich kenne keinen einzigen Freiſtaat des Alterthums, wo der Fanatiſmus des Vaterlandes und der Freiheit von dem der Religion getrennt geweſen wäre. Dieſe drei Empfindungen waren genau vereint, und durch dieſelben Mittel genährt und unterhalten; ſie waren in einander verſchmolzen, und die Feſte, die Schauſpiele, die gottesdienſtlichen Gebräuche und Gewohnheiten waren zugleich bürgerlich und religiös. Dieſer dreifache Fanatiſmus war es, der ſie unaufhörlich zu jenen Wundern der Tugend auffoderte, die uns in Erſtaunen ſetzen. Ihre Geſetzgeber fühlten wohl, daß Vaterland und Freiheit allein nur ſchwache und

ohnmächtige Triebfedern ſeyn würden, wenn ſie nicht durch religiöſen Wahnſinn und Enthuſiaſmus in Thätigkeit geſetzt würden. Sie fühlten es, daß man, um große Wirkungen aus ihnen hervorzubringen, um ſie zu innigen Empfindungen zu machen, ſie zu heiligen Gegenſtänden erheben müßte. Es gab auch nie ein Volk in der Welt, das weniger philoſophiſch und mehr devot geweſen wäre, als die Griechen und Römer; es gab nie unphiloſophiſchere (antiphiloſophiques) Regierungen, als die ihrigen. Alle Handlungen des Lebens, alle Handwerke und verſchiedene Stände, alle Leidenſchaften des Menſchen, alle Zufluchtsörter der Bürger, alle Verrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft, bis auf die Haltung der Thiere, hatten bei ihnen ihre beſondre Gottheit. Man konnte ſich in Rom oder Griechenland nicht umdrehen, keinen Schritt thun, ohne auf einen Gott zu ſtoßen.

Alles hat ſich geändert. Die Zeit und die Begebenheiten haben zwiſchen uns und den Alten eine Gränze gezogen, die uns auf immer von ihren Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheilen trennt. Wir ſind weder Griechen noch Römer, können es auch nicht mehr werden. Das Chriſtenthum, der Einfall der Barbaren

des Norden, die Buchdruckerkunſt, der Kompaß haben der Welt eine neue Geſtalt gegeben, dem Menſchengeſchlechte einen ſolchen Trieb und ſo verſchiedne Modifikationen, die gar keinen Berührungspunkt mehr zwiſchen uns und den Alten verſtatten. Dem Einfalle der Barbaren verdanken wir das Lehnweſen, der Buchdruckerkunſt, die Erweiterung der Aufklärung; dem Kompaß eine neue Welt, und dem Chriſtenthume einen neuen Gottesdienſt und einen einzigen Gott.

Die Philoſophen des Alterthums glaubten an einen einzigen Gott, wie wir; an Gott den Oberherrn der Menſchen und der Dinge; aber ſie glaubten dieſe Kenntniß dem Volke entziehen zu müſſen, ſie wollten ſie zum Gegenſtande der furchtbarſten Myſterien machen, und die Lehre deſſelben nur einer kleinen Anzahl Eingeweihter mittheilen; weil ſie entweder glaubten, ein metaphyſiſcher Gott wäre zu weit über den ſchwachen Verſtand des gemeinen Mannes, oder weil ſie vielleicht urtheilten, daß Vielgötterei beſſer mit der Volksregierung übereinkomme; daß die Idee eines einzigen und abſoluten Herrn ſich nicht mit einer Demokratie verweben und mit den republikaniſchen Ma-

rinnen und der ſtolzen Unabhängigkeit eines freien Volkes vereinbaren könnte.

Im Vorbeigehen bemerken wir, daß die Religion der Alten beſtändig die Freiheit begünſtigte; aber nicht ſo verhält es ſich mit der Religion der Neuern. Das Chriſtenthum unterſtützte von jeher den Deſpotiſmus und begünſtigte ihn. Man würde hieraus mit Unrecht Induktionen gegen ihre Wahrheit ziehen; weit gefehlt; das Chriſtenthum lehrt, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt; daß dieſe Welt nur ein Jammerthal iſt; daß man leiden muß, um den Himmel zu verdienen; daß ſein Weg mit Trübſal und Prüfungen beſäet iſt; giebt es nun wohl ein ſicherers Mittel den Himmel zu erlangen, als hienieden unter der Geißel der Tyrannen zu ſeufzen?

Die Lehre von einem einzigen Gott, die ſich ſeit der Errichtung des Chriſtenthums verbreitete, iſt der Heiligung und dem Wohl der Seelen ſo günſtig geweſen, daß ſie die Freiheit und das zeitliche Glück des Menſchengeſchlechts untergraben hat. Den republikaniſchen Göttern, die Freunde der Freiheit waren, folgte ein deſpotiſcher Gott, der von dem Judenthume die finſtern und dunkeln Farben angenommen hatte; ein eifriger Gott, ein Gott der Rache;

der die Sünden der Väter heimſucht an den Kindern bis ins vierte Glied.

Wir haben geſehen, daß Vaterland und Freiheit ohne Hülfe der Religion unfruchtbare und leere Namen ſind; es iſt auch ausgemacht, daß der religiöſe Fanatiſmus bei den Neuern eine Richtung genommen, die dem Fanatiſmus der Alten ganz entgegen iſt. Aus einem Freunde der Freiheit, der er vormals war, iſt er ein Begünſtiger der Sklaverei geworden und hat ſtatt der Liebe zu einem irdiſchen und vergänglichen Vaterlande, die Liebe zu einem ganz geiſtigen, ewigen und himmliſchen Vaterlande gelehrt. Hieraus ſieht man offenbar, daß von den vier angezeigten Quellen der Tugend, drei auf immer vertrocknet ſind.

Es bleibt den Neuern noch eine vierte ſehr ergiebige Quelle; den Alten war ſie unbekannt; ſie iſt in den Wäldern Deutſchlands entdeckt und ausgegraben; es iſt der Fanatiſmus der Ehre, der ſich vollkommen mit der Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit verträgt, und alle ihre Triebfedern wunderbar ſtärken kann. Dieſer neue Fanatiſmus wurde mit den Sitten und Gewohnheiten unſrer wilden Eroberer, der Franken und Sikambren nach Gallien verpflanzt, und gewann durch die Einführung des Ritter

und Lehnweſens neue Kraft und Thätigkeit. Die Triebfeder der Ehre wurde in Frankreich allmächtig. Man ſah bald, daß dieſe Triebfeder ſich hier naturaliſiren, und zu erhabneren Tugenden führen müßte, als in ihrem Vaterlande, und endlich, daß die Ehre ſo für die Franzoſen gemacht ſey, als die Franzoſen für die Ehre.

Beſonders verdankte dieſe durch jene Einrichtung faſt neugemachte Triebfeder dem Adel ihre herrlichen Wirkungen, wodurch die Franzoſen beinahe den Griechen und Römern gleich gemacht wurden. Ehre und Adel waren für den Franzoſen Worte von gleicher Bedeutung; Ehre und Adel war für ſie eine und dieſelbe Idee, nur unter zwei Geſtalten, und durch zwei verſchiedene Namen ausgedrückt. Den Adel in Frankreich zerſtören, heißt die Triebfeder der Ehre zerbrechen, heißt dem einzigen Fanatiſmus entſagen, der die Empfindungen und den Muth erhebt, und zu Aufopferungen, zu großmüthigen Handlungen, endlich zur Tugend ſelbſt und zu alle dem, was ſie charakteriſirt, fort treibt.

Welches Principium der Bewegung bleibt nun noch einer Einrichtung, die die Philoſophie zum Grunde gelegt hat? Wenn der Ge-

ſetzgeber auf Tugend gerechnet, und ſich doch der Mittel beraubt hat, die ſie hervorbringen, ſo muß nothwendig die Triebfeder des perſönlichen Intereſſe, wofür die Einrichtung nicht gemacht iſt, dieſe natürliche Triebfeder, wofür man gar keine Achtung gehabt, die man im Gegentheile ſo ſehr verſchrieen hat, als ſey ſie zu grob, und einer Regierung, die ſich auf das reinſte Licht der Vernunft gründe, unwürdig; dieſe Triebfeder, ſag' ich, die keine hinlängliche Kraft zurückdrängt und ihr Einhalt thut, muß dann nothwendig Verwirrung, Unordnung und Zerrüttung in der neuen Einrichtung verbreiten, und mit dem Umſturze und der Zerſtörung des Ganzen endigen.

Ich glaube nun bewieſen zu haben, daß jeder politiſche Körper, der nach philoſophiſchen Grundſätzen organiſirt iſt, nothwendig der Bewegung beraubt ſeyn muß, oder doch nur eine unordentliche erhalten kann. Ich will noch hinzuſetzen, um auch jedes Wölkchen zu zerſtreuen, daß eine philoſophiſche Verfaſſung nichts von Vaterlands- und Freiheitsliebe allein erwarten kann; denn die Philoſophie befiehlt uns, und mit Recht, alle Menſchen als unſre Brüder anzuſehen; ſie empfiehlt uns allgemeines Wohlwollen, eine Empfindung, die dieſer

unmäßigen und raſenden Liebe zum Vaterlande ſchnurgerade entgegen iſt, welche letztere ſich bei den Alten nur von der Verachtung und dem Haſſe der übrigen Menſchen nährte. Was aber die Freiheit betrifft, ſo iſt ihr materielles Gewand, das Vaterland; entziehen Sie ihr dieſes, ſo kann man ſie nicht mit der Glut des Fanatiſmus erwärmen; dann bleibt ſie nur ein kaltes metaphyſiſches Weſen, wofür man ſchwerlich je eine Leidenſchaft hegen wird. Im Gegentheile kann der Fanatiſmus für eine Einrichtung, die Idee der Freiheit ſo ſehr vergrößern, und ſo weit führen, daß dieſe Freiheit ſelbſt ſich mit Sklaverei vermiſcht. So war die ſo geprieſene Freiheit der Lacedämonier. Ich weiß wohl, daß, wenn ich in Sparta geboren wäre, ich mich mitten unter den Anordnungen Lykurgs für nichts weniger als für frei halten würde; ich würde mich vielmehr in den Banden der unerträglichſten und härteſten Sklaverei glauben.

Die Philoſophen des Alterthums zogen deßwegen nicht gegen den religiöſen Fanatiſmus zu Felde, weil er nur glückliche Wirkungen hervorbrachte; er erwärmte, er verbrannte aber nicht. Als er nachher in eine Feuersbrunſt ausbrach, ſuchten die neuern Philoſophen ſeine

Fortſchritte zu hemmen, und das Menſchenge-
ſchlecht von dieſer furchtbaren Geißel zu befrei-
en. Sie haben ſich daher für unverſöhnliche
Feinde des religiöſen Fanatiſmus erklärt, und
die franzöſiſchen Geſetzgeber, die in ihre Fuß-
ſtapfen treten, wenden alle ihre Kraft gegen
dieſes Feuer, das wieder ausbrechen wollte; ſie
müſſen es zu verlöſchen ſuchen, um nicht ſelbſt von
ſeinen Flammen verzehrt zu werden. Der
franzöſiſche Staat hat ſich alſo eines der beiden
einzigen Mittel, Tugend hervorzubringen, und
Vaterlands- und Freiheitsliebe zu erhöhen,
nämlich des Fanatiſmus der Ehre und der Re-
ligion, durch die Unterdrückung des Adels be-
raubt; das andere kann er hingegen nie, oh-
ne die größte Gefahr, wieder zu erwecken wagen.

Vielleicht wäre es von ſeiner Seite eine
höhere Philoſophie geweſen, wenn er ſich we-
niger als Philoſoph gezeigt hätte; beſonders,
wenn er nicht die Möglichkeit vorausſetzte, aus
den Mitgliedern einer politiſchen Geſellſchaft,
eine Societät von Philoſophen zu machen.
Was ſag' ich? eine politiſche Societät aus
Philoſophen zuſammengeſetzt, würde keine 24
Stunden dauern; oder vielmehr weiſe und ver-
nünftige Weſen, in eine Geſellſchaft vereint,
brauchen keine Geſetze und keine Regierung.

Manlius, Scävola und Regulus waren keine Philoſophen. Wenn ich die dreihundert Spartaner bei Thermopylä ihr Haar kämmen und ſalben, und ſie zu einem unvermeidlichen Tode ſich vorbereiten ſahe, wie man ſich zu einem Balle vorbereitet, ſo ſage ich nicht, ſeht da! dreihundert Weiſe, dreihundert Philoſophen; ſondern ich ſage, dieſer Lycurg war mir doch ein Philoſoph von Kopf, er kannte die Vorurtheile ſehr gut, die das Herz des Menſchen feſſeln, und er hat auch die Menſchen mit der gröſsten Geſchicklichkeit geleitet.

Hieraus muſs man ſchlieſsen, daſs man mit der Philoſophie keine Staatseinrichtung macht, ſondern nur mit Hülfe der Philoſophie; daſs ſie zwar bei einer politiſchen Verfaſſung den Vorſitz haben muſs, aber ſie nicht mit ihren eignen Elementen errichten darf. Sie muſs die Stücke wählen, die das Ganze ausmachen ſollen, ſie vertheilen, ordnen, an einander paſſen, und die Triebfeder hinein ſetzen. Kurz, der Geſetzgeber muſs Philoſoph ſeyn, die Geſetzgebung aber darf nicht rein philoſophiſch ſeyn. Vorurtheile, im Gegentheile, müſſen ſich im gehörigen Verhältniſs mit den vernünftigen Ideen vermiſchen. Sie erwerben ihr auf dieſe Weiſe jene Feſtigkeit, jenen Zuſammenhang

der Theile, ohne welchen das Ganze wieder zerfallen muß. Reine Vernunft, ohne ein Gemiſch von Vorurtheilen iſt niemals zum Gebrauche aller Menſchen geweſen, wird es auch nie werden; eben ſo wenig als Gold ohne Vermiſchung bearbeitet und zum Gebrauche der Künſte angewandt werden kann. Die reine Vernunft iſt ein zu ſchwacher Damm, ſich den Leidenſchaften des großen Haufens widerſetzen zu können. Ein geſchickter Geſetzgeber richtet eine Leidenſchaft gegen die andre, und feſſelt die eine durch die andre.

Die Lehre von der Gleichheit iſt die auffallendſte und tröſtlichſte Wahrheit; ſo wie auf der andern Seite der traurigſte und gefährlichſte Irthum. Alle Menſchen ſind in den Augen der Religion und der Philoſophie ſich gleich, ungleich aber in den Augen der Politik, die die Gleichheit, als das Principium ihrer Zerſtörung aus dem Schoße ihrer Einrichtungen ausſtößt, und ſie nur auf der Baſis der Ungleichheit feſt gründet. Jene Lehre iſt alſo wahr in der Moral, aber falſch in der politiſchen Ordnung. Sie iſt eine Wahrheit, weil man wohl fühlt, daß Weſen von einer Art, einer Geſtalt, einem Urſprunge, alle gleich gebildet aus einer irdiſchen und ſterblichen Sub-

ſtanz, alle gleich von der Erde gekommen, und bereit, wieder Erde zu werden, vollkommen gleich ſeyn müſſen. In der That, welcher Unterſchied iſt unter ihnen zu finden, wenn man ſie in einem höhern Geſichtspunkte betrachtet, worin ſie Religion und Philoſophie betrachten? In dieſer Höhe verſchwinden die Ungleichheiten. Noch mehr, ſie iſt eine nützliche Wahrheit, weil ſie einerſeits die Könige, die Fürſten und die Mächtigen der Erde an Empfindungen der Menſchlichkeit, an Gerechtigkeit und Mäßigung erinnert; und weil ſie anderſeits den Neid der Geringen mäßigt, ſie tröſtet, ſie in der Ferne auf die Höhe der Großen erhebt. Sie füllt das Thal, welches ſie trennt, verlöſcht die Ungleichheiten, hält über Große und Kleine die Wage der Einigkeit, und drückt alle mit der Unermeßlichkeit des erſten Weſens nieder.

Aber dieſe Lehre mit ihrem Folgeſatz: **Herrſchaft des Volks**, iſt falſch in der politiſchen Ordnung, weil ſie nothwendig unter dem Volke die gefährlichſte Gährung erregt; weil ſie darauf hinaus geht, die Thronen zu erſchüttern, und alle auf Ungleichheit der Stände gegründete Regierungen, den ganzen Erdball zu verdrehen, Schwerdt und Feuer und Verwü-

ſtung

ſtung über die Erde zu verbreiten; allenthalben das geſellſchaftliche Gebäude umzuſtoßen, das Menſchengeſchlecht unter ſeinen Trümmern zu begraben, und nachher zu ſehen, wie die Menſchen nach einem langen Schweigen des Todes und des Schmerzens, in kleiner Anzahl wieder auferſtehen, und aus der Mitte des geſellſchaftlichen Schutts hervorgehen, um in die Wälder, ihren erſten Aufenthalt zurückzukehren, und wieder die traurige Geſtalt des Standes der Natur annehmen.

Religion und Philoſophie ſind dazu gemacht, die geſellſchaftlichen Einrichtungen zu bedecken, zu hüten, zu beſchützen, ihren Schwächen abzuhelfen; ſie verſüßen die Bitterkeiten derſelben, ſie erſetzen das fehlende Ebenmaaß, nähern und vereinen, was die Politik theilen und trennen muß. Indeß dieſe die Menſchen nur als ein Ganzes anſieht, wirken jene auf die Individuen. Religion und Philoſophie verbeſſern die konventionellen Ungleichheiten; ſie ſind wie ein heilſamer Balſam, der auf unvermeidliche Beulen, auf nothwendige Wunden gelegt wird, die der Menſchheit, und dem natürlichen Rechte, von den politiſchen Einrichtungen und der geſellſchaftlichen Verfaſſung geſchlagen werden. In dieſer Hinſicht ſind ſie

ein Geſchenk des Himmels, ſie gehören zu ſeinen größten Wohlthaten. Religion und Philoſophie reden zum Verſtande, zum Herzen, räſonniren oder überreden, mit einem Worte, wirken nur auf den immateriellen Theil des Menſchen, da die Politik die phyſiſche und materielle Kraft des Menſchen anwenden kann, ſie nach ihren Zwecken zu nöthigen, und zu dem Ziele, was ſie ſich vorgeſteckt hat, zu lenken. In dieſem Verſtande iſt politiſche Ordnung ſo ſehr der moraliſchen Ordnung zuwider, daß das, was in der einen Wahrheit, in der andern großer Irthum iſt. Um daher die Uneinigkeit in dem Spiele der phyſiſchen Kräfte des Menſchen zu vermeiden, um ihre Harmonie und ihren Einklang wieder herzuſtellen, muß Ungleichheit die weſentliche Baſis der politiſchen Verfaſſungen ſeyn. Wenn die Menſchen nur Seelen ohne Körper wären, ſo würde die moraliſche Ordnung allein herrſchen, x) dann gäbe es keine politiſche mehr; und die Wahrheiten, die ihr zukommen, würden nicht mehr mit den moraliſchen Wahrheiten im Widerſpruche ſtehen. Geſetzgeber, die dieß verachteten,

x) Wenn aber dieſe Seele noch Leidenſchaften hätte z. B. Stolz, ſo wäre ſie doch wohl nicht hinreichend. Z.

oder dieſen wichtigen Unterſchied nicht machten, würden Gefahr laufen, ihre Politik auf Täuſchungen zu bauen.

Es wäre ohne Zweifel wohl zu wünſchen, daß eine ſolche eingebildete Theorie der Anwendung und der Wirklichkeit fähig wäre; daß moraliſche Gleichheit in bürgerliche Gleichheit verwandelt werden könnte, und daß die philoſophiſchen Wahrheiten mit den politiſchen und praktiſchen nur eins ausmachten. Dann würden die geſellſchaftlichen Einrichtungen ſehr vervollkommert ſeyn. Dann würden Tugend und Glück, mit einander verkettet, auf der Erde unter den Menſchen ihre Wohnung zu einem Aufenthalte der Freude machen, und dem Auge ein entzückendes Gemälde darbieten. Wer kann wohl daran zweifeln, daß eine einzige einfache Geſetzgebung, die auf Gleichheit, Tugend, Freiheit, Sitten, Aufklärung und die reinſten Principe der Vernunft gegründet iſt, allen bis jetzt bekannten Geſetzgebungen vorzuziehen ſey? Wer zweifelt daran, daß eine Geſellſchaft von Menſchen, wie Grandiſon z. B. nicht das Meiſterſtück bürgerlicher Einrichtungen würde? Man wünſchte auch wohl gern das goldene Zeitalter, das Reich der Aſtraea zurück! Angenehm würde es ſeyn, ſein Leben

mit den vollkommenſten Romanheldinnen und Helden hinzubringen. Die Tage eines ſolchen Lebens wären aus Gold und Seide geſponnen. Der menſchliche Geiſt ſchaft ſich ſehr leicht eine Ordnung der Dinge, die erhabener als alle gegenwärtige wäre. Er träumt ſich nach Gefallen phantaſtiſche Weſen, erfindet, wählt, erdichtet, täuſcht ſich in ſeinen Zuſammenſetzungen, und läßt die Kunſt und das ſchöne Ideal entſtehen. Die Feenpalläſte, die Gärten der Armida, und alle Dichtungen der Romanenſchreiber und Poeten beweiſen dieſe Wahrheit. Die Politik hat auch ihre Romane, wovon uns Plato und Morus ſehr ſinnreiche und rührende Beiſpiele geliefert haben. Fenelon hat uns in dieſer Art bezaubernde Gemälde gezeigt. Allenthalben glänzt darinn Tugend, Unſchuld und Glück. Die Seele verweilt gern auf dieſen anziehenden Gemälden; ſie tröſtet ſich mit der Schönheit dieſer Erdichtungen, über die Häßlichkeit der Wirklichkeiten, die ſie umgeben. Ich will von dieſen Gemälden nicht ſagen, daß die Menſchen darauf ſo vorgeſtellt ſind, wie ſie ſeyn ſollten; ſie dürfen ſo nicht ſeyn, weil ſie anders ſind.

Wenn Geſetzgeber voll Geiſt und Feuer, in dem glücklichen Zeitalter, wo der Geſchmack

an Redlichkeit und an dem Schönen ſich ſo leicht in Leidenſchaft verwandelt, dieſe Erdichtungen zur Wirklichkeit zu bringen ſuchten; wenn ſie von den Reizen der Vollkommenheit gefeſſelt, die Augen gen Himmel gerichtet, mit heftigen Athemzügen und in einem Zuſtande der Ekſtaſe, aus einer politiſchen Verfaſſung eine Hymne auf die urſprüngliche Gleichheit, auf die Tugend und auf die Freiheit zu machen verſuchten, ſo würde ich ſagen: das ſind liebenswürdige Enthuſiaſten, die den Boden, worauf ſie eine myſtiſche, idealiſche Verfaſſung einführen wollen, verderben und zu Grunde richten werden, es wird eine Verfaſſung voll Fehler, eben weil man gar keinen Fehler dulden will; voll Unvollkommenheit, weil ſie zu vollkommen ſeyn ſoll. Vielleicht lernen ſie zu ſpät, daß Vollkommenheit der furchtbarſte Feind menſchlicher Einrichtungen iſt; weil ſie über die gewöhnlichen Kräfte hinausgeht, und weil es in der moraliſchen Ordnung ein Geſetz giebt, nachdem das Uebel eben ſo hoch ſteigt, als das Gute. Beide ſuchen eben durch dieſe verhältnißmäßige Vertheilung zum Gleichgewicht zu kommen. Man kann keinen Misbrauch aufheben, ohne einen Vortheil verſchwinden zu laſſen; nichts Gutes ſtiften, ohne beiläufig zu einem Uebel

Anlaß zu geben. Dieß iſt die unveränderliche Natur der Dinge.

Die wahren Principe der geſellſchaftlichen Verfaſſung, ſo wie faſt alle erſten Principe, kennt der Menſch nicht; nur Gott allein kennt ſie. Er hat ihm nur, zur Leitung bei der Politik und Geſetzgebung, die Beobachtung, den Zweifel, das Gefühl, die Erfahrung, den Kalkul und die Klugheit gegeben. Der geſchickteſte Geſetzgeber iſt der, welcher vorher am weitſten in die Tiefen des menſchlichen Herzens gedrungen iſt. Die Maximen der Philoſophie zum Princip der Geſetzgebung gemacht, desorganiſiren und tödten gewiß jeden Staats-Körper, bei dem ſie unter dieſer Geſtalt eingeführt werden. Die Philoſophie muß außerhalb, nicht innerhalb ſeyn; drauſſen regiert ſie, inwendig zerſtört ſie. Setzt man aber ſtatt einer politiſchen und unvollkommnen Baſis der Ungleichheit der Rechte und Stände, die vollkommenſte Baſis der moraliſchen Gleichheit, was erfolgt dann? auf eine künſtliche, konventionelle, aber ſchützende Ungleichheit folgt eine wirkliche, ſchreckliche Ungleichheit, nämlich die der Stärke, die alles umſtürzt und zerbricht.

Ich kenne alles, was man in Frankreich von der Erziehung erwartet, um die Nation

zu der Höhe der neuen Geſetze zu erheben; aber, außerdem, daß es mir gefährlich ſcheint, eine Konſtitution für ein tugendhaftes Volk zu machen, ehe es ſelbſt tugendhaft iſt; es Geſetzen zu unterwerfen, deren Joch es, nach ſeinen gegenwärtigen Sitten, nicht ertragen kann; ſcheint es mir, daß man die Geſetze für das Volk machen muß, nicht das Volk für die Geſetze. Dies hebt ja allen Begriff von Ordnung auf, und muß den Untergang dieſer übereilten und unverſtändigen Geſetze nach ſich ziehen. Ich will indeß nun einmal das unmögliche annehmen; nämlich, die Generation, die ſich erhebt, ſoll nicht zu träge ſeyn, um das gegenwärtige Syſtem zu unterſtützen und zu vertheidigen; eine Nationalerziehung ſoll die Franzoſen umſchaffen, und ſie der hohen Beſtimmung, die man für ſie bereitet, würdig machen. Ich will annehmen, daß eine philoſophiſche Verfaſſung kein ſchimeriſches Projekt ſey, und nicht über die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten hinausgehe. Ich ſage, daß ſelbſt dann, wenn dieſe Vorausſetzungen gegründet wären, alles durch eine Betrachtung, die wegen ihrer Mehrheit auffallend iſt, verſchwindet. Es giebt Nationen, die durch beſondere Einrichtungen haben regiert werden können, deren

Charakter und Sitten beſtändige und beſtimmte Modifikationen annehmen konnten, weil ſie, eingeſchloſſen in den Gränzen ihres Gebiets, wenig oder gar keine Gemeinſchaft mit den andern Völkern der Erde hatten. So waren vor Zeiten die Lacedämonier; ſo ſind jetzt noch die Chineſer und Japaner. Aber heutzutage, da Poſten, Reiſen, Handlung, Politik, Krieg und Frieden von einem bis zum andern Ende Europens, eine lebendig ſchnelle und ununterbrochene Verbindung unterhalten; da die Nuançen des einen Volks gegen das andre täglich abnehmen; da ſie gleichſam in einander geſchmolzen ſind, ſo daß die Ungleichheiten, die Laſter und die Ausſchweifungen eines jeden von ihnen allen gemeinſchaftlich werden; wie kann man da die Franzoſen, die in der Mitte Europens wohnen, vor Anſteckung ſichern? Wäre es nicht daſſelbe, als wenn ein Arzt, der ſeinen Kranken Mittel gegen die Peſt verordnet, ihnen erlaubte, beſtändig mit Leuten, die die Peſt haben, umzugehen?

Die Ideen von Einheit und Simplicität, von denen ſich die Nationalverſammlung hat fortreiſſen laſſen, ſind nur ein Kunſtgriff des menſchlichen Verſtandes, ſeiner Schwäche zu helfen, ihm zu einem feſten Punkte zu dienen,

und in ſeinen Operationen beizuſtehen. Sie begünſtigen ſonſt noch die Trägheit, die ihm natürlich iſt, und überheben ihn tiefer Unterſuchungen. Unter einem andern Geſichtspunkte betrachtet, ſind ſie leicht dazu gemacht, junge Leute zu unterjochen, und zu verführen. Sie haben etwas großes, welches täuſcht, welches denjenigen, der ſie zuerſt dachte, ſie hervorbrachte, und ſie anwendete, in ſeinen eigenen Augen erhebt. Sie gränzen an die Majeſtät der erſten Urſache, und an die Simplicität und Einheit des allgemeinen Princips, welches alles, was iſt und lebt, bewegt und erwärmt. Sie führen natürlicher Weiſe auf den Begriff von Gleichheit, der einfacher und einziger iſt, als der Begriff von Ungleichheit, welcher Verſchiedenheit, Zahl und Mehrheit enthält. Jede menſchliche Einrichtung, bei der dieſe ſpekulativen und abſtrakten Begriffe angewandt werden könnten, würde dadurch ſelbſt aufhören, eine menſchliche Einrichtung zu ſeyn. Die Elemente dazu, wären keine Menſchen mehr; und ſo fällt bei dieſer Gelegenheit, ſo wie bei tauſend andern der Misbrauch des Ausdrucks in die Augen; man glaubt etwas zu ſagen, was einen Sinn hat, und ſpricht doch nur Töne aus.

Ein politiſcher Körper kann nicht einfach ſeyn; es iſt eine vielfach zuſammengeſetzte Maſchine, weil nichts weniger einfach iſt, als das Element, welches die Maſchine ausmacht; und weil das Ganze keine andre Natur haben kann, als die Theile, aus denen es zuſammengeſetzt iſt. Der Menſch iſt auch kein einfaches Weſen, vielmehr, es iſt nichts zuſammengeſetzter, als er. Er iſt zugleich ein metaphyſiſches und ein materielles Weſen. Er iſt ein organiſirter Körper, der Empfindung hat, mit einer willkührlichen Bewegung begabt, und aus einer ſo außerordentlich großen Anzahl von Theilen und Federn zuſammengeſetzt iſt, daß das bloße Namenverzeichniß davon unmöglich wird. Er enthält die widerſprechendſten Fähigkeiten, alle Extreme, alle gegen einander ſtreitenden Eigenſchaften, das liebenswürdigſte, und haſſenswürdigſte, das vortreflichſte und abſcheulichſte. Die Worte Organiſation, Seele, Materie und Bewegung, wodurch wir die Hauptcharaktere ſeiner Definition ausdrücken, erwecken in uns nur myſteriöſe und unbegreifliche Ideen. Und dieſes vielfache, wunderbare, unbegreifliche, aus feindlichen Subſtanzen zuſammengeſetzte, in einen Nebel gehüllte, mit Dunkelheit umgebene Weſen, dem ſein eignes

ſich das gröſste Räthſel iſt, will man durch die Vernunft regieren, und den erhabenſten Geſetzen der Einheit und Simplicität unterwerfen. Nein, man hat bis jetzt ein ſolches Weſen nur durch Orakel, Dreifüße, Prieſter, Pergament, Titel und Ahnen gelenkt, und dieß wird auch nie anders geſchehen.

Wenn man einen Augenblick zweifelt, wie ſehr der Fanatismus dem Menſchen natürlich iſt, ſo werfe man nur ſeine Augen auf das, was ſich in Frankreich zuträgt. Die Fortſchritte der Aufklärung haben ſeine Gaukeleien zerſtreut, und dennoch hängt der Menſch ſo ſehr an dem Fanatismus, daß, da er ſich nicht mehr mit ſeinem Feuer entzünden kann, das die Philoſophie auf allen Seiten ausgelöſcht hat, er durch die Philoſophie, durch den Antifanatismus fanatiſch wird. Ganz Frankreich iſt heutzutage mit Leuten angefüllt, die aus Philoſophie wahnſinnig ſind. Wenn es bei der Geſetzgebung ein gewiſſes Princip giebt, ſo iſt es dieſes: alles, was dem Menſchen ſchadet, iſt falſch; alles was der Menſch gebraucht, iſt ihm nützlich, und iſt wahr. y) Hieraus folgt,

y) Dieſer Satz würde ſchwerlich zuzugeben ſeyn; Hr. v. C. nimmt ja ſelbſt an, daß die Täu-

daß die Albernheiten aufhören es zu ſeyn, wenn ſie für den Geſetzgeber Mittel ſind, das Glück des Volks zu befördern, und die Geſetze zu be⸗feſtigen.

Wir dürfen gar nicht über die Dunkelheit, welche die Principe der bürgerlichen Geſellſchaft umgiebt, erſtaunen. Sie liegt in der Natur des Menſchen, die uns völlig unbekannt iſt. Er weiß nicht, woher er kömmt, wohin er geht. Alles iſt für ihn auf dieſer Erde kondi⸗tionel, relativ, ſcheinbar, und ohne abſolute Wirklichkeit. Der Menſch iſt hienieden eine Art von Nachtwandler, der weder weiß, wo, wann, und wie er in dieſen Zuſtand gekommen iſt, noch was der Ausgang davon ſeyn wird. Von Träumen beherrſcht, wovon er nicht Herr iſt, ſchläft er, und glaubt zu wachen; ſanft, friedfertig oder wüthend, traurig oder freudig durchläuft er in ſeinen Träumereien, aufs Ge⸗radewohl, alle Nuançen, welche das Vergnügen vom Kummer, die Wolluſt vom Schmerz, das Verbrechen von der Tugend trennen.

Es iſt wahr, die Offenbarung hat uns hier ihr Licht geliehen; aber indem wir von einer Seite des Gemäldes die Dunkelheit entfernen,

ſchungen dem Volke nützlich ſeyn können, ohne doch wahr zu ſeyn. S.

vergrößert ſie ſich auf der andern. Man wird ſich täglich fragen, wie dieſe glänzende Epoche nicht zur Epoche der größten Revolution in der Lebensart und den Sitten des Menſchengeſchlechts geworden iſt. Wie! der Gott des Weltalls würdigt die Menſchen, ſelbſt zu ihnen zu reden, ſich mit der Beſtimmung des Menſchen zu beſchäftigen, hat unmittelbaren Einfluß darauf, ruft ihn zur Vollkommenheit, und zum Glück; und die Menſchen bleiben taub gegen ſeinem Stimme: ſie misbrauchen ſein Wort ſo, daß dieſe Offenbarung ſelbſt ſeit achtzehnhundert Jahren, ſie zu den fürchterlichſten Ausſchweifungen gebracht hat. Es iſt alſo offenbar, daß das übernatürliche Licht, eben ſo lichte Schatten hinter ſich läßt. Aber wenn die Offenbarung, die die Philoſophie bei weitem übertrifft, nichts für's zeitliche Wohl der Menſchen gethan hat; wenn es ihr nicht geglückt iſt, die Menſchen zu beſſern, was ſoll man von der Philoſophie erwarten? Welche Hoffnung ſoll man auf die Vernunft ſetzen? Alle Menſchen unter das Joch der Vernunft bringen wollen, iſt vielleicht die unvernünftigſte und am wenigſten überdachte aller menſchlichen Unternehmungen.

Der Menſch hat ſeiner Natur nach das Verlangen nach Vollkommenheit; er ſeufzt darnach. Er drängt ſich unaufhörlich gegen dieß unausſprechliche Vorbild hin, und bleibt immer gleich weit davon entfernt. Seine Seele bringt ihn demſelben näher, und ſeine Sinne entfernen ihn davon. Von dieſen beiden entgegengeſetzten Kräften, die ſein Weſen ausmachen, gedrückt, beſteht ſein Schickſal darin, um dieſe erhabene Idee einen genauen Zirkel zu durchlaufen, von dem er ſich nie entfernt hat, und ſich auch nie entfernen wird. Was wird nun aus der in Frankreich von den Enthuſiaſten für die Revolution angenommenen Meinung: daß nämlich Freiheit, populäre Geſetze, und eine auf Vernunft gegründete Konſtitution, das Menſchengeſchlecht vervollkommnen und umſchaffen werden? Man kann mir eben ſo gut ſagen, daß eines Tages die himmliſchen Körper, die ſich in unveränderlichen Entfernungen von dem wohlthätigen Geſtirne bewegen, das Wärme und Leben verbreitet, ſich demſelben immer nähern, und ſeinen angenehmen Einfluß in der Nähe erhalten werden. Die eine dieſer Ideen iſt nicht philoſophiſcher, als die andre. Die Menſchen werden immer ſo ſeyn, wie ſie geweſen ſind. Das Menſchengeſchlecht durchläuft

abwechſelnd, ſteigend und fallend, die Leiter der Vollkommbarkeit, der es fähig iſt. Es iſt zu einem ewigen Schweben zwiſchen den beiden Extremen des Böſen und des Guten verdammt; es zeigt ſich abwechſelnd bald in dem Lichte eines Aſſas, eines Borgia's, eines Domitianus, eines Titus, eines Alexanders VI. und eines Kato. Es wird nie die Gränzen überſchreiten, die die Natur ſelbſt ihm vorgeſchrieben hat; eine kleine Anzahl Böſewichter und Dummköpfe, einige Genies, wenige Helden; wenige erhabne Tugenden, und der große Haufen der Menſchen von jedem Alter füllen unbekannt den übrigen Zwiſchenraum.

Die Religion iſt die Philoſophie des Volks, und die Philoſophie iſt die Religion des Weiſen. Die eine fängt die Kette der menſchlichen Ideen an, die andre endet ſie. Sie ſind im Beſitz ihrer beiden Extremitäten. Weder die eine, noch die andre darf bei geſellſchaftlichen Einrichtungen zum Grunde liegen, und man wird dieß nie ohne die größte Gefahr wagen können. Wrid die Religion bei einer Verfaſſung zum Grunde gelegt, ſo ſtreut ſie den Samen zur Theokratie, zum ſchrecklichſten und grauſamſten Deſpotismus aus. Die abſcheulichſten Unthaten werden da begangen unter dem Namen,

und auf Befehl Gottes. Der Menſch fällt nieder, betet an, und gehorcht. Die türkiſche Verfaſſung iſt theokratiſch. Der Sultan ſtellt den göttlichen Richter der Religion vor, und er iſt von ſeiner Familie. Er beherrſcht ſein Reich nach dem Willen des Propheten, der durch den Koran, das heilige Buch, und zugleich den bürgerlichen und politiſchen Kodex, kundgethan iſt. Schickt er ſeine Stummen ab, ſo gehorſamt demüthig der Muſelmann, ſtreckt ſeinen Hals dem Stricke dar, und ſieht in dem Befehle des Sultan nur die Züchtigung Gottes, und die Nothwendigkeit des Schickſals. Odin und der aſiatiſche Fürſt, der Alte vom Gebirge genannt, waren Theokraten. Sie redeten im Namen der Gottheit, verlangten einen unbedingten Gehorſam, und verbannten Nachdenken und Vernunft. Ihre Unterthanen oder Schüler haßten das Leben und liebten den Tod: ſie flogen auf den Ruf ihrer Gebieter zu dem Morde, zum Tode, zum Verbrechen, und zum Märtertode. Wird die Philoſophie bei der Einrichtung des Gouvernements zur Grundlage genommen; ſo muß ſie Anarchie erzeugen: denn da hier die Philoſophie und die Religion einander grade entgegengeſetzt ſind, ob ſie ſich gleich oft berühren, ſo müſſen ſie auch einſtigen.

gen.

gengeſetzte Wirkungen hervorbringen. Aus der einen muß Anarchie, ſo wie aus der andern Deſpotismus entſtehen: zwei ganz entgegengeſetzte Zuſtände, die ſich aber oft in einander verlieren. Religion und Philoſophie, zu Grundſtützen einer Regierung gebraucht, ſind zwei gleich gefährliche Gifte. Die eine brennt, und die andre verwandelt in Eis. Wenn der Religions-Fanatismus durch ſeine Hitze alles in Brand zu ſtecken drohet; ſo ſchlägt die Philoſophie durch ihren Hang zum Nachdenken und Zweifeln, alles was ſie berührt, mit Erſtarrung und Kälte. Zuweilen verleitet ſie zum Materialismus, und zum Atheismus, der die Uebertreibung und der Misbrauch des philoſophiſchen Geiſtes iſt, ſo wie der Fanatismus die Uebertreibung und der Misbrauch des religiöſen Geiſtes. Die eine von dieſen Grundſtützen, ſpannt alle Triebfedern der Regierung zu ſtark an; die andre erſchlafft ſie, und führt zur Auflöſung und zum Tode des politiſchen Körpers. Sie ſtürzt ihn in die Anarchie, die hundertmal gefährlicher iſt, als Deſpotismus.

Man wohnt, man reiſt ſicher in der Türkei und in Rußland. Wer würde ſich aber nicht fürchten, unter einem zügelloſen, von keinem Vorurtheile gefeſſelten Volke herumzureiſen?

Unter einem Volke, das ſeine Prieſter verfolg⸗te, ſeinen Adel herabdrückte, ſich gegen ſeine Obrigkeit auflehnte; mit den Waffen in der Hand ſich vor Strafe ſicherte, und alles wagte, alles ertrotzte?

Da die franzöſiſche National⸗Verſammlung den erſten Verſuch einer philoſophiſchen Staats⸗Einrichtung macht, da ein Gouvernement von einem ſehr großen Reiche, welches lediglich auf Grundſätzen der reinen Vernunft und abſtrakten Ideen von moraliſcher Gleichheit und Unumſchränktheit des Volks gegründet werden ſoll, ein ganz neues Phänomen in den Annalen der Welt iſt; ſo kann man den Sturz dieſer neuen Einrichtung nur a priori und vermittelſt der Theorie vorherſagen. Die Vergangenheit ſteckt uns hier nicht ihre Fackel auf. Es iſt nur die Frage, ob die Klugheit erlaubt, mit dem Schickſale eines ganzen großen Staats auf Geradewohl einen erſten Verſuch zu wagen, beſonders da man, wie ich glaube, es gethan zu haben, durch Raiſonnement die Unmöglichkeit erweiſen kann, daß ein ſolcher Verſuch mit glücklichem Erfolge gekrönt werde.

Der wahre Staatsmann, der Geſetzgeber von Kopf, ſtellt ſich in die Mitte zwiſchen Religion und Philoſophie. Alle Gegenſtände ſei⸗

nes Nachdenkens betrachtet er unter dieſen beiden verſchiedenen Geſichtspunkten, dem politiſchen, und dem philoſophiſchen. Er vereinigt beide mit einander, nimmt aus der Politik, was die Philoſophie davon billigt, entlehnt aus der Philoſophie, was ihm die Politik erlaubt. Aus der Religion hohlt er Beweggründe, aus der Vernunft weiſe Geſetze, nützliche Anordnungen, und aus der Politik heilſame Vorurtheile. Laſſen Sie uns einmal zum Beiſpiel den Adel nehmen, und ihn einen Augenblik in den zwei Geſichtspunkten, der Politik und der Philoſophie, betrachten. In dem erſten, muß man ihn, wie ich ſchon bemerkt habe, der glücklichen Wirkungen wegen, welche er in der geſellſchaftlichen Verbindung hervorbringt, für eine der weiſeſten Einrichtungen, worauf je die Menſchen gefallen ſind, halten. In dem andern ſcheint er eine große Ungereimtheit, und eine der ſeltſamſten Thorheiten, die je in den menſchlichen Kopf gekommen iſt. In der That iſt es nicht gar ſchwer zu zeigen, daß ſelbſt im heraldiſchen Sinne, und in der Abſicht der Genealogiſten diejenigen gerade an wenigſten beweiſen, die an meiſten zu beweiſen ſich bemühen. Auf der einen Seite, ſagt das Vorurtheil: der wahre Edelmann iſt der, deſ-

ſen Urſprung ſich in dem Dunkel der Vergangenheit verliert; und von der andern, iſt man übereingekommen, daß dieſer Urſprung im Verdienſte, und in glänzenden, für die Geſellſchaft heilſamen Handlungen, mit einem Worte in der Tugend beſtehen muß. Aber wer kann mir beweiſen, daß dieſes ſo ehrwürdige Dunkel nicht einem rechtſchaffenen Manne einen Böſewicht, oder Schandthaten der Tugend unterſchob. Die Beweiſe des Adels beruhen entweder auf Traditionen, oder auf Geſchichte, oder auf Urkunden und geſchriebenen Dokumenten; aber man kennt ja die Mängel der mündlichen Ueberlieferungen, die Irrthümer der Geſchichte, die Unzuverläßigkeit der Inſkriptionen, die Abänderungen in den Titeln, und die Untreue der Dokumente. Nun rechnen Sie die Familien-Betrügereien hinzu, die dieſe Untreue verſtärken, und die Dokumente Lügen bezeugen laſſen; die Irrungen der Liebe, und die kleinen Empörungen der Natur gegen das Vorurtheil, der es oft beliebt, einen ſchönen Bauer einem häßlichen Edelmann vorzuziehen; und Sie werden dann die verſchiedenen Arten überſehen können, wie der beſte Edelmann in Europa ſeinen Adel beweiſt. Man muß geſtehen, ſie beruhen zuletzt alle auf ziemlich ſchwachen Wahrſcheinlich-

keiten. Das läßt ſich für die Beweiſe derer ſagen, die da beweiſen. Jetzt laſſen Sie uns einmal die Beweiſe derer prüfen, die gar nicht beweiſen. Ich nehme den erſten, beſten Schuſter, und ſage: dieſer Menſch hat einen Vater gehabt, dieſer Vater iſt ein Sohn geweſen; dieſer Sohn ſtammte von Jemanden ab, und ſo ſteige ich vom Sohne zum Vater, vom Vater zum Großvater und ſ. w. So unzählig ſind Verbindungen und Ehen geknüpft worden, ſo unzählig ſind die Miſchungen der Geſchlechter, der Eigenſinn des Schickſals, das Spiel der Ereigniſſe, der Wechſel des Ungefährs, und die Kataſtrophen, wodurch ſchon oft auf dieſer Erde das bewirkt worden iſt, wovon wir jetzt in Frankreich ein Beiſpiel ſehen, wodurch auf einmal das Unterſte das Oberſte, und das Oberſte das Unterſte wurde; ſo groß ſind die Revolutionen auf dieſer Erdkugel unter den Menſchen und Dingen, daß, wenn ich, das Geſchlechts-Regiſter in der Hand, in die unermeßliche Reihe der verfloſſenen Jahrhunderte zurückgehe, ich nothwendig früh oder ſpät, mehr oder weniger geſchwind nach dem Alter des menſchlichen Geſchlechts auf der Erde, auf irgend einen Kaiſer, Fürſten oder großen Herrn, der ſich durch ſeine Tugenden und

ſeine Macht hervorthat, ſtoßen muß. Die Archive der Natur verſchaffen uns, ſtatt aller Kabinets Archive und Taufſcheine, einen gewiſſen und fehlerfreien Stammbaum. Der Urſprung iſt ſtolz, und geht ins höchſte Alterthum zurück; er iſt hell, deutlich, und wiegt meiner Meinung nach, wohl einen Urſprung auf, der ſich im Dunkel der Nacht verliert. Es iſt alſo wohl nichts ſo erwieſen, als daß der Urſprung des erſten Waſſerträgers eben ſo groß und ehrwürdig iſt, als der des erſten Königs der Welt. Und in dieſer Hinſicht hat kein Fürſt das mindeſte Uebergewicht über den geringſten ſeiner Unterthanen. Daraus ſchließe ich, daß in den Augen des Philoſophen der höchſte Adel nur ein bloßer Lebens-Schein ſey.

Der Philoſoph braucht nicht die Menſchen wie Leute von gleichem Adel zu betrachten, um ſie alle für völlig gleich anzuſehn; er darf ſich nur in Gedanken von dieſer Erde, die in der Nähe ſo ehrwürdig ſcheint, trennen. Hebt man ſich zu einer gewiſſen Höhe, ſo iſt dieſer weite Schauplatz von Stolz, Ehrgeiz und Habſucht nur ein Stückchen rundgeformter Materie, das dem Auge verſchwinden, hinabſtürzen, und in der Unermeßlichkeit der Welten und des Raums ſich verlieren würde, hielt es nicht ei-

ne unbekannte Kraft in ſeiner kleinen Laufbahn zurück. Eine Handvoll Inſekten hängt an dieſem ſchmutzigen Stückchen, deren Beſtimmung iſt, die Zeit eines Blitzſtrahls darauf herumzukriechen. Was ſollen auf dieſem Ameiſenhaufen Unterſchiede im Range, in Macht und Geburt? Kann man ſich wohl des tiefſten Mitleids erwehren, wenn man einige unter dieſen Inſekten ſieht, die über andre herrſchen wollen, und ihnen ſtolze und verächtliche Blicke zuwerfen; Atomen, die ſich groß dünken, andre Atomen, die ſich vor ihnen demüthigen? Sie werfen ſich vor ihnen nieder; ſie ſind ſchon beinah nichts, und machen ſich noch kleiner; ſie gränzen an nichts, und annihiliren ſich vor andern, die eben ſo nichts ſind wie ſie.

Die Philoſophie iſt ihrer Natur nach eine Freundin der Vorurtheile, des Fanatismus und des Irrthums, und doch muß ſie, wie ich bewieſen habe, ſowohl zu dem einen als zu dem andern ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie das Geſchäft einer Geſetzgeberinn übernimmt. Sie findet darin, und nirgend anders, den doppelten Vortheil, ihre Grundſtützen zu befeſtigen, und ihren Einrichtungen Bewegung und Leben zu ertheilen. Die Vorurtheile ſind bei einem Staats-Körper, was die Seegel beim

Schiffe. Die Leidenſchaften ſind die Winde; die Vernunft iſt die Windſtille. Dieſe fürchten die Seeleute eben ſo ſehr als den Sturm. Ein Schiff ohne Seegel, iſt ein Spiel der Fluthen; ein Staats-Körper ohne Vorurtheile ein Spiel des Privat-Intereſſe. So wie die Seegel das Schiff forttreiben, und ſelbſt gegen den Sturm, der es zurückſtößt, fortrücken; ſo leiten die Vorurtheile den Staats-Körper mitten durch die Klippen, und zwingen ſogar die widrigen Winde der losgelaſſenen Leidenſchaften zu ein und demſelben Entzwecke mitzuwirken.

Man pflegt zu ſagen, daß ein wenig Philoſophie von Religion entferne, und viel Philoſophie zu derſelben zurückführe. Ich weiß nicht, in wie fern dieſe Bemerkung gegründet iſt; aber ſo viel ſcheint mir gewiß, daß ſie ſich in ihrer Beziehung auf Geſetzgebung vollkommen mit Vorurtheilen vereinigen läßt. Ein wenig Philoſophie entfernt von geheiligten Irrthümern, von eingeſogenen Vorurtheilen, und viel Philoſophie führt wieder zu denſelben zurück. Laſſen Sie uns die Einführung des Adels unter den nützlichen Vorurtheilen oben an ſetzen. Wenn man ihn in Frankreich unterdrückt, ſo verfällt man in die Widerſinnigkeit, auf eben den Grundſäulen, die ſonſt den Despotismus

ſtützen, die Freiheit bauen zu wollen. Die Politik des Deſpotismus beſtand von jeher und an jedem Orte darin, die Menſchen gleich zu machen, und um gar keinen Widerſtand anzutreffen, die Unterſchiede der Geburt, die Korporationen, die Klaſſen, die Ordnungen, und die verſchiedenen Kaſten zu vernichten. Alle dieſe würde ich mit den ſtuffenweiſe gezogenen Mauern vergleichen, welche das Erdreich unterſtützen, das ohne dieſe heilſamen Dämme herabſchießen würde. Obgleich Herr von Argenſon Staatsmann war, ob er gleich von dem Adel als Philoſoph ſprach, ob er gleich lebhaft fühlte, daß ſeine Art in Frankreich zu exiſtiren, der Glückſeligkeit des Reichs und der Wohlfarth ſeiner Einwohner, Hinderniſſe in den Weg legte, und auf gut bürgerlich für ſeine Aufhebung ſtimmte; ſo hat Herr von Argenſon doch nichts weiter dadurch bewieſen, als daß er vielmehr ein treflicher Bürger, als Mann von Kopfe ſey, daß ein recht guter Edelmann ſeyn, wie er war, und Schmähreden gegen den Adel nicht zureichen, um eine Frage, die er bei weitem noch nicht in ihrer ganzen Tiefe geprüft hatte, entſcheiden zu können. z)

z) Conſideration ſur le Gouvernement ancien et prèſent de la France par M. le Marquis d' Argenſon. Amſterdam 1765.

Unter dem Deſpotismus ſind alle Menſchen gleich, weil es da nur einen Herrn, und ſonſt bloß Sklaven giebt. Wenn die Sklaven ihre Ketten zerreißen, ſo iſt der Staat völlig aufgelöſt. Unter der Demokratie ſind alle Menſchen gleich, weil ſie alle von Rechtswegen an der Souveränetät und Regierung Theil nehmen. Wenn Faktionen darin gegen einander treffen, iſt der Staat aufgelöſt. Es iſt alſo deutlich, daß die Lehre von der Gleichheit, wenn man von beiden Extremen ausgeht, immer auf ein und daſſelbe Reſultat hinausläuft. Daraus kann man ſich den gewiſſen Grundſatz abziehen, daß jede Regierungs-Form, deren Grundlage Gleichheit iſt, an Anarchie gränzt: eine Bemerkung von großer Wichtigkeit, die in den Anhängern der politiſchen Gleichheit Schauder erregen muß.

Das Volk erhält je nach der Regierungs-Form, worunter es ſteht, und der Natur der Geſetze, welchen es gehorcht, hauptſächlich vier verſchiedene Modifikationen. Es kann ohne Freiheit glücklich; frei ohne Glückſeligkeit; frei und glücklich zugleich, und keines von beiden, weder frei noch glücklich ſeyn. In demokratiſchen Staaten iſt das Volk frei, ohne glücklich zu ſeyn, weil es nur zu oft Haus und Hof, und häusliche Angelegenheiten vernach-

ſähigt, um ſich mit Staats-Sachen zu beſchäftigen; es iſt das unruhigſte, argwöhniſchſte Volk, ein Spiel der Intrigue und des Ehrgeizes. In einer unumſchränkten, aber wohlgeordneten Monarchie, wie Frankreich einige mal war; ſo wie Sardinien, Dännemark und verſchiedene deutſche Staaten ſind; in Ariſtokratien, wie zu Venedig und Bern, kann das Volk vielleicht ohne Freiheit glücklich ſeyn; es genießt da Ruhe, perſönliche Sicherheit, ſein ganzes Eigenthum und die Früchte ſeines Fleißes. Unter einer Regierung (ſie verdient nicht einmal den Namen derſelben) wo die willkührliche Gewalt in den Händen eines Einzigen ſeyn ſollte, und in den Händen Aller iſt (der Charakter des Deſpotismus und der Anarchie) da ſieht man leicht, kann das Volk weder frei noch glücklich ſeyn. Noch bleibt eine gemilderte oder eingeſchränkte Monarchie übrig. Unter dieſer gemiſchten Form genießt das Volk den höchſten Grad von Freiheit und Glück, welchen es erreichen kann, deſſen es fähig iſt.

Aber, was iſt eine gemilderte Monarchie? Sicher iſt die es nicht, wo es nur einen König und vierundzwanzig Millionen völlig gleiche Bürger giebt; nicht die, wo man Demokratie und königliche Würde gezwungen vereinigt ſieht,

wo ein einziges Oberhaupt iſt, das eine eigene, geheiligte Kaſte für ſich ausmacht, welches entweder ein Gott oder nichts iſt, wo die Erbfolge und die Unwandelbarkeit ſeiner Succeſſion mit einer ſtets fortdauernden Wahl und Erneuerung aller Uebrigen, umgeben iſt. Ein ſolches Syſtem iſt mit allen ſeinen verführeriſchen Auſſenſeiten, und allem Anſcheine von Vollkommenheiten, ein Ungeheuer in der Politik, und die jämmerlichſte unter allen möglichen Regierungs-Formen. Dieß Syſtem hat alle Fehler einer jeden einzelnen Regierungs-Form, und nicht einen von ihren Vortheilen. Es muß, ſeiner Natur nach, Unruhen und den gefährlichſten Gährungen ausgeſetzt ſeyn; und iſt beſtändig in Gefahr, entweder in Deſpotismus, oder in Anarchie, oder in eine tyranniſche Oligarchie auszuarten.

Es verhält ſich mit den Staaten wie mit den Menſchen. Keinen durchaus Guten giebt es unter ihnen. Die Beſten ſind die weniger ſchlechten, und da die Staaten bloß aus Verſammlungen von Menſchen beſtehen, ſo müſſen ſie, da die Elemente, woraus ſie beſtehen, fehlerhaft ſind, auch an der Mangelhaftigkeit ihrer Elemente Theil nehmen. Wäre es möglich, eine zuſammengeſetzte Regierungs-Form

ins Werk zu richten, auf die Art, daß jedes Individuum durch die Beförderung ſeines Privat-Intereſſe zugleich das allgemeine Beſte betriebe; fände die Politik ein ſicheres, dauerhaftes Mittel, den Zirkel des Privat-Intereſſe in den großen Zirkel des gemeinen Beſten zu verweben, und ſie mit einander konzentriſch zu machen; ſo wäre das große Problem der Geſetzgebung aufgelöſt; aber das iſt unmöglich. Alles, was man thun kann, iſt: dieß Problem durch Approximation zu löſen. Viele von den Mitteln, deren ſich die Alten bedienten, dieſe beiden Intereſſe zu vereinigen, ſind für uns nicht mehr anwendbar, und auch übrigens nur vorübergehend. Wir brauchen uns darüber nicht zu betrüben. Im Gegentheil ſind wir, was Politik anbetrifft, in einer weit günſtigern Lage als ſie, und genießen viele Vortheile, welche ſie entbehren mußten. Eine einzige Entdeckung, die von ungefähr gemacht iſt, hat die Neuern in den Stand geſetzt, in Vergleich mit der ehemaligen allgemeinen Glückſeligkeit, Rieſenſchritte zu thun. Dies iſt nämlich die gemilderte Monarchie; die wir der Feudal-Regierung zu verdanken haben; eine Entdeckung, die dem Menſchen-Geſchlechte unendlich viel werth iſt. Der Vorzug der gemilderten Mo-

narchie, beſteht weſentlich darin, daß ſie eine gemiſchte Regierungs-Form ausmacht, und aus den drei Hauptwurzeln aller Regierungen, aus Demokratie, Ariſtokratie und Autokratie beſteht. Sie genießt den unſchätzbaren Vortheil, daß ſie von den beiden Exzeſſen, der Tyrannei und der Ochlokratie gleich weit entfernt iſt; weil man durchaus von dieſer Regierung nicht ſagen kann, daß das Volk im Beſitz der Souveränetät ſey. Sie iſt weder in den Händen des Volks, noch des Adels, noch des Königs. Zwiſchen dieſen drei vereinigten Mächten iſt und bleibt ſie ungetheilt.

Die gemilderte Monarchie iſt eine Art von politiſcher Dreieinigkeit. Es ſind drei reſpektive und unabhängige Souveränetäten, jede der drei Mächte iſt durch ihr Veto ſouverän, und alle drei ſind nur eins, ein unzertrennliches Ganze, ein einziger Souverän. Die gemilderte Monarchie vereinigt in ſich durch die Miſchung der drei Haupt-Regierungs-Formen die Vortheile, welche jeder von den dreien eigen ſind, und mildert auf eine höchſt ſonderbare Weiſe die Fehler, die jeder von ihnen ankleben.

Dieſe Regierung bringt näher als jede andre die beiden Mittelpunkte des Privat-Intereſſe und des gemeinen Beſten zuſammen. Unter

ihr kann man beſſer als unter irgend einer andern der Tugend entbehren und das allgemeine Beſte bewirken, da ein jedes Mitglied ſeinem Privatvortheil dabei erhalten kann. Sie ſetzt der demokratiſchen Zügelloſigkeit Gränzen, und vereint, was man bis jetzt für unverträglich hielt: Freiheit, Feſtigkeit und Ruhe. Aber drei Mächte ſind ein weſentliches Erfoderniß dieſer gemiſchten Form; die Macht des Volks, der Großen und des Königs. Wenn man durch Vernichtung des Adels das Band zerreißt, das Demokratie und königliche Würde an einander knüpft, ſo zerſtört man dieſe Regierung, vernichtet ihre ſchätzbare Verbindung, und befindet ſich mitten zwiſchen den beiden Abgründen Anarchie und Deſpotiſmus.

Wollte man aus dieſen drei Beſtandtheilen der gemilderten Monarchie, aus Liebe zur Einfachheit, die Ariſtokratie verbannen, ſo würde man jenem Thoren gleichen, der, um ein Uhrwerk zu vereinfachen, die Unruhe aus der Uhr herausnähme. Eine Regierung, die Gleichheit zur Grundlage hat, ſetzt etwas Unmögliches voraus; daß nämlich Aufklärung und Vernunft, die immer nur das Erbtheil der kleinen Anzahl ſind, das Erbtheil aller ſeyen. In einem ſolchen Staate wird man immer ei-

nen ungleichen Kampf zwiſchen Einfalt und Argliſt wahrnehmen. Der dumme und ungeſchickte Böſewicht wird von Fehler zu Fehler verfallen, der aufgeklärte, ſchlaue, von Stufe zu Stufe ſteigen; jener ſich den Weg zum Stricke, dieſer zur Krone bahnen. Aber eine weislich gemiſchte Regierung nimmt die Einfältigen und Unwiſſenden, deren doch immer die gröſſere Anzahl iſt, unter ihren Schutz, betrachtet ſie wie Kinder, und wacht über ſie mit aller Sorgfalt und Zärtlichkeit einer Mutter; ſie hindert, daß ſie weder ſich, noch andern ſchädlich werden. Die gegenwärtige Regierung von Frankreich überläßt dieſe Kinder ihrer eigenen Leitung; das heißt, überläßt ſie dem erſten, beſten Ehrgeizigen, der ſich ihrer bemächtigen will. Es iſt alſo eine ewige Wahrheit, daß die Verbindungen zwiſchen Vorurtheilen und geſellſchaftlichen Einrichtungen nothwendig ſind. Das Aufbrauſen, der Enthuſiasmus kann nur aus Vorurtheilen und nie aus kalter Vernunft entſtehen. Geſellſchaftliche Verfaſſungen erfodern Thätigkeit und Triebfedern, religiöſen Fanatiſmus, Vorurtheile des Ranges, des Adels, Sucht nach Ehre, die daraus entſpringt, nach Ruhm, Tapferkeit und Eroberungen. Heldenmuth muß durch Schlachten

und

und Siege unterhalten werden. Ein Staat, der vermöge ſeiner Konſtitution den Krieg abſchwöre, und allen Eroberungen auf immer entſagte, würde bald ſelbſt erobert ſeyn. Eine Nation, die dem ganzen Menſchen-Geſchlechte eine Friedens-Erklärung thäte, würde ein Dekret zu ihrer eigenen Vernichtung geben.

Der Krieg iſt ſonder Zweifel ein Unglück, aber er iſt nothwendig. Der Tod iſt auch ein Uebel; indeß ergreift er alle Menſchen ohne Unterſchied. Der Krieg iſt nicht ſo mörderiſch als der Tod; ihm entgeht man. Es giebt keine Nation, die ohne Krieg hat ſubſiſtiren können. Der Krieg iſt dem Feuer gleich, das überall erhält und zerſtört. Der Krieg erhält und verheert die Völker, die ſich ihm anvertrauen. Der Krieg hob und ſtürzte die Römer. Dieß ſind nun einmal die Bedingungen bei der bürgerlichen Exiſtenz und bei der Vereinigung der Menſchen in politiſche Geſellſchaften. Dieſe Geſellſchaften haben Fehler, die unvermeidlich ſind; ſie bieten uns eine unvermeidliche Miſchung vom Guten und Böſen dar. Man muß entweder ihrer entſagen, oder ſie ſo nehmen, wie ſie ſind. Mancher ſpricht, alles könnte doch noch viel beſſer ſeyn. Wer zweifelt daran?

Aber alles iſt nun einmal ſo, kann nicht anders ſeyn, und wird immer ſo bleiben.

Man muß die Philoſophie als ein Gegengift wider die Uebel der bürgerlichen Geſellſchaft gebrauchen; aber lebt man von Gegengift? Und weil einmal ein Heilmittel einem Kranken geholfen hat; welcher Arzt wird ſich darum einfallen laſſen, Spießglas etwa zu jeder Speiſe anzurathen?

Man müßte mit dem Volkscharakter wenig bekannt ſeyn, wenn man ſich einbildete, daß Würden, hohe Stellen und die Geſchicklichkeit derer, die ſie bekleideten, das Vorurtheil des Adels hinlänglich vertreten könnten, um von dem Volke Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu erheiſchen. Um das Verdienſt ſchätzen zu können, muß man ſelbſt Verdienſt haben. Das Volk iſt nicht im Stande, das Verdienſt des reinen Verſtandes zu ſchätzen. Es weiß nur darauf einen Werth zu legen, was auf ſeine Sinne und ſeine Einbildungskraft wirkt. Wappen, Titel und Livreen dringen ihm Ehrfurcht ab. Stellt ihm einen Mann von den größten Talenten vor, aber ohne dieſe äußern Zeichen, welche Adel und Gewalt andeuten; und es bleibt kalt und unbewegt. Und wie viele Leute von einem hohen Stande ſind in dieſer Hinſicht

Pöbel! In einem Syſteme, wo Verdienſt allein den Weg zu den erſten Würden bahnt, kann der dunkle, unbekannte Mann, je mehr er ſeine Kräfte anſtrengt, je mehr er ſeine Talente entwickelt, um den Zwiſchenraum, der ihn davon trennt, zu überſteigen, um deſto mehr Anſpruch auf die Hochſchätzung und Ehrfurcht verſtändiger Leute machen. Aber das iſt nicht das Raiſonnement des Pöbels. Es ſieht in dem durch ſich ſelbſt Emporgekommenen nur ſeinen alten Kameraden. Hätte ich auch ſtudirt, ſo denkt es, ich würde eben das geworden ſeyn. Weit entfernt den Titel ſo hoch als das Amt ſelbſt zu ſchätzen, würdigt es das Amt zu ſich herab, und achtet weder das Amt, noch den, der es bekleidet mehr. So nicht in einem Syſteme, wo Adel und Verdienſt um Würden wetteifern und ſie zugleich erhalten. Der Glanz des Adels verbreitet ſich da über das Verdienſt, das ihm zur Seite ſteht, und rührt ſo das Auge des Volks. Der Mann von Geburt iſt der Maaßſtab, wornach die Menge den moraliſchen Werth des Bürgers, der jüngſt dunkel war und aus ihrem Schooße entſprang, mißt und ſchätzt. Es iſt nicht das Talent überhaupt, welches der Bauer an ſeinem vormahligen Kameraden bewundert, ſondern nur die Geſchick-

lichkeit, wodurch er ſich bis zum großen Herrn hinauf zu ſchwingen gewuſt hat.

Die Verehrung eines großen Kopfes iſt eben ſo wie die Anbetung eines erſten unſichtbaren und unkörperlichen Weſens nur einer kleinen Zahl im Denken geübter Leute zu Theil worden. Man würde es dem Volke nie verſtändlich machen können, daß, zum Exempel, ein Mann, der das vierte Stockwerk bewohnt, deſſen Lagerſtäte in Stroh und deſſen Garderobe in einem häßlichen, ſchmuzigen Rocke beſteht, ein großer Mann ſeyn könne. Eben ſo wird es nie an Gott glauben, wenn es ihn nicht in einem Tempel, der mit goldenen Leuchtern und gravirten Gefäßen beſchwert, und mit Prieſtern, die von Goldſtickerei ſchimmern, umgeben iſt, wenn es ihn nicht unter Sonnen, die am Gewölbe des Tempels hängen, nicht in dem Rauche ſieht, der aus zwanzig in die Luft geſchwenkten Rauchfäſſern emporſteigt. Es verlangt, um ſeinen Gott zu verſtehen, ihn zu fühlen und zu riechen. Und ſo würde eine philoſophiſche Konſtitution, eben ſo wie der reine Theiſmus, weder eine Religion, noch eine Regierung für daſſelbe ſeyn. Das Volk wird nie für den Biſchof, der ſein Pfarrer war, die Achtung haben, die es für den Prä-

laten hat, der aus einem vornehmen Orden kam. Eben das iſt der Fall mit dem Soldaten gegen ſeine Offiziere und Generale; und doch hängt gerade von dieſer unwillkührlichen und inſtinktartigen Ehrfurcht die Subordination und Erhaltung der geſellſchaftlichen Harmonie ab.

Aber, warum denke ich mir das Volk als eine beſondre Menſchenklaſſe? Von dem Menſchen überhaupt, von der ganzen Menſchheit hab' ich geſprochen. Die Denker nehme ich aus. Aber ihre Anzahl iſt im Vergleich mit der ganzen Summe der Menſchen ſo gering, daß man ſie, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, wie das Differential des menſchlichen Geſchlechts anſehen kann. Mit welchem Stempel hat denn die Natur den Menſchen bezeichnet? Dieß Siegel, das zuweilen nach Ort und Zeit ſich ändert und eine andre Geſtalt annimmt, nie aber ganz vertilgt wird, iſt die Liebe zum Wunderbaren und die Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen. Dieſe Ehrfurcht und dieſe Liebe ſind die Grundzüge des angebornen Hanges der Menſchen, vor Kreuzen, Wappen und Ordensbändern niederzufallen. Wie waren vor zweitauſend Jahren die Sitten und Gebräuche bei Nationen, deren Verfaſſungen von

den unſrigen verſchieden, wo nicht ganz entgegengeſetzt waren? Hierin immer dieſelben. Ein Philoſoph ſagt davon, was er noch jetzt hätte ſagen können, wenn er noch jetzt Beobachtungen anſtellte: Stupet in titulis et imaginibus.

Wiewohl zu Rom die Ehren-Laufbahn ſchon ſeit geraumer Zeit ſowohl den Plebejern als Patriziern gleich offen ſtand, ſo wäre doch Cicero ohne die drohende Gefahr, die Katilina der Republik zubereitete, ohne die dringende Noth, ihm einen Mann von großen Talenten entgegen zu ſtellen, ſicher nicht zum Konſulat gelangt. Das einzige Hinderniß, das dem Cicero im Wege ſtand, der einzige Vorwurf, den man ihm machte, war, daß er nicht von alten Adel, daß er ein unbekannter Mann, ein homo novus, ſey. Und merken Sie wohl, es war in einer Republik und keiner Monarchie. Der ſtolze römiſche Adel konnte den Gedanken nicht ertragen, einen durch ſich ſelbſt Emporgekommenen an ſeiner Spitze, und das Konſulat in den Händen eines Mannes ohne Ahnen zu ſehen. Salluſt bedient ſich bei der Gelegenheit des Wortes: beſleckten. Man ſage ja nicht, daß das Vorurtheil des Adels darum bei den Römern herrſchte, weil ſie Sklaven

von tauſend andern waren, oder weil es ihnen an Philoſophie fehlte. Nein, die Philoſophie hatte unter ihnen in dieſer Periode Fortſchritte gemacht, wovon wir glücklicherweiſe noch ſehr entfernt ſind. Die Philoſophie hat in unſern Tagen den religiöſen Fanatismus und den Aberglauben geſtürzt. Zu Rom hatte ſie mehr gethan: ſie hatte die Religion ſelbſt vom Thron geſtoßen, die tröſtliche Hofnung eines andern Lebens zerſtört und den unausſprechlichen Geber der Strafen und Belohnungen vom Olymp gejagt. Hören Sie den Cåſar vor dem geſammten Senate über die Strafe der Mitſchuldigen des Katilina urtheilen. Man hatte dafür geſtimmt, ſie ſterben zu laſſen: „Wie, ſagte Cåſar; tödten, iſt das ſtrafen? das Leben eines Böſewichts iſt Marter, der Tod iſt das Ende derſelben. Man muß ſie leben laſſen, muß ihre Strafe bis auf den letzten Augenblick, den ihnen die Natur beſtimmt hat, verlängern. Tiefe Bewußtloſigkeit der Quaalen erwartet ihrer ſo wie ſie zu leben aufhören; im Gegentheil ſollte man ſie ewig machen können, für ein ſo unnatürliches Kind, das den ungeheuern Plan, das Herz ſeines Vaterlandes zu durchbohren, entwerfen konnte.„ Dieſe Rede Cåſars enthielt gar nichts außerordentli-

ches. Er wußte, daß ſeine Zuhörer dieſelben Meinungen hegten. Alle Senatoren waren Freigeiſter. Zu dieſem Grade von Denkfreiheit hatte ſie die übertriebene Philoſophie gebracht. Einen Schwächling darum ehren, weil er eine lange Reihe von Ahnen, die vielleicht um nichts beſſer waren als er, zählt, iſt gewiß in den Augen der Vernunft ſehr abgeſchmackt. Indeß iſt es nichts weniger als parador, wenn ich behaupte, daß dieſe Ehrfurcht eine der feſteſten Stützen der geſellſchaftlichen Ordnung iſt. Der Menſch, der ſich fühlt und ſich ſchätzt, knirſcht vor Unwillen und entrüſtet ſich bei dem Gedanken, vor einem unbedeutenden Menſchen, der nichts als den elenden Vorzug der Geburt vor ihm voraus hat, ſich zu demüthigen. Der Philoſoph, deſſen Augen etwas weiter reichen, bewundert dieſe Einrichtung und wirft ſich nieder. Er ſieht in dieſer Ehrerbietung, die auf dem erſten Anblicke ſo lächerlich ſcheint, nichts weiter als das Unterpfand ſeiner Sicherheit, Freiheit und Ruhe. Vertauſcht man dieſe Ehrerbietung mit der Verachtung, ſo wird man ſo, von Unehrerbietigkeit zu Unehrerbietigkeit, bis zum erſten im Staate, dem Könige fortſchreiten, der bisweilen der erſte betitelte Thor in ſeinem Reiche

iſt; und dann iſt es nichts mehr mit der bürgerlichen Geſellſchaft, ſie iſt gänzlich aufgelößt. Man iſt ſehr nahe dabei, das Geſetz ſelbſt zu verachten, ſobald man deſſen Organe nicht die gebührende Hochachtung erweiſt. Wenn es erſt das Volk in der Philoſophie ſo weit gebracht hat, daß es in ſeinen erſten Miniſtern eben ſo elende und ſchwache Weſen als in ſeines gleichen, wenn es in dem Könige nur einen Menſchen ſieht, dann iſt alles verlohren.

Man könnte mir einwerfen, daß man mit den Menſchen, weil ſie Vernunft haben, auch wie mit vernünftigen Weſen umgehen müſſe, daß man, wenn ſie ſich irren, ſie davon zurückbringen, aufklären und die Wahrheit darlegen müſſe; daß hingegen meine Lehre gerade auf das Gegentheil abzwecke, nämlich Irrthümer und Albernheiten fortzupflanzen und zu heiligen. Wer mir dieſen Einwurf machen könnte, würde mich gewiß nur oberflächlich geleſen haben. Indeß will ich hierauf dennoch bemerken, daß ſich hierin gar kein Betrug, keine Täuſchung, kein Irrthum findet, daß meine Lehre auf die menſchliche Natur ſich gründet, und daß da, wo Natur iſt, auch die Wahrheit iſt. Es iſt der Vernunft gemäß, Unwahrheiten und Betrügereien anzuwenden, ſo-

bald man ſich völlig überzeugt findet, die Vernunft durchaus allgemein zu machen. Verblendungen gehören ſo ſehr zur Grundlage des politiſchen Körpers, daß dieſer nicht ohne ſie beſtehen kann, wenn anders der Menſch ſeine jezzige Natur nicht ändert, wenn er nicht aufhört das zu ſeyn, was er jetzt iſt, und wenn er nicht ſodann durch Vernunft dazu angetrieben wird, wozu ihn jetzt nur Vorurtheile bringen. Eine Verfaſſung, die ſich auf Philoſophie und Vernunft gründet, iſt ein der menſchlichen Natur ganz entgegengeſetztes Ding. Daraus folgt, daß Philoſophie und Vernunft, als politiſche Principe gebraucht, ſelbſt traurige Irrthümer ſind.

Wenn die Vorurtheile ohne Schaaren von Schlachtopfern nicht beſtehen, nur einigen Klaſſen der Geſellſchaft zu Gunſten und allen andern zum Schaden unterhalten werden könnten, ſo würden ſie nicht mehr für ſich dieſe politiſche Wahrheit, wovon ich oben geredet habe, und welche ſich auf den Nutzen gründet, haben: ſie würden nur verderbliche Irrthümer ſeyn; aber das ſind ſie nicht und können ſie auch nicht ſeyn. Als Beiſpiel will ich noch einmal das Vorurtheil des Adels nehmen. Es iſt gar nicht gegen das Volk gerichtet, ſondern vielmehr zu

ſeinem Vortheil. Die Wirkung dieſes Vorur-theils iſt zwiefach. Es wirkt auf das Volk und auf den Adel, aber ſo, daß ſein wirklicher Vortheil auf das Volk, und der eingebildete auf den Adel fällt. Wenn jemand durch dieß Vorurtheil hintergangen wird, ſo iſt es gewiß nicht das Volk; ſondern ſicher der Adel. Ich will ihn redend einführen: „Ich bin gemacht, in den Schlachten dem Tode zu trotzen, ich bin gebohren, mich tödten zu laſſen. Meine Beſtimmung iſt es, die härteſten Mühſeelig-keiten zu dulden, um die friedlichen Arbeiten des Landmannes und die gewinnſüchtigen Spe-kulationen des Kaufmannes zu ſchützen. Mei-ne Beſtimmung iſts, mit meinem Leben die Vergnügungen des üppigen Bürgers zu erkau-fen. Während daß das Meſſer des Chirurgus mir den Reſt meines Beins, das eine Kano-nenkugel mir nahm, unter den heftigſten Schmerzen von dem übrigen Körper trennt, überläßt ſich jener dem Schlafe, ermüdet von Vergnügen und wollüſtig auf den Pflaum ge-ſtreckt, träumt er von den morgenden Vergnü-gungen. Was iſt der Lohn ſo großer Aufopfe-rungen? Ein Wort, ein bloßes Wort: Ehre.

Der Verfaſſer des contrat ſocial war ge-wiß am wenigſten der Mann, der ſich von der

Thorheit der Ahnen und Titel blenden ließ. Sehn Sie indeß, wie dieſer große Philoſoph, wie Jean Jacques an der abergläubiſchen Ehrerbietung, die das Volk dem Adel erweiſt, Theil nimmt. Leſen Sie ſeine Bekenntniſſe, leſen Sie ſeine Briefe; und Sie werden daraus ſehen, wie er denkt, wie er empfindet, und wie er ſich über den Herzog von Luxemburg, über Lord Maréchal und andre a) ausdrückt. Wenn alſo dieß Vorurtheil das Volk täuſcht, ſo täuſcht es auch den Adel ſelbſt, ja ſogar die Denker und Philoſophen: ſo müſſen wir aufrichtig eingeſtehen, daß es niemand täuſche, und daß es nur getreuer Ausdruck eines der charakteriſtiſchen Züge der menſchlichen Natur iſt.

a) Dieſer Lord Marechal, der Gegenſtand der Ehrfurcht des J. Jacques, hatte eine ſolche Ehrerbietung gegen den Adel, daß das einzige Uebel, was er an der Peſt fand, war, daß ſie auch den Edelmann nicht verſchonte, und Adliche und Unadliche ohne Unterſchied anſteckte. So war der Held eines Helden eine Revolution, die nur gerade gegen den Adel die Stelle einer Peſt vertrat. Es giebt doch auf dieſer Erde ſonderbare Zufälle (S. d'Alembert in einer Eloge, die er nicht gemacht haben würde, wenn man ihm die des J. Jacques aufgetragen hätte.)

Welch ein Stoff zum Nachdenken ſind die Vorurtheile für den Geſetzgeber! Eine Haupt-Unterſuchung, welche bis jetzt nur oberflächlich behandelt iſt; die aber allen andern vorgehen ſollte, wenn Staats-Verfaſſungen eingerichtet würden.

Man muß geſtehen, daß die bürgerliche Geſellſchaft aus ſehr erbärmlichen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, und dem Philoſophen oft ein ziemlich lächerliches Zimmerwerk ſcheinen muß. Aber man muß auch bedenken, daß der Geſichtspunkt des Philoſophen und des Volkes einander grade entgegengeſetzt ſind. Für wen iſt indeß dieſe Geſellſchaft geſtiftet? Fürs Volk oder für die Philoſophen? Muß ſie nicht für die geſammte Menſchheit paſſen? Das Volk iſt das ganze menſchliche Geſchlecht. Die Philoſophen ſind eine kleine Zahl privilegirter Weſen, hie und da zerſtreut, die alle Dinge von einer der Natur gemäßen, oder entgegengeſetzten Seite anſehen. Wer von beiden, das Volk oder die Philoſophen, leben der Natur gemäß? Eine verwickelte Frage, die auf einer Menge verwickelter Beziehungen und feiner Verbindungen beruhet, und die ich hier nicht zu erörtern wage.

Der Geſichtspunkt des Philoſophen iſt der Natur angemeſſen, wenn man unter der Verkettung in der Natur diejenige verſteht, wo jedes Ding an ſeinem Platze iſt, und wo die moraliſchen Proportionen genau beobachtet ſind. Verſteht man aber unter dieſer Verkettung den gewöhnlichen Lauf der Dinge, ſo wie ſie ſich täglich unter unſern Augen zutragen, ſo iſt er der Natur zuwider. Dieſer gewöhnliche Lauf iſt eine fortwährende Verletzung der Geſetze, der Ordnung und der moraliſchen Verhältniſſe. Dann würde die Natur des Philoſophen eine idealiſche, und die Natur des Volks die gemeine und wirkliche ſeyn. Das Ideal der Natur, in der moraliſchen Ordnung, iſt vielleicht in der Philoſophie das, was das Ideal der Schönheit in der phyſiſchen Ordnung, in der Malerei und Bildhauerei iſt. Es beſteht in gewählten Darſtellungen, in regelmäßigen Bewegungen und Zügen des menſchlichen Geſchlechts, d. h. in alle dem, was ſelten und außerordentlich iſt.

Ich nenne Verletzung der Geſetze der Ordnung das, was in jeder Art von Regierung leider ſo gewöhnlich iſt, wenn nämlich die Tugend verfolgt wird, das Laſter triumphirt, die Unſchuld unterliegt, der Lohn für reelle Dienſte durch Chikane geſchmälert wird; wenn der Dieb

und der Heuchler die Argloſen betrügen und glücklich in ihren Unternehmungen ſind; wenn der beredte Ehrſüchtige das Volk zu Exzeſſen verleitet, von ſeinem wahren Glücke wegführt und ihm Ketten ſtatt der gerühmten Freiheit verſchafft.

Betrachtet man genauer, was für eine Bewandniß es denn eigentlich mit einer Regierung hat, ſo wird man finden, daß der Bau dazu monſtrös und ſie ſelbſt, ihrem Weſen nach, eine Verletzung der Geſetze der Ordnung iſt. Eigentlich fordern dieſe Geſetze, daß ein Theil dem Ganzen untergeordnet ſey, daß das Starke über das Schwache herrſcht. Aber eine Regierung iſt die Umkehrung aller dieſer Geſetze. Sie iſt die Kunſt, das Ganze einem Theile zu unterwerfen, und die Stärke durch die Schwäche zu feſſeln. Daher kömmt es, daß alle Probleme der Regierung ſich in dem fehlerhaften Zirkel, „Geſetz ohne Stärke iſt unwirkſam und Stärke zerſtört das Geſetz;„ drehen und ewig drehen werden; oder vielmehr unter allen Regierungen befindet man ſich und wird ſich immer zwiſchen zwei Klippen befinden: zwiſchen der Klippe des Geſetzes, das alles vermögen ſollte, und ohne Stärke nichts vermag; und der Stärke, die nichts ohne Ge-

ſetz vermögen ſollte und doch alles zu thun im Stande iſt. Der Grund der Schwürigkeit liegt darin, daß das Geſetz nicht zugleich beſchützend und geſchützt ſeyn kann. Der oder die es in Ausübung bringen, können es alſo verletzen. Wer wird es ihnen ſagen, daß ſie ſelbſt dem Geſetze unterworfen ſind? Sie haben die Gewalt in Händen. So lange ihnen dieſe Gewalt zu Dienſten ſteht, ſind ſie die Herrn des Geſetzes; hört ſie aber auf dieß zu thun, dann ſind weder ſie noch das Geſetz Herren über Jemand. Das Unglück beſteht darin, daß das Geſetz ein metaphyſiſches Weſen iſt, welches keine Wirkung, keine Kraft hat, als die, welche Menſchen ihm geben. Es müßte auch ein phyſiſches, ſtarkes Weſen ſeyn, ſo daß ihm niemand widerſtehen könnte, aber auch zugleich den unerſchütterlichen Charakter des Geſetzes beibehalten, um ſeine Gewalt nicht zur Unterdrückung anzuwenden.

Wenn es ein großes Verdienſt iſt, gute Geſetze zu machen, ſo iſt es gewiß noch ein weit größeres, ſie in Ausübung zu bringen. Man gelangt dazu durch zwei Mittel, Gewalt und Ueberredung. Das erſte Mittel iſt gefährlich; es kann in der Regierung Erſchütterungen veranlaſſen, die fähig ſind, ſie über

den

den Haufen zu werfen. Hier äußert ſich die Vortreflichkeit der Vorurtheile; ſie ſind ein koſtbares Mittel, Ueberredung an die Stelle der Gewalt zu ſetzen. Mit ihrer Hülfe unterdrückt man das ſchreckliche Geſetz des Stärkern, deſſen Wirkſamkeit zwar durch den Kunſtgriff der geſellſchaftlichen Mechanik vernichtet iſt, aber allezeit wieder zu erwachen drohet. Davon an die Vernunft zu appelliren, heißt dieß Kunſtſtück und die bürgerliche Geſellſchaft, deren Stütze es iſt, vernichten; heißt, dem Volke das Geheimniß ſeiner Stärke kund thun: denn die Vernunft lehrt uns bald die Albernheit einſehen, daß das Ganze einem Theile unterwürfig ſey, und eine kleine Anzahl ſchwacher Weſen der Macht aller Starken zuſammen befiehlt. Ich werde, denk ich, nicht nöthig haben zu wiederhohlen, daß hier, und in dem ganzen Verlaufe dieſer Betrachtungen die Rede iſt, nur von Vernunft in ihrer Verbindung mit politiſchen Maximen, nur von der Gefahr, ſie in dieſer Hinſicht allgemein zu machen; ſich ihrer zu bedienen, den Urſprung der Souveränetät und die Principe der bürgerlichen Geſellſchaft zu enthüllen; von der entſetzlichen Unvorſichtigkeit, konſtitutionell durch die Fackel der Vernunft die Grundlage der Reiche und die

Quellen des Anſehens vor aller Augen zu erhellen. Aber, wird man mir ſagen, darf man ſo den Geſichts-Kreis der Vernunft einſchränken? Aus einem und demſelben Menſchen auf einmal ein vernünftiges und dummes Weſen machen? Ueber einige Gegenſtände einen Schleier ziehen, von andern ihn wegreißen? Wer mir dieſen Einwurf machen kann, hat kaum die Elemente davon gefaßt; er hat mich nicht verſtanden, und wird mich auch ſchwerlich verſtehen. Möchte er doch vor allem andern die menſchliche Natur beſſer ſtudiren. Er weiß dann nicht, daß ſelbſt bei den aufgeklärteſten Leuten und in den wohlgeordnetſten Köpfen immer noch ein wüſter Platz für Albernheiten und Ausſchweifungen übrig bleibt; er weiß nicht, was Cervantes wußte. Und in der That giebt es keinen einzigen Menſchen auf der Erde, welcher nicht mehr oder weniger dem Ritter von la Mancha gleiche, der über verſchiedene Gegenſtände ſehr vernünftig und über andre ſehr unvernünftig ſprach. Ich will ihn an den Descartes verweiſen, der Wallfahrten nach unſerer lieben Frau zu Loretto that, und ſich mit der Erklärung der Transſubſtantiation abgab, an Newton's Erklärung der Offenbarung Johannis, und an den berühm-

ten Wolf, der das Studium der Geometrie als zur Auslegung der heiligen Schrift nothwendig anempfiehlt.

Sie erkennen, mein lieber Baron, in allen dieſen Betrachtungen, die ich ohne Ordnung und ſo wie ſie ſich meinem Geiſte darbiethen, aufs Papier werfe, gewiß viele alte Gedanken. Dieß rührt daher, weil viele von ihnen das Gepräge der Erfahrung an ſich tragen, und von der Zeit geprüfet ſind; und weil ich mir weniger Mühe gebe, neue, als vielmehr nützliche Sachen zu ſagen. Es iſt Mode bei uns Neuern, daß wir hoch vom Throne der Philoſophie ſtolz auf das, was anderswo ſchon geſagt und gethan iſt, hinabſehen. Wir zucken die Achſeln, wenn man uns von einer Nymphe Egeria, von den Orakeln Griechenlandes, von inſpirirten Prieſterinnen und Sybillen vorſpricht. O Völker des Alterthums! Wenn man an alle die Wunder denkt, die unter euch durch ſo viele glückliche Betrügereien bewirkt ſind; mit welcher Kunſt ihr alle die wohlthätigen Vorurtheile, welche die Leidenſchaften unterjochen und ſie unter das Joch der Geſetze zwingen, unterhieltet; mit welcher Sorgfalt ihr die politiſchen Wahrheiten von den philoſophiſchen trennetet: wenn man ſich

erinnert, daß ihr dieſe letztern nur in Köpfen, die zu ihrer Aufnahme vorbereitet waren, und keinen Mißbrauch davon machen konnten, erweckte; die ihr deswegen zum Gegenſtande eurer Myſterien machtet, ſo iſt man gezwungen, eure tiefe Weisheit zu bewundern.

Ich halte mich für berechtigt, aus allem Vorhergehenden den ſehr gültigen Schluß zu ziehen, daß die Vernichtung des Adels in Frankreich ein tödtlicher Streich iſt, den man der öffentlichen Freiheit verſetzt hat. In dieſem Geſichtspunkte hätte man alle die Unterſuchungen, die in der Verſammlung vorgenommen ſind, und deren ſich die Mitglieder der rechten Seite thätiger hätten annehmen ſollen, darſtellen müſſen. Ich wünſchte, daß ſie ſich als wahre Volks-Freunde zeigten, daß ſie in den Augen des Volks Bollwerke und Stützen der Freiheit ſchienen; daß ſie nur den Mund öffneten, das Volk zu beſchützen, ſtatt die unbedeutenden Eigenthümlichkeiten und die gemißbrauchten Vorrechte der Geiſtlichkeit zu vertheidigen.

Der Abbé Maury, der nach und nach die Hoffnung, der Schild und die Stütze der rechten Seiten geworden, iſt keinesweges ein Mann, der es mit dem Grafen Mirabeau auf-

nehmen könnte. Er iſt kein gewöhnlicher Mann, hat Beredſamkeit, Feuer, guten Vortrag und Gelehrſamkeit. Aber ſeine Beredſamkeit, die vielleicht geſchickt genug iſt, um die Seelen in den Himmel zu treiben, taugt nicht, das irdiſche Intereſſe der Menſchen zu beſorgen. Sie hat, ich weiß nicht was, Weitſchweifiges und Abſchweifiges, und ſeine Hitze verbrauſt, ohne Eindruck zu machen. Es mangelt ihm an Dialektik, und die Dialektik iſt, daß ich mich ſo auszudrücken wage, der Brennſpiegel der Seelen-Wärme. Sie vereinigt ihre zerſtreuten Strahlen, und richtet ſie auf den Gegenſtand, den man ins Licht ſetzen will. Man muß die Menſchen weniger überzeugen als rühren, als Reue in ihnen erwecken, Zutrauen einflößen, und es ſcheint, als wenn ſie den Raiſonnements um ſo eher Gehör gäben, je mehr ihnen daran liegt, ſich nicht davon überreden zu laſſen. Die Beredſamkeit des Abbé Maury beſteht ganz in Farbe und Oberfläche. Die Gelehrſamkeit vertritt bei ihm die Stelle richtiger und tiefer Gedanken. Aber wenn ſeine Manier aus einander zu ſetzen matt iſt, wenn er oft gegen die Beſtimmtheit verſtößt, ſo hat er dagegen in ſeiner Seele und in ſeinem Muthe ganz die Kraft und Stärke,

die ſeinen Vorträgen fehlen. Als Kanzelredner hat er ſich wie einen Philoſophen gezeigt; als Staatsredner bloß wie einen etwas beredten Mann. Iſt die Theologie alſo nicht zu bewundern, da ſie das Bischen Philoſophie, das man ſehen läßt, vergrößert, und die Geſetzgebung nicht ſchrecklich, da ſie alles verlöſcht, was man von Philoſophie zeigen kann. Man hat ſehr viele Mühe, Philoſoph zu ſeyn und zu ſcheinen, bei der ſo ſchweren Kunſt, Menſchen zu regieren und glücklich zu machen. Uebrigens behaupte ich gar nicht, daß man nicht zugleich auf der Kanzel- und auf der Rednerbühne glänzen, daß man nicht zugleich Staatsmann und Kanzelredner ſeyn könne. Fenelon, Calvin, Boſſuet, Maſſillon ſind oder hätten doch das eine und das andre ſeyn können; aber ſie waren Leute von Genie, und Abbé Maury iſt nur ein Mann von vielem Geiſte. Der Baron von Cazalus hat eben ſo viel Feuer, weniger Ausbildung, aber mehr Richtigkeit; und Herr Malouet mehr Klugheit, lauter Eigenſchaften, die weit vorzuziehen ſind.

Das Traurigſte, was Frankreich in dieſem Augenblicke begegnen konnte, wäre, wenn es von den Feinden der Revolution angegriffen würde. Denn, da Verfolgung Märtyrer

macht, ſo würden die Feindſeligkeiten von auſ-
ſen das beſte Mittel ſeyn, die Dauer eines
fehlerhaften Syſtems zu verlängern, das ge-
wiß bald über den Haufen ſtürzen wird, wenn
nicht ein äußerer Stoß es wieder belebt. Schon
wird ſein Grab in dem gemeinſchaftlichen Zen-
trum, wozu ſich die Wünſche der beiden entge-
gengeſetzten Partheien vereinigen werden, zu-
bereitet. Dieß Zentrum iſt die verlangte Be-
ſtätigung der Konſtitution durch die einzelnen,
vorangehenden Verſammlungen (aſſemblées
primaires), und durch die Amtsbezirke (bail-
lages). Ich ſehe ferner ſein Grab in der un-
vermeidlichen Wandelbarkeit der konſtitutionel-
len Geſetze von einer Geſetzgebung zur andern.
Es ſcheint mir bei dem jetzt herrſchenden Sy-
ſteme unmöglich, irgend einer davon das Recht
der National-Zuſammenkunft zu nehmen. Die
folgenden Sitzungen werden dieſelben Vorrechte
genießen, als die gegenwärtige Sitzung. Sie
werden die Konſtitution für beendigt, für un-
widerruflich geſchloſſen erklären. Sie werden
ihnen den Schutz der heiligſten Dekrete ange-
deihen laſſen. Eitle Vorſicht! Welche Macht
kann man dem unumſchränkten Volke entgegen-
ſetzen, wenn es ſich in ſeinen einzelnen Ver-
ſammlungen vereinigt, und Aenderungen ver-

langt, wenn es ſeinen Wahlherrn gemeſſene Inſtruktion giebt, um ſie den Deputirten der Verſammlung mitzutheilen. Dann wird man die Nothwendigkeit einer hohen Kammer, (eines Oberparlaments,) und die noch größere Nothwendigkeit einſehen, ſie ſowohl als den König mit einem unumſchränkten Veto zu bewaffnen, um damit die unaufhörlichen Neuerungen eines leichtſinnigen Volks unterdrücken zu können, eines Volks, das ſtets von ſolchen Leuten, (deren Zahl die Umſtände noch vergrößern werden) umgeben ſeyn wird, die nach Neuerungen begierig ſind, weil ſie von Unruhen und Unordnungen leben.

Auch verſchiedene andre Symptome verkündigen Frankreichs nahen Sturz. Die Laulichkeit, womit die Einwohner von Paris zu den Wahlen gehen; die Wuth, mit welcher ſie ſchaarenweis nach den Schauſpielen laufen. Statt 70 tauſend thätiger Bürger, die das Stimmrecht haben, erſchienen bei mehrern wichtigen Wahlen nur vier tauſend Votirende. Welche Gleichgültigkeit für ein Volk, das kürzlich erſt zum Genuſſe der Freiheit kam, das erſt ſeit ſo kurzer Zeit der unumſchränkten Gewalt entledigt wurde. Drei Schauſpiele befriedigten ſeit 30 Jahren das Vergnügen der

Pariſer; vierzehn offene Theater ſind jetzt kaum für den Zulauf von Menſchen genug, und doch ſind über die Hälfte der reichen Bürger abweſend.

Was ſoll ich von den Fortſchritten der Ausſchweifungen und der Lüderlichkeit, ſeit der Revolution, ſagen? Von der zügelloſen Leidenſchaft für Hazard-Spiele, die ſich aller Stände bemächtigt hat, von der Liebe zur Verſchwendung, von der Sucht nach Vergnügungen, endlich von dem erſtaunlichen Kontraſt einer ſich immer gleich bleibenden Frivolität auf einem ſich ſtets ändernden Grunde, der mit Klippen und Gefahren beſäet iſt, beſtändig zittert, und ſich eröffnen und hinabzuſtürzen drohet. Die wahre Liebe zur Freiheit wird ſtets von einfachen und ſtrengen Sitten begleitet, darf man daher wohl je die Freiheit mitten unter allen Arten von Ausſchweifungen zu erwerben und zu erhalten hoffen? Nie ſah man ſie ſich mit den Schändlichkeiten des Deſpotismus beflecken. Der Aufſtand eines Volks, das ſich der Tyrannei entzieht, iſt eine gewaltſame Handlung. Aber ſeine Einrichtung muß ein Werk der Eintracht und des Friedens ſeyn; in Frankreich hingegen entſteht mitten unter Stürmen eine Konſtitution, die das Recht des Stärkern dik-

tirt. Dieſe Konſtitution charakteriſirt die Regierungsform. Sie iſt der Abdruck davon; aber man iſt noch nicht über die Regierungsform einig. In England, wo dieſe Form ſchon völlig ausgemacht, völlig beſtimmt iſt, macht die Gegenparthei keine Faktion aus. Beide Partheien ſind gleich ſtark von Gemeingeiſt beſeelt. Sie kämpfen in einer Regierung; die Partheien in Frankreich aber ſtreiten nicht in einer Regierung, ſondern über eine Regierung. Die National-Verſammlung iſt ein Schlachtfeld, wo jeden Tag das Freudengebrüll der Sieger, und das Aechzen der Beſiegten, Verwundeten und Sterbenden erſchallet. Jedem neuen Geſetze geht eine Niederlage vorher, jedes Dekret iſt der Lohn eines Treffens, und eine neue Ordnung der Dinge erhebt ſich auf Haufen von Ruinen und Leichnamen.

Frankreich konnte durch ſeine Reichsſtände in wenig Monaten zu dem höchſten Grade des Ruhms und Glückes gelangen. Dann wäre ſein Beiſpiel ohne Propaganden, anſteckend für die Nachbaren geweſen. War allgemeines Glück das Reſultat ſeiner Revolution, ſo hätte ſie den europäiſchen Adel niemals in Beſorgniß geſetzt. Sie hätte nur allein die Tyrannen beunruhigt, und dieſe Unruhe ſelbſt

wäre Wohlthat für das Menſchengeſchlecht geworden. Aber Frankreichs Trennungen, Unordnungen, Unruhen und Flüchtlinge ſind nun im Gegentheil ein Verwahrungsmittel gegen den Hang, den einige Völker zur Nachahmung haben möchten. Weit entfernt, die Sklavenketten der Nationen zu zerbrechen, wird jetzt dadurch nur der Deſpotismus ihrer Oberherren befeſtigt. Die Geſetze des Solon waren wie ein Spinngewebe, das die ſchwachen geflügelten Inſekten fängt, und die ſtarken durchläßt. Ich zittere, daß die Geſetze der Nationalverſammlung nicht einem, durch die Kräfte der beiden ſich einander entgegen arbeitenden Partheien, zerriſſenen Gewebe gleichen möge, welches auf immer Frankreichs Ruhm, Glück und Freiheit entwiſchen läßt.

Alle dieſe Betrachtungen ſind vielleicht nicht in dem Sinne der Revolution; aber man kann ihnen gewiß nicht abſprechen, daß ſie vorzüglich in dem Sinne der Freiheit ſind. Es iſt merkwürdig, daß diejenigen, welche nie dieſem Sinne abtrünnig geworden ſind, und bei ihren Meinungen ſteif und feſt blieben, nach und nach ganz widerſprechende Benennungen bekommen haben. Die Bedeutung der Worte Ariſtokrat und Demokrat hat ſich während der

Revolution ſo geändert, daß man gar nicht mehr weiß, was ſie bedeuten ſollen, oder was für einen Begriff man damit verbinden muß. Demokraten waren ſeit 18 Monaten diejenigen, welche über die gewonnene Freiheit und den Sturz der alten Regierung frohlockten. Die Demokraten, die, unwandelbar in ihren Grundſätzen, nur bei dem Unterſchiede und der Ungleichheit der Stände Freiheit ſahen, ſehen ſich zu ihrer nicht geringen Beſtürzung nach und nach in den Augen des Volks in Ariſtokraten umgeſchaffen, weil ſie ſich nicht von dem verheerenden Strome der Demagogie fortreißen ließen, der eines Tages Demokraten und Ariſtokraten, zugleich mit der Freiheit, den Rechten des Volks und der Revolution in ſeinen Fluthen begraben wird. Man muß ſich alſo wohl in Acht nehmen, daß man nicht die Feinde des gemeinen Beſten mit dem vermiſche, der das Glück ſeiner Brüder wünſcht, und die Denkfreiheit nur zum unpartheiiſchen Forſchen nach Wahrheit braucht. Aber ach! Wo iſt Wahrheit? Wer fragt darnach? Wer ſucht ſie mitten unter bürgerlichen Unruhen und dem wüthenden Kampfe des Privat-Intereſſe? Sie iſt bis jezt bei dem Angriffe und der Vertheidigung der Lehre von der Gleichheit für nichts

geachtet worden; und nicht Liebe zur Freiheit hat ihr ſo viele wüthende Anhänger und raſende Verläumder verſchafft. Einige bedauern Kredit, Größe, Reichthümer, auf Mißbräuche gegründet, die nicht mehr Statt finden. Andre ſtreben nach eben den Vortheilen, ſuchen ſich zu erheben, ihr Glück auf neue Mißbräuche, die ſie ſtatt der alten einführen wollen, zu gründen, und ſich an die Stellen derer zu ſetzen, deren Macht ſie zu Grunde gerichtet haben. Auf der einen Seite verzweifelt die Eitelkeit, auf der andern hofft der Stolz. Von der einen und der andern Seite ſind es Calcule der Habſucht, die ſich bei dem einen über den Verluſt, bei dem andern über den bevorſtehenden Gewinn äußert.

Ich brauche wohl nicht zu wiederhohlen, daß meine Beobachtungen nur die Grundlage der Konſtitution betreffen. Niemand ſchätzt ſo ſehr als ich die Vortheile der Revolution; niemand bewundert mehr die meiſten Geſetze der National-Verſammlung, und alle ihre Anordnungen in Hinſicht auf die vielen Mißbräuche, welche die alte Regierung umgeſtürzt haben. Dieſe Geſetze, die ſehr paſſend aus den beſten Werken über Staats-Oekonomie genommen ſind, ſtimmen mit den Wünſchen aller Men-

ſchenfreunde überein. Eine Folge von zehn unumſchränkten Königen würde nicht ſo viel für Frankreichs Glück haben thun können. Dieſe Geſetze mußten alſo gleichen Schritt mit der Aufklärung gehen; und es iſt rühmlich für die Verſammlung, daß ſie dieſe Geſetze zu der Höhe unſers philoſophiſchen und aufgeklärten Jahrhunderts hat erheben können. Eben weil ich das neue Gebäude bewundere, ſo unterſuche ich ſeinen Grund, und wünſchte ihn dauerhafter zu finden. Die Weisheit darf ſich nicht das höchſtmögliche Gute, ſondern das möglich dauerhafteſte zum Ziel ſetzen. Denn wozu dienen gute Geſetze, wenn ſie keinen Beſtand haben können?

Zu allen vorigen Betrachtungen will ich noch eine nicht unwichtige hinzufügen, nämlich daß der National-Charakter der Franzoſen einer republikaniſchen Staatsverfaſſung zuwider iſt. Kein Volk in der Welt iſt weniger im Stande, ſich ſelbſt zu beherrſchen, als die Franzoſen. Sie ſind nicht für Demokratie geſchaffen. Ein zutrauliches, freigebiges, lebhaftes, leichtſinniges, empfindliches und geiſtvolles Volk muß beherrſcht werden. Wird ein ſolches Volk gut beherrſcht, dann giebt es nichts Großes, nichts Vortrefliches, nichts Bewun-

dernswürdiges, wozu es nicht fähig, was für daſſelbe unerreichbar wäre. Es kann und muß allerdings frei ſein; aber weil die Freiheit, die man ihm beſtimmt, feſt und dauerhaft ſeyn ſoll, ſo muß die Regierungsform mit dem National-Charakter übereinkommen, und ihm angemeſſen ſeyn. Ein Volk für eine republikaniſche Verfaſſung muß entweder ſimpel, oder kalt, oder bedachtſam, oder unluſtig, melancholiſch oder mistrauiſch ſeyn. Und wirklich ſehen wir auch, daß dieſe verſchiedenen Charaktere überhaupt oder einzeln bei den Holländern, Schweizern, Lazedämoniern, Presbyterianern und Puritanern in Großbritannien ſich finden, die zur Zeit Kromwell's in der neuen Welt den Saamen zur Demokratie ausſtreuten, Saamen, der bei ſeiner Entwickelung die amerikaniſche Freiheit hervorbrachte.

Der Einwurf, den man mir mit den Athenienſern machen könnte, wäre nicht glücklich; denn eben wegen der Züge, die ſie mit den Pariſern gemein haben, konnten ſie ſich nie ſelbſt beherrſchen. Sie ließen ſich einnehmen, waren leidenſchaftlich und entflammten wie die Pariſer. Empfindlich, gleich den Pariſern, gegen die Reize der Beredſamkeit, ließen ſie ſich hinreißen und durch Redner-Talente unter-

jochen. Mit gleichem Leichtſinn verſchenkten und entzogen ſie ihr Zutrauen. Sie ließen ſich von beredten Betrügern hintergehen und verführen, oder von Ehrſüchtigen, die gleichfalls die Gabe der Beredſamkeit beſaßen, leiten und lenken. Die großen Redner waren ihre Gebieter. Nur dem Scheine nach beſaßen ſie Freiheit; und **Perikles** und **Demoſthenes** herrſchten über ſie mit mehr Gewalt, als der unumſchränkteſte König. Der erſte verſchwendete ihren Schatz, machte ſie vom Stolze trunken, und durch Luxus und Pracht weichlich. Der andre glaubte durch feurige Reden die Miltiaden und Themiſtoklen wieder erwecken zu können, und weil er ſeine Mitbürger nicht genug kannte, beſchleunigte er durch ſeine unvorſichtigen Anſchläge, den Zeitpunkt ihrer Niederlage und Sklaverei. Er ſchien nicht zu wiſſen, daß es in einer politiſchen Geſellſchaft faſt allezeit zwei Zeitpunkte giebt, einen, in dem man handelt, den andern, worinn man redet; und daß es ein äußerſt ſeltener Fall iſt, wenn einer Talente zum Reden und Handeln in ſich vereint. Dieſe beiden großen Männer hätten ſich alſo nicht beſſer benehmen können, wenn ſie ſelbſt von den Königen von Mazedonien beſoldet worden wären.

Es

Es iſt daher klar, daß die beſten Geſetze, wenn ſie mit dem Geiſte und Charakter einer Nation ſtreiten, wenn ſie ihre Sitten, Vorurtheile und Gewohnheiten angreifen, bald vereitelt werden. Wodurch erhält ſich denn jetzt noch die Revolution? Durch die Trunkenheit von dem Worte, Gleichheit; und dieſe wird doch die Revolution ſelbſt umſtürzen; ferner durch die Vernichtung deſſen, was ihre feſteſte Stütze geweſen wäre, des Adels; endlich durch Rachſucht, Neid, Ehrgeitz, Leidenſchaften, die man ſich nicht ſelbſt zu geſtehen wagt, und welche ſich ſorgfältig hinter den Schleier des Patriotismus und der Freiheit verſtecken.

Schmeichelte man ſich, daß die Revolution hinlänglich durch den Civismus der regulirten und National-Truppen geſchützt ſeyn wird? Wie ſchwach und gefährlich iſt nicht die Verſchanzung hinter dieſem bewaffneten Haufen, der ſo leicht zu verblenden, zu gewinnen, zu verführen, zu entzweien und zu trennen ſteht. Man glaubt den Fanatiſmus in Frankreich gedämpft; ja er iſt es in der Hauptſtadt der Nation, iſt es in den Städten, iſt gedämpft unter der guten Bürgerſchaft; aber ein liſtiger Betrüger wird ihn leichter als man denkt unter dem Landvolke, das immer einfältig, leicht

gläubig und unwiſſend iſt, wieder anfachen. Es erwache nur ein Kromwell, und ehe ſechs Manate vorüber ſind, iſt Frankreich ſicher wieder in Feſſeln. Es würde mir leicht ſeyn, zu beweiſen, daß der Grad von Freiheit, deſſen eine Nation fähig iſt, allezeit im umgekehrten Verhältniſſe ihres Gebiets ſtehe; und daß gerade ihre Freiheit ſo abnimmt, wie jene Fläche zunimmt. Man muß in Geneve freier wie zu London, und in London freier als in Paris ſeyn. Aber da es überall Erſatz giebt, ſo hat da die Freiheit, wo ſie am beſchränkteſten iſt, die meiſte Dauerhaftigkeit; bei mehr Zügelloſigkeit iſt ſie allezeit weniger geſichert. Für ein großes Land, wie Frankreich zum Beiſpiel, iſt das beſte Pfand, der ſicherſte Bürge der Freiheit und des Glückes, **Einigkeit**; das Streben nach einem gemeinſchaftlichen Zwecke; die Subſtituirung des Gemeingeiſtes dem Geiſte einzelner Klaſſen; weislich vertheilte und beſchränkte Macht; Geſetze, die von den drei Beſtandtheilen der Souveränetät, dem Volke, dem Adel und dem Könige gegenſeitig beſtätigt werden müſſen. Ihre Ausübung ganz und gar in den Händen des Königs. Seine Gewalt über die Armee und ſein Recht, darüber zu diſponiren, unumſchränkt, ſo wie auch über

den Schatz, aber unter ſtrenger Reſponſabilität der Miniſter; und unbeſchränkte Preßfreiheit, und das Recht, Auflagen zu machen, feſt und ungetheilt bei den Repräſentanten des Volks. Dieß Syſtem iſt nicht ganz fehlerfrei; aber da es deren weniger hat als alle andere, ſoll man es nicht vorziehen?

Es iſt weſentlich in dieſem Syſteme, daß das perſönliche Verdienſt den Adel aufwiegt und mit ihm wetteifert. Wie ſchön iſt die Einrichtung, wenn der Plebejer durch Bekleidung wichtiger Stellen zum Adel gelangt, und wenn der Patrizier, ohne Furcht, den Adel zu verlieren, alle Künſte und Handwerke treiben kann. Der eine verliert nichts durch geringe Gewerbe, der andre adelt ſich durch große. Alle Lebensarten ſind, ohne gleich ehrenvoll zu ſeyn, doch gleich anſtändig. Eine ſolche Art von Gleichheit und Brüderlichkeit läßt ſich mit der monarchiſchen Form vereinigen. Zu dieſen verſchiedenen Mitteln, der willkührlichen Gewalt zu widerſtehen, muß ich noch ein herrliches hinzufügen, das ohne alle Gefahr und von der treflichſten Wirkung iſt, nämlich: ſich des Kopfs und des Herzens des Thronerben durch Erziehung zu verſichern, die Denkungsart des Prinzen zur mächtigſten Ge-

genwehr gegen den Deſpotiſmus zu bilden; denn das Volk iſt gegen letztern ein viel zu ſchwacher Widerſtand.

Wenn keine läſtige Privilegia mehr exiſtiren; wenn die Ehrenbahn allen Individuen einer Nation offen ſteht, ſo wird das Unglück, einem betitelten Schwachkopfe gehorchen zu müſſen, immer ſeltener. Dieſe vortrefliche Organiſation unterhält einen lebhaften Wetteifer zwiſchen Volk und Adel. Der Adel fängt an ſich zu unterrichten, arbeitet, ſtudirt, und gelangt nur zu hohen Stellen durch Vereinigung von Verdienſt mit Geburt. Das Volk ſieht in der Ferne Ehrenſtellen, Ruhm und Adel zum Lohne ſeiner Anſtrengungen. Eine ſo eingerichtete Nation bringt Wunder zu Wege. Unter einer ſolchen Regierung erreichte ſicher Frankreich in kurzer Zeit einen Grad von Glückſeligkeit, Glanz und Stärke, zu welchem kein Volk weder des Alterthums, noch der neuern Zeiten ſich emporgeſchwungen hat. Auf die Weiſe würde gewiß ein Catinat, ein du Guay-Trouin ohne Widerſtand, ohne Neid, ohne Kabale an der Spitze der Flotten und Armeeen erſcheinen. Dann wären die höchſten geiſtlichen Würden nur für Boſſuets und Maſſillons aufbewahrt; und in dem Kanzler von

Frankreich ſähe man einen berühmten Mann oder einen l'Hôpital. Hervorſtechendes Verdienſt müßte dann auf alles Anſpruch machen können, und ein großer Mann in jeder Art mit den berühmteſten Namen in gleichem Range ſtehen. Dann müßte ſich in den Gewölbern, dem letzten Aufenthalte der Sterblichen, der Marmor der Pocquelin's, b) der Arouet's, der le Clerc's, der Rouſſeau's neben den Grabmälern der Herren der Erde erheben; dann müßte man unter den Schatten der Könige und der großen Männer ohne Unterſchied umherwandeln, und alle, die die Welt aufgeklärter regiert und entzückt hätten, fänden ſich hier ohne Ordnung neben einander. Ich bin faſt überzeugt, daß überhaupt die politiſchen Schriftſteller, und alle, die ſich mit geſellſchaftlichen Einrichtungen beſchäftigt haben, ſich die Vortheile und Nachtheile dieſer oder jener der Freiheit günſtigen oder ungünſtigen Verfaſſung zu übertrieben vorgeſtellt haben. Die äußerſte Beſtimmtheit der mathematiſchen Wiſſenſchaften bietet uns bei der Auflöſung ihrer Probleme nur einen einzigen Ausgang zur Wahrheit dar. So verhält es ſich nicht mit

b) Moliere, Voltäre, Buffon.

den politiſchen Wiſſenſchaften. Alles, was ſich auf ein ſo veränderliches und wandelbares Weſen, als der Menſch iſt, bezieht, iſt einer weiten Ausdehnung fähig. Es kann für eine Regierung, wie die franzöſiſche, eine große Anzahl politiſcher Verfügungen von gleicher Güte ſtatt finden. Eine, vielleicht die einzige Regel, die man zu befolgen hätte, würde etwa dieſe ſeyn, ſo wenig als möglich von den materiellen Einrichtungen der vorhergehenden Staatsverfaſſung abzuweichen, die alten Worte und Ausdrücke, woran man einmal gewöhnt iſt, beizubehalten, und mit Beibehaltung der alten Formen neue Einrichtungen zu machen. Die beſte Einrichtung, die man einem Volke geben könnte, das ſchon ſeit langer Zeit civiliſirt geweſen, würde eine ſolche ſeyn, die in den meiſten Punkten ſich der alten fehlerhaften Konſtitution, unter welcher es grau geworden, und die man jetzt abgeſchafft hat, näherte. Die Natur weiß nichts von gewaltſamen Uebergängen; und bei allen ihren Dingen geht ſie ganz allmählig und ſtufenweiſe. Es ſcheint, der Geſetzgeber müſſe vielmehr den ruhigen Gang der Natur nachahmen, als ſich ihre plötzlichen Abweichungen, Orkane und Ungewitter zum Muſter nehmen.

Folgender Zweifel wäre noch aufzuwerfen, nämlich, ob die Staatskörper, die aus ſucceſſiven Generationen beſtehen, und mehr oder weniger auf eine unbeſtimmte Art an der Dauer des Menſchen-Geſchlechtes Theil haben, nicht alle ihre Bewegungen und Handlungen nach dieſer Dauer abmeſſen ſollten? ſo daß z. B. wenn ein Privatmann zu einer Aenderung in ſeinen eigenen Angelegenheiten nur drei Monate gebrauchte, der Staat hingegen hierzu acht bis zehn Jahre anwenden müßte. Drei Monate ſind nämlich von dem Leben eines Menſchen, wenn man es zu ſechszig Jahre anſchlägt, eben das, was zehn Jahre von der Dauer eines Staatskörpers ſind, wenn man ſie zu zwei tauſend vier hundert Jahre annimmt. Auf die Weiſe liefe man nämlich nicht Gefahr, durch übereilte Bewegungen dem Staatskörper Konvulſionen zuzuziehen, und ihn nicht unter den Erſchütterungen erliegen zu laſſen. Beobachtete man daher bei ſolchen Operationen, welche der richtige Menſchenverſtand zum Beſten des Staats nothwendig fände, jenes erwähnte Verhältniß, ſo würden ſie, da ſie in einem Zeitraume von drei Monaten ſehr ſchmerzhaft fallen müßten, kaum fühlbar werden, ſobald man ſie nicht früher als binnen zehn Jahren

zu Stande brächte; und hierin würde die Menſchlichkeit mit der Politik genau übereinſtimmen. Man bedenke daher jederzeit, daß das Uebereinſtimmen Aller, woraus die Einigkeit entſpringt, ein unſchätzbarer Vortheil bei den größten Staats-Operationen ſey. Die Herren Barnave, le Chapelier, Pethion, Thouret, Ronderer, Roberspierre und andre Mitglieder, welche Männer von Bedeutung in der Verſammlung den Vorſchlag thaten, den Adel wieder einzuſetzen, und ihm den Platz, der ihm in der franzöſiſchen Konſtitution gebührt, wieder anzuweiſen, würden die wahren Stifter der franzöſiſchen Freiheit ſeyn. Ich bin beinahe gewiß, daß dieſer Antrag begünſtigt, und durch die Wünſche der Majorität des Reichs durchgeſetzt wäre.

Ich höre viel Murrens gegen den Jakobiner-Club, gegen die Gewalt und das Uebergewicht, welches er ſich erworben, und gegen ſeinen Einfluß auf die National-Verſammlung und die Herrſchaft, die er im ganzen Bezirke des Reichs ausübt. Ich gehöre keinesweges zur Zahl derer, die darüber murren, und ich betrachte die Sachen aus einem ganz andern Geſichtspunkte. Drohet einem Staate Zerrüttung und Zerſplitterung, ſo iſt er ſehr glücklich,

wenn eine bindende Kraft ſich darbeut, und die Theile, die im Begriff ſind ſich zu trennen, zuſammenhängt. Iſt die Autorität ſchwankend und unſtät, ohne irgend einen Ruhepunkt zu haben, ſo iſt es viel Glück, wenn ein Korps oder ein Individuum ſich ihrer bemächtigt. Es iſt beſſer, ſich unter eine unrechtmäßige Herrſchaft zu beugen als unter Ruinen begraben zu werden. In dieſem Falle wird der Uſurpator ein Befreier, und ich glaube, daß in dieſer Hinſicht Frankreich dem Jakobiner-Club und den mit ihm Verbundenen viele Verbindlichkeit ſchuldig iſt. Denn ihnen verdankt man größtentheils den Kredit, welchen die Aſſignate haben, und das Zutrauen, das man ihnen zugeſtanden. Dieſe Aſſignate, die mit dem Verkaufe der Güter der Geiſtlichkeit verflochten und durch die Rückzahlungen (rembourſements) mit dem öffentlichen Wohle verbunden waren, machen ein ſinnreiches und feines Gewebe aus, welches wir ihnen allein zu verdanken haben. Durch dieß Mittel erhielt ſich Frankreich eine Zeitlang am Rande des Abgrundes. Jetzt wäre es ein ihrer würdiges Unternehmen, dieſen Abgrund zuzufüllen. Es wäre ihrer würdig, das baare Geld, welches das traurige Auswechſeln durch unüberwindliche Gewinnſucht aus

dem Königreich hinausbrachte, wieder hinein zu ziehen, ihm Aufwand zu verſchaffen, die ſinkenden Manufakturen und den beinah erloſchenen Handel wieder zu beleben, Betriebſamkeit zu erwecken, den Werkſtäten eine Menge müßiger Hände, den Künſten und ihrem Gange die erſte Thätigkeit wieder zu geben, die Unruhe der benachbarten Mächte zu ſtillen, die Fackeln der Zwietracht zu löſchen, die Quelle des Haſſes und der Feindſchaft auszutrocknen, und endlich dem ſchönſten Lande der Erde, Zutrauen, Frieden und Eintracht wieder zu ſchenken. Laß ſie die Flüchtlinge zurückrufen, und ſie werden Frankreich zweimal gerettet haben.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber es kömmt mir vor, als wäre es ein Dilemma, dem ſchwer zu entgehen iſt. Ich bete die Freiheit an, und zittre für ſie. Vielleicht bin ich nur ein Schwachkopf. Unendlich viele Leute können in dieſem Punkte mir gleichen. Wir verdienen es, daß man uns Licht giebt, und uns beruhigt. Man muß entweder meine Zweifel löſen, meine Beſorgniſſe heben, meine Einwürfe beantworten, mich mit Gründen widerlegen, mir beweiſen, daß ich nur ein Träumer bin, daß alles, was ich geſchrieben habe,

ohne Menſchenverſtand iſt; und dieß kann in ſtrengerm Sinne, ſehr möglich ſeyn; oder man muß dieſe ſchwache Darſtellung, die man zwar leicht hätte beſſer aber ſchwerlich mit ſo viel Eifer, und Unbefangenheit, machen können, gehörig in Betracht ziehen.

Wenn man mir durch Räſonnement, bei Ermangelung der Erfahrung, die wohl erſt in zwanzig Jahren gemacht werden kann, beweiſt, daß die neue Konſtitution eines regelmäßigen Ganges fähig iſt, daß ſie dauern, und den Franzoſen Freiheit und Glück zuſichern kann; dann nehme ich meine Beobachtungen zurück, ſchwöre meine Kritik ab, und geſtehe es ein, daß ich unrecht habe. Denn ich habe es nie beſtritten, daß eine Regierung, wo jeder Menſch ſeinen wahren Platz einnimmt, und nach Verhältniß ſeiner Talente und Aufklärung angeſtellt wird; wo man nur die einzige reelle Ungleichheit unter den Menſchen anerkennt, nämlich die des Verdienſtes und der Tugend; ich habe es nie beſtritten, ſage ich, daß eine ſolche Regierung nicht weit über alles erhaben ſey, was bis jetzt in der Art da war.

Paris, den 31. December 1790.

Supplement

zum vorhergehenden Briefe.

Ungern würd' ich hier endigen, ohne ein Wort von der Sitzung am 25. Februar 1791 zu ſagen. Sie wird auf immer in den Jahrbüchern der Verſammlung denkwürdig, und eine der merkwürdigſten Epochen der Revolution ſeyn. Dieſe Sitzung hat übrigens noch ein neues Licht über den Grund meines Werks verbreitet, und mehrere Betrachtungen beſtätigt. Man hat hier einen Gegenſtand abgehandelt, über den wahrlich nie in einer geſetzgebenden Verſammlung, nicht einmal in einem republikaniſchen Kongreß debattirt iſt. Das Recht ihn abzuhandeln beweiſt im höchſten Grade die Ausübung der ſouveränen Macht in ihrer weitſten Ausdehnung. Der Gegenſtand, der vielleicht in den Jahrbüchern des menſchlichen Geſchlechts ganz neu iſt, iſt der Entwurf eines Geſetzes über die Auswanderungen und über die Pflichten der Staatsbediente.

Alles iſt außerordentlich in dieſer Sitzung. Man ſieht zwei Häupter der Volkspartei, die Herren von Mirabeau und la Chapelier beinahe der Meinung ihrer Gegner beitreten; die

Freiheit iſt ungewiß zwiſchen den beiden Abtheilungen der Verſammlung, ſie weiß nicht mehr, welche Seite ſie angreift, welche ſie ſchützt. Man hört von beiden Seiten reden, ohne daß einer ſich verſteht oder ſich verſtehen will. Die Hauptfrage bleibt mit einem dichten Schleier bedeckt; man hebt ihn nicht auf oder wagt es nicht ihn aufzuheben. Keiner erklärt ſich über den Knoten, löſt ihn nicht der Verſammlung; und dieſer Knoten kann doch dem Scharfblick von achthundert Deputirten nicht entgangen ſeyn. Warum hat man ihn denn nicht gelöſt? ich weiß es nicht.

Die Anhänger des Projekts behaupten, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden, ohne ein Geſetz über die Auswandrungen und über den Wohnſitz der Staatsbediente, die Konſtitution den größten Gefahren ausgeſetzt bleibe; daß die Ausübung der Freiheit aufgeſchoben werden kann und muß, wenn es das Wohl des Staats erfodert. Welche Maasregel iſt wohl unbezweifelter? Warum nimmt man denn ſeine Zuflucht zu Autoritäten? Warum führt man die des Jean Jacques an? Als wenn die Autorität eines großen Mannes einer an ſich ſelbſt ſchon evidenten Sache noch mehr Evidenz geben könnte. Bedürfte es noch einer beſon-

dern Autorität die Nothwendigkeit zu beweiſen, einem Kranken ein Bein abnehmen zu müſſen, wenn man doch kein andres Rettungsmittel für ſein Leben ſahe.

Werfen die Gegner des Vorſchlags ein: in einer freien Konſtitution kann man der Freiheit der Bürger keine Feſſeln anlegen, ſo haben ſie Recht; wenn ſie aber ſagen, das Wohl der gegenwärtigen Konſtitution hängt nicht von einem ſtrengen Geſetze über Emigranten und Staatsbediente ab, ſo haben ſie Unrecht. Behaupten ſie, daß eine durch Gewalt erhobene Konſtitution nicht beſtehen könne, ſo haben ſie Recht; wenn ſie aber glauben, daß eine mit Gewalt angefangne Konſtitution, ohne Gewalt vollendet werden könne, ſo haben ſie Unrecht. Sagen ſie, wir wollen, daß das franzöſiſche Volk frei ſeyn ſoll, und wir wollen ſeine Freiheit bis aufs Blut vertheidigen, ſo haben ſie Recht; wenn ſie aber glauben, daß die gegenwärtige Konſtitution die Freiheit des Volks hervorbringen wird, ſo haben ſie Unrecht. Wenn ſie ſagen, das einzige geſetzmäßige Hinderniß, das man den Auswanderungen entgegen ſetzen könne, ſey ſelbſt das Intereſſe der Ausgewanderten, ſo heißt das ſo viel Bewegungsgründe zum Bleiben angeben, daß man ſich gar nicht

mehr bedenkt, ob man bleiben oder gehen ſoll. Sagen ſie, man müſſe die Staatsbediente nicht mit eiſernen Feſſeln, ſondern mit Ketten von Blumen zurückhalten, ſo haben ſie Recht; wenn ſie aber behaupten, daß aus dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge jemals ſolche Umſtände kommen können, die den Menſchen im Namen ihres Glücks, befehlen, ſo haben ſie Unrecht. Hierinn ſcheint mir die wahre Schwierigkeit zu beſtehen. Aus der Verlegenheit der Verſammlung dieß ohne alle Hülle vorzuſtellen, glaube ich ſchließen zu können, daß wenn man einmal nach Grundſätzen die Begriffe von Recht und Unrecht zu Boden tritt, und wenn man ſich methodiſch verirrt hat, ſo iſt es ſehr ſchwer den Ausgang aus dem Labyrinthe in welches man ſich unvorſichtigerweiſe hineingewagt hat, wieder zu finden.

Die Freiheit iſt eine ſo empfindliche Saite, ihre Schwingungen ſtimmen ſo ſehr mit dem Herzen aller Menſchen überein, daß ſelbſt die, die ſie nur ſchlecht und ohne Kunſt anſchlagen, doch ihres Erfolgs gewiß ſind. Wie ſollte die linke Seite der Verſammlung nicht den Sieg davon getragen haben? Sie hat dieſe Saite immer angeſchlagen, und ſie geſchickt tönen laſſen. Wenn die rechte Seite die öffentliche

Freiheit vertheidigt hätte, ſtatt für die Miß-bräuche der alten Regierung, für die Penſionen, für die ungeheure Gewalt der Geiſtlichkeit, und ihren ärgerlichen Reichthum zu kämpfen, wie ſie gethan hat, ſo wäre ſie nicht ſo oft überwunden.

Die Sitzung am 25. Februar iſt ein neuer Beweis hievon. Der Abbé Maury, dieß-mal unter die Standarten der Freiheit geſtellt, ſagte mir ſehr treffend und ſehr richtig: wenn es eine anerkannte politiſche Wahrheit giebt, ſo iſt es folgende: die Freiheit des Volks gründet ſich auf die Unabhängigkeit der Macht. Kann denn der König unabhängig ſeyn, wenn er ſich nicht entfernen kann, ohne den Thron zu ver-lieren? Was antwortete ihm einer der rich-tigſten Köpfe der Verſammlung und einer ihrer beſten Schriftſteller? Man leſe nur das Jour-nal von Paris, hier iſt eins der auffallendſten Beiſpiele von Verblendung, wozu Parteigeiſt nur führen kann. „In dieſen Worten heißt „es dort, iſt alles Verwirrung, wenn ein König „neben der geſetzgebenden Macht wohnen muß, „ſo wird er deßwegen nicht von ihr abhängig, „ſondern nur von ihren Funktionen. Die, wel-„che die verſchiednen Mächte ausüben, müſſen „ohne Zweifel von einander unabhängig ſeyn, aber

„aber das iſt nicht wahr, daß dieſe Mächte „ſelbſt gegenſeitig unabhängig ſeyn müſſen. „Nach der ewigen Natur der Dinge muß die „ausübende Macht der geſetzgebenden unterthan „ſeyn, ſo wie die Stärke des vernünftigen Men„ſchen, ſeinem Verſtande und ſeinem Willen „unterthan iſt, und dieſe Wahrheit iſt von der „andern, die der Abbé Maury ſelbſt nicht be„ſtreitet, gar nicht verſchieden, er ſagt nämlich, „Könige hängen von den Geſetzen ab.„

Es iſt kein Wort in dieſer Antwort, das nicht dunkel, widerſprechend, zweideutig, ſophiſtiſch oder falſch wäre.

Was verſtehen Sie, könnte der Abbé Maury fragen, unter den Wörtern abhängig und unabhängig? Nehmen Sie ſie im eigentlichen oder bildlichen Sinne? Reden ſie von einer moraliſchen oder phyſiſchen Abhängigkeit? Wenn Sie ſagen, daß die Könige von Frankreich in einer moraliſchen Abhängigkeit von der geſetzgebenden Macht ſtehen müſſen, daß ſie davon abhängen müſſen, ſo wie z. B. jeder Menſch von ſeinen Pflichten abhängt; ſo ſagen ſie da eine große Alltäglichkeit, die Ihnen niemand ſtreitig macht, aber hiedurch haben Sie meine Frage nicht beantwortet: denn ich rede ſo deutlich von einer phyſiſchen Abhängig-

keit, daß wenn der König zu entweichen ſuchte, und dieß ihm glückte, er nach dem Geſetze in Verhaft genommen, und abgeſetzt werden könnte. Nun haben aber unſre Pflichten weder das Recht noch die Gewalt, wenn wir ſie übertreten, über uns eine ſolche Herrſchaft auszuüben. Sie geſtehen ein, daß diejenigen, welche die verſchiedenen Mächte ausüben, von einander unabhängig ſeyn müſſen; im moraliſchen Sinne genommen haben ſie Unrecht; denn unter allen denen, die öffentliche Aemter verwalten, exiſtirt in dieſem Sinne eine ſolche Abhängigkeit, daß Einklang und Harmonie des Ganzen nur dadurch entſteht. Haben Sie es im phyſiſchen Sinne genommen? ſo wiederholen ſie ja nur bloß, beſtreiten aber meine Meinung gar nicht. Weiter. Eben haben Sie denen, die die Mächte ausüben, die phyſiſche Unabhängigkeit geſtattet, und nun nehmen Sie dieſelbe den Mächten ſelbſt. Sie behaupten alſo, daß die Mächte phyſiſch von einander abhängen müſſen; aber die Macht von dem getrennt, der ſie ausübt, iſt nur reine Abſtraktion, ſie errichten alſo eine phyſiſche Abhängigkeit zwiſchen metaphyſiſchen Weſen; wahrlich eine ganz neue Entdeckung, und die Ihnen aufbehalten wurde. Ehe Sie dieß ſich indeß doch

zur Ehre anrechnen, bitte ich Sie doch mir zu erklären, was ſie unter einer Macht verſtehen, die von dem, der ſie ausübt, ſo ſehr unterſchieden iſt, daß Sie dieſelben gar einander entgegen ſetzen, daß Sie das, was Sie bei dem einen bejahen, bei dem andern verneinen. Z. B. wie kann man bei Lebzeiten der ausübenden Macht den, der dieſe Macht ausübt, von der Macht ſelbſt unterſcheiden? Wie begreift man es, daß das, was bei dem einen wahr iſt, bei dem andern falſch ſey? Wie begreift man es, daß der König ſich aus dem Reiche entfernen könne, wenn er wolle, weil er unabhängig iſt, dahingegen ſeine ausübende Macht dieſe Freiheit nicht habe, weil ſie von der geſetzgebenden Macht abhängt? Sagen Sie mir doch, wen will man abſetzen? den König nicht, denn der iſt frei; ſeine Macht alſo. Man wird alſo ſeiner Macht einen Nachfolger ernennen; ſo daß, wenn der König wieder in ſein Reich zurückkömmt, er an der Seite eines mit ſeiner Macht gekrönten Nachfolgers bleiben wird. Da alſo Ihr Unterſchied zwiſchen den Mächten, und denen, die ſie ausüben, in jedem Sinne und in jeder Hinſicht unvernünftig iſt, ſo folgt daraus, daß Sie zwei ſich widerſprechende Sätze angegeben ha-

ben; daß Sie nämlich geſagt haben: die verſchiedenen Mächte ſind in einer gegenſeitigen Abhängigkeit und ſind es auch nicht.

Das folgende iſt ganz von einer andern Seite ſonderbar. Sie behaupten, die ausübende Macht müſſe der geſetzgebenden unterthan ſeyn, ſo wie die Stärke eines vernünftigen Menſchen ſeinen Gedanken und ſeinem Willen. Wenn die Gedanken eines Menſchen ſeinem Arme befehlen, ſich zu bewegen, ſo bewegt er ſich. Der König muß alſo dem geſetzgebenden Körper ſo unterthan ſeyn, wie der Arm eines Menſchen ſeinen Gedanken. Aber da der leidende Gehorſam des Arms ſo beſchaffen iſt, daß man, außer im Falle eines Schlagfluſſes, noch kein Beiſpiel von ſeinem Ungehorſam hat; da der Wille über die Glieder unſers Körpers die abſoluteſte Herrſchaft ausübt; ſo iſt evident, daß, wenn Sie die geſetzgebende Macht mit dem menſchlichen Willen vergleichen, und den König mit einem der Glieder des menſchlichen Körpers; Sie alsdenn die eine zum unbarmherzigen Deſpoten, und den andern, zu einem unterworfenen, gänzlich leidenden Weſen machen. Wenn ſich alſo der König, der irgend eine Macht hat, ſich zuweilen unter die phyſiſche Strenge eines ſolchen

Deſpotiſmus beugen muß, was wird dann aus der Freiheit der andern Individuen, die gänzlich ohne Macht ſind? Wenn man die Maximen Ihrer politiſchen Lehre auf den wahren Ausdruck zurückführt, und Ihre Behauptung überſetzt, ſo findet man, daß die ſieben hundert geſetzgebenden Köpfe des Nationalkongreſſes in Frankreich das Recht haben werden, das Haupt des Reichs, den König, phyſiſch zu zwingen, ſich nicht nach ſeinem Kopfe zu betragen und zu handeln, ſondern bloß nach dem Willen der ſieben hundert Perſonen, die über ſechs Millionen Menſchen herrſchen, denen zwölf Millionen bewaffnete Arme zu Gebote ſtehen. Wäre man daher nicht beſſer von der Lauterkeit ihrer Abſichten überzeugt, was ſollte man dann von einer Lehre denken, die die konſtitutionsfähigſten Geſetze der Verſammlung umſtößt und vernichtet? die den geheiligten Charakter des Königs und ſeine Unverletzlichkeit verletzt? Die das Geſetz des Erbrechts, die Ordnung der Thronfolge und das unveränderliche Recht des Königs und ſeines Geſchlechts an dem Throne der Franzoſen angreift?

Der Verfaſſer des Journals konnte dem Abbe' Maury ſagen: im allgemeinen haben Sie recht, aber wir bedürfen eines proviſori-

ſchen Dekrets, daß den König verpflichtet ſich nicht zu entfernen, weil ſeine Entfernung das Reich in das fürchterlichſte Unglück ſtürzen würde. Warum hat er ihm ſo nicht geantwortet? weil dieſe Antwort ein ſtillſchweigendes Geſtändniß enthielte, das ſich niemand ablegen will, und das man ſich im Gegentheile zu verhehlen ſucht. In der That, was iſt eine freie Konſtitution, deren Wohl von dem Zwange, der über einen Theil ihrer ſelbſt ausgeübt wird, abhängt? Was iſt eine Regierung, deren Freiheit ſich nur auf die Sklaverei deſſen ſtützen kann, der die Seele und das Haupt davon ſeyn muß? Wer verlangte wohl um dieſen Preis König zu ſeyn? Der König muß nach ſeinem Gefallen, ſein Reich verlaſſen können und wieder kommen, ſeine Armeeen kommandiren, wenn er will, reiſen, wenn es ihm gefällt. Der König iſt niemals abweſend, ein Vicekönig, ein Regierungs- oder Staatsrath vertritt ſeine Stelle, und die Miniſter müſſen für alles ſtehen. Wenn er Luſt hat, die Welt zu durchlaufen, deſto ſchlimmer für ihn, durch ſeine Abweſenheit geht ihm alles Gute verluſtig, was er durch ſeine Gegenwart hätte thun können. Jede Lehre, die dieſer entgegengeſetzt iſt, kehrt das Unterſte einer Monarchie zu Oberſt.

Alle Theile eines großen Reichs ſtehen in einer gegenſeitigen Abhängigkeit, ſo wie alle Theile eines großen Gemäldes unter einander. In dem einen und dem andern muß Uebereinſtimmung und Harmonie herrſchen; und in dieſem Sinne hängt der König ohne Zweifel von dem geſetzgebenden Korps ab. Die Konſtitution ordnet und beſtimmt die Natur dieſer Uebereinſtimmung und Harmonie. Wie darf man hoffen, daß der König dieſes heilige und erhabne Geſchäft vollenden wird, mitten unter den Bewegungen des Misvergnügens, der Diſharmonie des verſchiedenen Intereſſe und des Zuſammenſtoßes aller Leidenſchaften? Seit wann ſind denn Stärke und Gewaltthätigkeit Quellen der Harmonie geworden? Wer fühlt es nicht, daß ein proviſoriſches Geſetz gegen die Staatsbediente und die Emigranten ſo lange dauern muß, als noch die Urſachen der Unruhen und der Feindſchaft vorhanden ſind? So lange nicht Friede und Eintracht wieder hergeſtellt, Vergeſſenheit des Vergangnen, die Zurückberufung der Flüchtlinge, die Wiederherſtellung des königlichen Anſehns, und ein Vergleich zwiſchen den beiden Hauptparteien, die das Reich theilen, durch wechſelſeitige Annäherung ihrer Meinungen bewirkt wird, bleibt Frankreich

noch ſtets von auswärtigen und innerlichen Kriegen bedrohet. Selbſt wenn die neue Regierung vollkommner wäre, ohne Abtheilung in Kammern, und Unterſchied der Kaſten, iſt es nicht außer Zweifel, daß man eine geringere und dauerhafte Vollkommenheit einer erhabnen und ungewiſſen Vollkommenheit vorziehen wird?

Sagte jemand: in Frankreich iſt von der Monarchie nur allein der König übrig geblieben. In der neuen Konſtitution iſt nichts monarchiſches mehr, als die Perſon des Monarchen. Hätte er dann nicht das Anſehn, als wollte er Ironie und bittere Galle über die Operationen der Verſammlung herabträufeln? Wenn er hinzuſetzte, der König darf nur unter der oberſten Direktion derſelben Verſammlung regieren; würden dann die Freunde der Revolution und der Freiheit nicht mit Recht glauben, dieſe politiſchen Ketzereien wären gegen die Dekrete gerichtet, die es zu einer Grundmaxime gemacht haben, daß Frankreich eine Monarchie ſey, und ſeine Konſtitution eine monarchiſche? Und dieß habe ich doch in eben ſo viel Worten in dem Journal von Paris vom 17. März 1791 geleſen. „Nicht die Konſtitution iſt monar„chiſch in Frankreich, ſondern bloß einer ihrer „Theile, die Regierung oder die handelnde

„Gewalt (der König) die unter der oberſten Di-
„rektion des allgemeinen Willens (der National-
„Verſammlung) jeder öffentlichen Gewalt die
„erſte Bewegung geben ſoll.„ Wo iſt denn hier Unabhängigkeit der ausübenden Gewalt, die der Freiheit Aller ſo weſentlich iſt? Wo iſt die Theilung der Mächte? Ich ſehe nur eine koloſſaliſche Gewalt, unter der alle andre verſchwinden; eine oberſte Direktion, die alle Kräfte beugt und ſie in ihrem Laufe mit ſich fort reiſſet. Der König iſt nichts mehr, als das Rad einer Mühle, welches der Gewalt des Stroms, der ſich auf daſſelbe herabſtürzt, um es zu drehen, nicht widerſtehen kann; und der Strom iſt die Verſammlung. Ich halte es für unmöglich zwiſchen der Thätigkeit des Stroms und dem leidenden Zuſtande des Rades eine Unabhängigkeit zu finden.

In den achtzehn Monaten, daß ich mich damit beſchäftige, die Revolution unter allen Geſichtspunkten anzuſehen, und daß ich ſie von allen Seiten angreife, habe ich mich oft über die verſchiednen, zuweilen entgegengeſetzten Empfindungen, die ſie bei mir hervorbrachte, verwundert. Ich habe das Gute geſehen, ich habe es tief gefühlt, und doch konnte ich mich einer geheimen Unruhe nicht erwehren, ich ha-

be wider meinen Willen gezittert, dieß viele Gute möchte nur eine trügeriſche Decke ſeyn, die eine Tiefe bedeckte, oder vielleicht mit Blumen die Oefnung eines Abgrundes überſtreute. Meine Seele war immer zwiſchen Furcht und Bewundrung, Enthuſiaſmus und Schrecken getheilt. In dieſer Stimmung habe ich dieſe Briefe in langen Zwiſchenräumen geſchrieben. Es wäre nicht auffallend, wenn man darin hin und wieder entgegenſtehende Meinungen anträfe. Wer ohne Leidenſchaft die Vortheile und Nachtheile jeder Sache abmißt; wer unparteiiſch das Für und das Wider abwiegt, kann ſich zu widerſprechen ſcheinen, und doch nur den Schein haben. Man ſcheint inkonſequent zu ſeyn, wenn man doch nur biegſam und bereit iſt, alles zu hören, und den Stolz nicht hat, ſich für unfehlbar zu halten. Aber was thut der Schein. Wenn man die Wahrheit liebt, ſo opfert man ſeine Eigenliebe gern dem Verlangen auf, ſie zu finden. Man geht, nähert ſich, kommt auf ihre Spur, dreht ſich ängſtlich um ſie her, und ſucht ſie zu überraſchen.

Paris, den 28. März 1791.

Nachſchrift
über den Tod des Grafen Mirabeau.

Nein, nie kann man ein großes Talent zu ſehr ehren — — Ich bin dort geweſen, ich komme daher, ich habe geſehen, ich traue meinen Augen nicht — Erwarten Sie von mir nichts an einander hangendes. — Meine Begriffe verwirren ſich — — Dieß Schauſpiel hat mich ſo beunruhigt — — Meine Grundſätze wanken — — Ich bin angeſtanden, ob ich Ihnen dieſen Brief ſchicken, oder ins Feuer werfen ſollte. — — Wer wird ihn beantworten? Wer wird mir nun Licht geben? Wer wird meine Zweifel löſen? Ich rechnete auf ihn! Ich fühle ſeinen Verluſt tief! Es iſt, als ſagte er mir: ſieh jenes leidenſchaftliche Volk, jenen allgemeinen Enthuſiasmus, jene Raſerei, die ich hervorbringe; ſind hievon meine Ahnen die Urſache? Bringt man dieß Opfer alten Urkunden? Bei weitem konnte ich Dir lebend nicht ſo gut antworten, als jetzt durch meinen Tod. — — Was hör' ich; Mirabeau todt! Welche Läſterung! Jetzt fängt er erſt an zu leben! Nein, das iſt kein Leichenbegängniß; nein, das iſt

kein Leichenzug, den ich geſehen; ein Triumph iſt es, ſo wie ihn nie ein Held des alten Roms erhielt. Die Schätze Aſiens ſind zwar nicht dabei zur Schau getragen; man ſieht keine gefangne Könige in Ketten; der einzige Mirabeau macht die ganze Zierde dieſes Triumphs aus. Sein Bild ſchwebt jedem vor Augen. Sein Name ertönt aus Jedermanns Munde. Allenthalben iſt **Mirabeau** der Rächer des Vaterlandes, die Stütze der Konſtitution und der Freiheit; allenthalben die Bilder des Despotismus und der Tyrannen, die **Mirabeau's** Beredſamkeit zu Boden ſchlug. Ich verlaſſe ihn in dieſem Augenblicke. Ich habe ihn auf dem Gipfel des Ruhms gelaſſen; ich ſah, daß man ihn unter die Unſterblichen verſetzte, ihm Altäre errichtete, ich ſah ſeinen Dienſt und ſeine Tempel. In der prächtigen Baſilike der heiligen Genevieve genießt er göttlicher Ehre, und wird immer zwiſchen **Voltaire** und Rouſſeau,

an der Seite des Carteſius angerufen werden. Ich ſah ihn vorübergehen. Die ganze Stadt Paris, ein unermeßliches Volk, die Armee, eine Million Menſchen, ja ganz Frankreich begleitete ihn in ſeinen Repräſentanten. Dieſe Gemälde ſind zu hoch für meinen Pinſel; ich leg' ihn nieder. Ich will lieber die Klugheit des griechiſchen Malers nachahmen, der das Geſicht Agamemnons mit einem Schleier bedeckte, weil er fürchtete, den Ausdruck daran zu verfehlen. Ich habe den Grafen Mirabeau in der Schweiz gut gekannt, während er ſeine Lettres de cachet daſelbſt drucken ließ. Ich ſtelle mir ihn vor, wie er den Gefängniſſen Frankreichs entflohen, in Holland ohne Zufluchtsort und ohne Brodt umherirrte; wie er ſich bei einem Buchhändler vermiethete, und, um leben zu können, die Ueberſetzung von einem Werke übernahm, wovon er die Sprache nicht verſtand; wie er ſich eine Grammatik

und ein Wörterbuch kaufte, und durch das Ueberſetzen das Engliſche lernte. (Ich habe dieſe Anekdote aus ſeinem eignen Munde.) Sonderbar iſt es, dieſe Epoche ſeines Lebens mit derjenigen zuſammen zu ſtellen, wo er neulich in ſeiner Krankheit in ſeinem Bette Bürger und Weiber von allen Ständen hat ſehen oder hören können, wie ſie haufenweiſe zu ſeiner Straße hineilten; wie das Volk nach der Chauſſée d'Antin ſtrömte, wie dieſe Menge ſein Haus umgab, und unruhige und verwirrte Blicke auf deſſen Mauern und Fenſter heftete; wie ſie die Aerzte umringten und ſie fragten; wie die öffentlichen Ausrufer jede Stunde in den Straßen von Paris eine neue Anzeige (Anthetin) von ſeiner Krankheit verkauften, und niemals genug hatten, die Ungeduld des Publikums zu befriedigen; wo er einen Vorſchmack der Unſterblichkeit genoß, wenn er ſich bei dem warmen Intereſſe, das er einflößte,

bei der allgemeinen Beſtürzung, ſich vorſtellen konnte, wie gleichſam ſein Ende ein allgemeines Unglück verbreiten würde. In der That, man hätte glauben ſollen, mit ihm ſtürbe die franzöſiſche Freiheit.

Stellen Sie dieſen Schreck, dieſe Beſtürzung, dieſen allgemeinen Schmerz, dieſes Klaggeſchrei neben die Gleichgültigkeit und das tiefe Stillſchweigen, unter denen Hr. Necker in Frankreich verſchieden und daraus verſchwunden iſt. Vergleichen Sie dieſe Gleichgültigkeit und dieß Stillſchweigen mit dem Geräuſch, das er im Julius 1789, bei ſeinem triumphirenden Einzuge in Paris, machte. Stellen Sie dann das prächtige Leichenbegängniß Mirabeau's, dieſe außerordentliche Ehre, den öffentlichen Ausruf als einen großen Mann, die Abgötterei, die Trunkenheit des Volks zu Paris neben Mirabeau den beſchimpften, der

von demſelben Volke einige Monate vorher mit Wuth beleidigt wurde; neben Mirabeau, dem man mit der Laterne drohete, weil er, ſelbſt nur mit furchtſamer Hand, das Gleichgewicht hatte erhalten wollen, da er ſich bemühete, der ausübenden Gewalt das Recht des Krieges und Friedens zu verſchaffen. Und nun würdigen Sie jene Chimäre, die man Aufſehen, Ruf nennt! und ſagen, ob es etwas thörichters, bizarrers und eigenſinnigers giebt, als das, was man Ruf (reputation) nennt!

Man kann nicht an dieſen ſonderbaren Wechſel denken, ohne ſich jenes ſinnreichen Ausſpruchs zu erinnern, den Kromwell, mitten unter dem Zuruf des Volks, das ſich an ihn drängte, fallen ließ: Wenn ich zum Schafott ginge, würden ſie mich noch mehr beklatſchen. So iſt das Volk, ſo iſt ſein wahres Bildniß. Es iſt immer leidenſchaftlich; man

lenkt

lenkt es. Es läuft, wohin es getrieben wird, und wohin es laufen ſieht. Die Hinrichtungen auf dem Greveplatze, die Wunder des heiligen Paris, der Leichenzug eines großen Mannes, intereſſiren es gleich ſtark. Alles, was Schauſpiel iſt, zieht es an, alles Lebhafte reizt es. Es würde ſeine Wuth an den Leichnamen Voltaire's und Rouſſeau's ausgelaſſen haben, wenn man es dazu angetrieben hätte. Es würde ſie als Gottloſe wieder ausgegraben haben. Jetzt wird es mit Entzücken ihrer Vergötterung beiwohnen: O Mirabeau, ich ſchließe mich an die, die dich für groß erklären, weil du es wirklich warſt. Genieße deines Ruhms, du verdienſt ihn; aber wie wenig fehlte noch, ſo warſt du deſſelben beraubt! Schickſal, Umſtände, Ohngefähr, Glück regieren Menſchen und Begebenheiten, und entſcheiden über ihren Erfolg.

Es wäre mir leicht zu zeigen, daß ſeine Meinungen über das veto, das Recht des Krieges und Friedens, und den Entwurf eines Geſetzes über die Emigranten und die Staatsbediente, mit ſeinen Principen im Widerſpruche ſtanden. Dürfte man ſodann daraus nicht ſchließen, daß er an ſeine Grundſätze nicht glaubte? daß er einen zu richtigen Kopf hatte, um nicht die ganze Gefahr der myſtiſchen Lehren von Gleichheit, Einheit und Simplizität zu fühlen? daß er ſich nur deswegen gezwungen ſah, ſie anzunehmen, um eine Rolle bei der Revolution ſpielen zu können? daß er durch die Partei, für die er ſich erklärt, gefeſſelt, ſeine wahren Meinungen eben ſo wenig, als die ganze Stärke ſeines Genie's entwickeln konnte? daß er gerade im Begriff war, ſeinen Talenten freien Lauf zu laſſen, als ihn der Tod hinweg raffte? und daß Letzteres ſich dadurch beſtätigte, daß er anfing, die

Aufrührer jeder Sekte und jedes Syſtems zu beſtreiten? um auf die Weiſe ein richtiges Mittel zwiſchen den heftigſten Köpfen aller Parteien zu halten? Nur noch ein Wort, und ich ſchließe. Es iſt ſehr wichtig. **Mirabeau** gab Anlaß dazu. Es entſpricht ihm, und vielen andern. Die Philoſophie kann die Liebe zum Ruhm nur für ein großes und erhabnes Vorurtheil anſehen. Ohne dieſes Vorurtheil giebt es gar keine bürgerliche Geſellſchaft. Aber dieß Vorurtheil, ſo wie das des Adels, iſt weſentlich gegen die Gleichheit gerichtet. Was iſt Liebe zum Ruhm anders, als Durſt nach Auszeichnungen? Den Ruhm lieben, heißt Gleichheit haſſen und verabſcheuen. Die Politik erweckt dieſe Liebe, und dieß iſt ihr nothwendig. Die Philoſophie hingegen verſchmähet ſie, und die Religion macht ſelbſt ein Verbrechen daraus. Beide erheben ſich über den Ruhm. Die eine ſieht nur Stolz in ihm, die

andre Eitelkeit. In dieſer Hinſicht, und wenn man bedenkt, worauf der Erfolg einer Sache ankommt und wovon der Ruf abhangt, ſo hat Jean Jacques nie etwas Tiefers und Wahrers geſagt, als: Hat je die Eitelkeit Jemand auf Erden glücklich gemacht, ſo war ſicher dieſer Glückliche nur ein Thor.

Paris, den 4. April 1791.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Vorrede des Verfaſſers . . . Seite III

Vorrede zu der Ueberſetzung . . . IX

Erſter Brief an den Baron von E... zu L... in der Schweiz über die Eröffnung der Reichsſtände den 5. Mai 1789 (vom 10. Mai) . . . 1

Zweiter Brief an denſelben über die Revolution im Julius 1789 (vom 10. Auguſt 1789) . . . 8

Dritter Brief an denſelben über die Urſachen der Revolution (vom 30. Oktober 1789) . . . 124

Vierter Brief an die Gräfinn von F... über die Revolution im Oktober 1789 (vom 30. November 1789) . . . 153

Fünfter Brief an dieſelbe zu London über verſchiedne Gegenſtände (vom 30. Januar 1790) . . . 227

Sechſter Brief an dieſelbe über die wahre oder vorgebliche Verſchwörung des Marquis de Favras und über den 4. Februar (vom 11. Februar 1790) 238

Inhalt.

Siebenter Brief an dieſelbe, Folge des vorhergehenden und über verſchiedne andre Gegenſtände (vom 25. März 1790) S. 257

Achter Brief an den Baron von E... zu L... in der Schweiz über Nummer 65 des Courier de Provence vom Grafen von Mirabeau (vom 30. November 1789) 288

Neunter Brief an denſelben über J. J. Rouſſeaus Einfluß auf die Revolutionen Frankreichs (vom 10. Junius 1790) 299

Zehnter Brief über die Verbündung des 14. Julius 1790 und die Arbeiten auf dem Merzfelde (vom 10. Auguſt 1790) 323

Eilfter Brief an denſelben über den 19. Junius 1790 (vom 31. December 1790) 354

Supplement zum eilften Briefe (vom 28. März 1791.) 476

Nachſchrift über den Tod des Grafen von Mirabeau (vom 4. April 1791) 491

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Escherny, François L. <<d'>>

Briefe eines Einwohners von Paris an seine Freunde in der Schweiz

Berlin 1791

Gall.rev. 117
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10421064-6
VD18 14798514-001